P. O. germ.
617 htc

Hesekiel

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt.
Nur im Lesesaal benutzbar.

19. JAN. 2016

91

Bayerische Staatsbibliothek
<36649078500017

Nürnberger Tand.

Erster Band.

740 F

Nürnberger Tand.

Eine Geschichte
aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Ludovica Hesekiel.

Eine Erzählung aus alten Zeiten,
Die Thaten aus Tagen vergangener Jahre.
Ossian.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1888.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erstes Kapitel. Die Wildenreuther.	1
Zweites Kapitel. Die schöne Else.	28
Drittes Kapitel. Der Versucher.	54
Viertes Kapitel. Die grauen Reiter. . . .	82
Fünftes Kapitel. Die Gans aus Böhmen. .	102
Sechstes Kapitel. Der heilige Heinrich. . . .	124
Siebentes Kapitel. Der Wanderer.	151
Achtes Kapitel. Wilfriede.	172
Neuntes Kapitel. Der Scheidende.	192
Zehntes Kapitel. Der Hussit	213
Elftes Kapitel. Der neue Kurfürst.	234
Zwölftes Kapitel. Crucifix.	250
Dreizehntes Kapitel. Blond und Schwarz. .	266
Vierzehntes Kapitel. Agathe.	291
Fünfzehntes Kapitel. Haydin.	315
Sechszehntes Kapitel. Der Ritter.	336
Siebzehntes Kapitel. Der Verfehmte. . . .	358
Achtzehntes Kapitel. Der Heimkehrende. . .	372

Erstes Kapitel.

Die Wildenreuther.

Zwar ich muß es selbst bekennen
Es ist ein sehr fernes Land,
Das mich seinen Gast wird nennen,
Doch wie weit es abgewandt
So ist doch nur eine Welt.
Die uns Beide doch behält.
Paul Flemming.

Mitten in einer großen, von Wald umgrenzten Ebene liegt zu beiden Seiten des Priegnitz-Flusses die alte Reichsstadt Nürnberg. Wall und Graben, die Landwehr genannt, umzogen ehemals in weitem Bogen das Gebiet derselben; mit zahlreichen Wachtthürmen war der Wall besetzt und eine zweite Mauer mit schlanken Thürmchen und Erkern vermehrte noch die Festigkeit der trutzigen, viel angefeindeten Stadt. Auch die doppelten Thore und Fallbrücken bewiesen, daß die Nürnberger vorsichtige Leute waren, die solche Vorsicht freilich auch nöthig hatten. Hoch über die

Mauern aber ragten die stolzen Thürme von Sebald und St. Lorenz herüber und über die Thürme hinweg blickte die alte Kaiserburg mit der Linde, die einst die fromme Kaiserin Kunigunde gepflanzt haben soll. Nicht weit davon erhub sich die Veste des Burggrafen, die eine Mauer von der Stadt trennte.

So krumm und eng auch Nürnbergs Straßen waren mit ihren Lauben, Erkern und Söllern, so harmlos auch das Vieh durch die Gassen auf die Weide trabte, so war's doch sauberer als in mancher anderen Stadt, denn die Straßen waren gepflastert und an den Häusern entlang lief ein Steinweg. Fröhliches Leben und Treiben herrschte in der Stadt an einem der letzten Maitage des Jahres 1412; auf dem Markt boten die Bauern aus dem nahen Knubeles- oder Knoblauchs Land ihre Gemüse feil, unter den Lauben hämmerten die Goldschläger, schnitzelten die Bildschnitzer, näheten die Huterer und Nestler, aus den Häusern der Lebzelter drang ein süßer Duft von Wachs und Honig auf die Gassen; würdige Rathsherren schritten in feierlicher Tracht dem Rathhause zu; stolze Junker trieben allerlei Kurzweil mit den Bauerndirnen, wobei die Schellen an ihren Gewändern lustig klingelten; schwer bepackte Fracht-

wagen fuhren langsam durch die Gassen und führten die Nürnberger Waren, den Nürnberger Tand hinaus in die weite Welt, denn Nürnberger Tand ging durch alle Land.

Am lautesten aber schien das Leben auf dem großen Platze vor der Sebalduskirche zu sein und das ernste Gotteshaus mit seinen beiden mächtigen Thürmen bot in seiner strengen Schönheit einen seltsamen Gegensatz zu der lauten Lust, die um dasselbe herum tobte. War's doch Donnerstag, an dem allwöchentlich vor der Sebalduskirche großer Weinmarkt gehalten wurde. Über hundert Wagen standen da dicht neben einander, von ihren Fuhrleuten und von bewaffneten Knechten bewacht. Das waren die Hemdenmätze aus Bamberg, also genannt wegen ihrer weißen Kittel, die brachten jungen Frankenwein, da waren die Würzburger, die ihr edeles Gewächs den reichen Patriziern feil boten, ja vom Rheine her kamen sie mit erlesenem Getränke und nicht nur die von den Geschlechtern, nein auch mancher zünftige Handwerker erhandelte sich ein gutes Tröpflein, denn das Geld war in Nürnberg nicht rar. Zwischen dieser Wagenburg hindurch drängte sich zuweilen eine ehrbare Matrone in dunkelm Gewand und weißer Haube, ein jung Mägdlein an den Händen, das sittig die Augen niederschlug,

wenn die Junker es gar zu dreist anstarrten, und mit der Alten in der Kirche verschwand, um zu beten.

Dann trat wohl einer der schmucken Junker in die Kirchenthür und harrte, bis die Maid ausgebetet hatte, um ihr zierlich das Weihwasser zu reichen, wobei die Schellen an seinem Gürtel leise klangen. Und über dem Allen legte ein blauer Maienhimmel, von dem die Sonnenstrahlen hernieder schossen wie feurige Pfeile, so daß die kleinen Fenster des Chörleins am Pfarrhofe von Sebaldus blitzten wie Edelsteine.

Der Weinhandel war just im besten Gange, als ein Reiter, von einem ebenfalls berittenen und bewaffneten Knecht begleitet, durch die Weißgerbergasse auf den Weinmarkt zu trabte; also nannte man den Platz von dem Weinverkauf. Er näherte sich einem der Wagen, an den sich ein Fuhrmann müßig lehnte, während ein alter Kerl in einem Lederwams eifrig mit einem stattlichen Manne feilschte, der ein langes braunes Gewand und auf dem weißen Haar eine hohe schwarze Mütze trug. Ein junger Schottenmönch mit stillem, ernstem Angesicht sah ihnen zu, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Reiter, der sich jetzt der Gruppe näherte,

war kriegerisch gerüstet; der Helm mit der Halsbrünne und dem spitzen Visir, das geöffnet war, bedeckte das Haupt und ließ nur das feine, leicht gebräunte Antlitz mit den dunkelblauen Augen frei; über dem Brustharnisch trug der Mann, der etliche vierzig Jahre zählen mochte, den Lendner oder Waffenrock, der um die Hüften mit einem breiten Gürtel geschlossen war. Der Lendner war von grüner Farbe mit silbernem Rande, auch die eisernen Handschuhe waren grün gefüttert. Die Beine waren mit Eisenschienen umgeben, auch die Füße waren ganz in Metall gehüllt. An der Seite trug der Reiter ein Schwert mit einem einfachen, aber mächtigen Griff; der ihm folgende ähnlich ausgerüstete Knecht trug den Schild, der ein silbernes Einhorn im grünen Felde zeigte. Auf diesen Schild war der Blick des jungen Schottenmönches gefallen; er mußte das Zeichen erkannt haben, denn er blickte von dem Schilde hinauf zu dem älteren Reiter, der wie der Knappe silberne Sporen trug, und verneigte sich dann ehrerbietig. Zu gleicher Zeit rissen der Fuhrmann und der Knecht ihre Kappen ab, während der alte Mann seine Mütze nur ein wenig lüftete.

„Ei, Bruder Conrad," rief der Reiter dem

Mönche zu, „wollt Ihr auch unter meine Kundschaft gehen; ist nicht eben thöricht von Euch gehandelt, denn es ist kein schlechtes Tröpflein, das ich auf meinen Bergen gewinne und sicher gen Nürnberg sende.“

„Ich weiß nichts vom Weine,“ entgegnete der Mönch ernst, „ich warte nur, bis der Meister Briefmaler hier mit Eurem Knechte wird handelseins geworden sein; dann wollt' ich dem Endres das Gebetbüchlein mitgeben, das ich für Eure Frau geschrieben und gemalet habe.“

„Bist doch ein dankbar Gemüth, Conrad,“ lachte der Reiter, „will hoffen, daß meine Frau Freude hat an Deiner Malerei, und thut mir leid, daß hier kein Ort ist sie zu beschauen. Hast aber das Büchlein auch ordentlich verpackt, denn der Endres ist kein zarter Gesell?“

„Hab' noch immer Alles heil und ganz nach Burg Wildenreuth gebracht,“ murrte Endres, „werd' also auch das Büchel nicht zu Schaden kommen lassen, gebt's nur her, frommer Bruder.“ Der Mönch zog ein Päcklein aus seiner Kutte und reichte es dem Knecht; mit seltsam leuchtenden Augen verfolgte der Greis das Päcklein, so daß es dem Reiter auffiel und er freundlich fragte: „Ihr scheint auch nicht ohne Neugier zu

sein, zu schauen, was Bruder Conrad gemalet hat, Meister Lodter?"

„Habt Recht, Junker," erwiderte der Briefmaler, „die Mönche wissen gar säuberlich zu malen und ich möchte dem Bruder Conrad gern eins absehen."

„Wüßte nicht, wozu Ihr von meiner Malerei Gebrauch machen könntet," sagte der Mönch und es zuckte wie Hohn um seinen Mund, „so viel ich weiß, malt Ihr des Teufels Buch." „Gedichtlein male ich und Heiligenbilder," fuhr der Briefmaler auf, „so gut wie Ihr, und ernähre noch Weib und Kind damit; freilich was weiß ein Mönch davon!"

„Malen nennt Ihr, wenn Ihr aus Holz Buchstaben und Figuren schnitzt, sie in die Farbe tunkt und auf das Blatt drückt!" höhnte der Mönch.

„Man muß leben," erwiderte Meister Lodter kalt, „ich bin aber nicht nur ein Briefdrucker, sondern wirklich ein Briefmaler."

„Laßt's gut sein, Meister," unterbrach ihn der von Wildenreuth, und Du, Conrad, schweig auch. „Ja so," unterbrach er sich, als er eine Wolke auf des Mönches Stirn sah, „vergaß ich's doch immer wieder, daß meines Hörigen Sohn ein geistlicher

Herr geworden ist, zu dem ich Ihr sagen muß, und dem ich nichts zu befehlen habe."

„Ich gehorche Euch aber doch," fiel der Mönch ein, „denn Ihr seid der Gemahl der edlen Frau, auf deren Fürbitte hin mir's möglich ward, ins Kloster zu gehen, und mit dem Meister will ich auch nicht streiten, denn Gottes Wort sagt, daß wir sollten friedfertig sein."

„Ja, wenn Ihr mit Gottes Wort kommt," lachte der Meister, „dann sind wir freilich geschlagen, hättet nur eher dran denken sollen, denn Ihr fingt den Hader an:"

Der Mönch murmelte etwas vor sich hin, barg die Hände wieder in seiner Kutte und entfernte sich langsam, ohne die Dankesworte des Wildenreuthers für das Gebetbüchlein zu beachten. Der schüttelte den Kopf und wandte sich an den Briefmaler mit der Frage: „Kommt mein Bub ordentlich zu Euch in die Lehre und lernt er fleißig?"

Das Angesicht des Meisters erhellte sich. „Freilich kommt das Junkerlein, nicht so oft, wie Ihr und ich wohl möchten, solch junges Blut hat gar viel zu schaffen mit allerlei Kurzweil, aber lernen thut es, daß mich's oft Wunder nimmt. War mir 'ne Ehr, als Ihr mir sagtet,

ich solle Euren Sohn unterweisen, jetzt ist's mir 'ne Freud! Was war das?" unterbrach sich der Meister. Auch der Reiter, die Fuhrleute, die Knechte lauschten.

„Das Armsünderglöcklein," sagte ein Stadtknecht, „sie flechten eine Kindesmörderin aufs Rad."

Todtenstille herrschte plötzlich auf dem Weinmarkt; Alle hatten ein Kreuz geschlagen und beteten jetzt schweigend ein Vaterunser für die arme Seele. Dann drang von fern her ein dumpfer Trommelwirbel in die Stadt hinein, Jeder athmete auf, das Furchtbare war geschehen, da erhub sich plötzlich von der Irrergasse ein furchtbares Geschrei und der dumpfe Ton einer Trommel. „Der Löw, der Löw," gellte es, und über die Käufer und Verkäufer auf dem Weinmarkt kam es wie wilder Zorn, so daß sie mitschrieen: „Der Löw, der Löw!"

War aber nirgend solch ein Unthier zu sehen, sondern nur ein Leiterwagen, der vor dem Hause eines Brauers hielt. Vor dem Leiterwagen aber stand ein Henkersknecht, der vollführte auf seiner Trommel den Höllenlärm; eine dichte Menschenmenge umgab ihn, hütete sich aber, auch nur sein Gewand zu berühren.

„Hat der Pancratz Triele schädlich Bier gebraut?“ fragte der von Wildenreuth jetzt.

„Muß wohl so sein,“ antwortete der Briefmaler, „da ihm der Rath den Löw schickt.“

Unterdessen hatten die Stadtknechte angefangen, alle in der Brauerei befindlichen Bierfässer auf den Wagen zu laden, um ihren Inhalt in die Pegnitz zu schütten, während der Umstand noch immer wie toll schrie: „Der Löw, der Löw!“

Niemand aber lachte und schrie lauter, als ein etwa sechzehnjähriger Junker in einem grünen Trappert, einem weiten ärmellosen Oberkleide, das über den Kopf gezogen wurde, unter dem die weiße Schecke oder Jacke sichtbar wurde, rothe Beinkleider und Schuhe mit langen Schnabeln, um die Hüfte aber einen Schellengürtel. Ein grüner Filzhut mit schmaler Krempe bedeckte das braune Haar, das dicht und glänzend fast bis auf den Nacken fiel. Der Junker hatte ein hübsches, offenes Gesicht mit regelmäßigen Zügen und leuchtenden braunen Augen; Alles an ihm sprühte von Lust und Leben und die schlanke geschmeidige Gestalt schien keine Ruhe zu kennen.

Der von Wildenreuth hatte den lachenden, kecken Gesellen, der hier ein Mädchen an den

langen Haarzöpfen zupfte, dort einem Burschen die Kappe vom Kopfe schnellte, kaum ins Auge gefaßt, als er sich höher aufrichtete, die hohle Hand an den Mund legte und mit Donnerstimme rief: „Heinz!“

Nun hörte zwar mancher Mutter Kind in Nürnberg auf diesen Namen, es wandten auch ein paar Gesellen die Köpfe, das Junkerlein im grünen Trappert aber drängte sich mit einem Male, seine Ellenbogen fleißig gebrauchend, aus dem Knäuel heraus und war dann mit drei großen Sprüngen auf dem Weinmarkt. Mit lachenden Augen stand er jetzt vor dem Reiter, seine weiten Sprünge hatten ihn nicht außer Athem gebracht und sein leicht gebräuntes Antlitz zeigte keine tiefere Färbung, aber die helle Freude glänzte darin, als er sich jetzt über die Hand neigte, die ihm der Reiter vom Pferde herab entgegenstreckte.

„Grüß Gott, Herzvater,“ rief er dann fröhlich „hätt' ich gedacht, Euch heut in Nürnberg zu finden, so wäre ich nicht hinter dem Löw hergelaufen.“

„Sondern wär' zum Meister Lodter gegangen, damit ich denken sollte, ich hätte den sittigsten Sohn im ganzen Frankenlande.“

„Ja, wenn Meister Lodter nicht auf dem Weinmarkt wäre!“ lachte Heinz Wildenreuth und der Vater lachte mit. „Komm jetzt mit hinauf zur Burg,“ sagte er dann in befehlendem Tone, „der Burggraf harrt meiner!“

Der Junker sah einen Augenblick prüfend in des Vaters Antlitz. „Ihr wollt mitziehen gen Brandenburg, Vater?“ kam es denn wie zögernd von seinen Lippen.

„Ja, mein Bube,“ erwiderte der Andere mit leuchtenden Augen, „seit ich Anno 1355 bei Döffingen mit dem Greiner schlug, hab' ich mein Schwert nicht gezogen und seit ich ein Jahr später zum Fürstentage nach Eger ritt, habe ich Frankenland nicht mehr verlassen. Soll mir gut thun, mal wieder fremde Luft zu athmen, und an einer gerechten Fehde wird's doch in dem rauhen Lande da oben nicht fehlen.“

„Und ich soll hier bleiben?“ fragte Heinz unmuthig.“

„Ein Knabe, dem's noch Freude macht Bierfässer mit auszuschütten, taugt nicht in Kampf und Streit,“ wehrte der Vater fast streng ab; „was macht Cäcilia, mein hochgemuthes Töchterlein?“ fuhr er fort, als wolle er dem Sohne jede weitere Einrede abschneiden.

„Wirft mit Körben um sich und schilt mit ihrem Bruder," entgegnete der Junker unwirsch.

„Mit Letzterem wird's wohl in Ordnung sein," erwiderte der Vater, „um was schilt sie denn den Bruder?"

„Daß er sich am Sonnenschein freut, so lange er da ist, nicht an Sturm und Regen denkt, wenn der Himmel blaut, lieber lacht als weint, lieber Kurzweil treibt als ihre Mahnungen anhört, kurz, weil er sechzehn Jahr ist statt sechzig."

„Ihr seid beide Narren," fiel der Vater ein. Sie waren schon ein gut Stück fürbaß gekommen, der Vater zu Pferd, der Sohn zu Fuß. Dem Knechte hatte Heinz die Hand geschüttelt und ihn beneidet, daß er mit hinausziehen durfte zu Kampf und Fehde.

„Meister Lodter ist zufriedener mit Dir als Deine Schwester," begann der ältere Wildenreuther nach einer Weile, „das Malen sagt Dir zu?"

„Ich mag's wohl leiden," erwiderte Heinz, „und hätte ich eine Dame, ich wollte ihr ein Liebesbrieflein malen, daß sie von Allen beneidet werden sollte."

Der Vater runzelte die Brauen. „Ich meine mit dem Liebesbrieflein hat es noch eine Weile Zeit, so ein Kindskopf wie Du sollte davon noch gar nichts wissen.“

„Dann hätte ich nicht seit zwei Jahren am Hofe sein dürfen,“ lachte Heinz keck, „und, Vater wenn ich eine Dame haben wollte, ich fände heute Eine!“

„Heinz,“ wies ihn der Vater zurecht, aber er konnte den hübschen frischen Buben nicht Lügen strafen. „Magst den Meister Lodter leiden?“ fragte er, von dem gefährlichen Gegenstand ablenkend.

„Meister Lodter ist ein Mann so fromm und tugendlich, Vater,“ erwiderte der Sohn in ehrlicher Anerkennung, „daß ich große Stücke auf ihn halte, seine Waffe kann er dabei führen wie ein Edelmann und Abends, wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, geht er nicht in die Trinkstube, sondern in die Singeschule, denn trotz seines Alters hat er noch eine klare Stimme.“

„Und sein Weibervolk, seine Söhne?“

„Seine Söhne lernen mit mir und gehen Abends mit ihm singen; sein Weib ist sanft und freundlich, seine Töchter seh' ich wenig, würd's aber nicht wagen, mit ihnen Kurzweil zu treiben;

die Vefi würde ausholen und meine Wange mit ihren fünf Fingern bekannt machen, trotzdem ich ein Edelmann bin, die Susi aber würde mich ansehen so stolz und fürnehm, daß ich sie für jeden dummen Gedanken würd' um Verzeihung bitten müssen."

Das Gesicht des Vaters hellte sich auf; die ruhige Offenherzigkeit des Sohnes gefiel ihm offenbar; jetzt hielt er sein Roß einen Augenblick an, legte ihm die eine Hand auf die Schulter und sagte sehr ernst: „So hast Du also das Bürgerpack achten und lieben gelernt?"

Eine heiße Blutwelle schoß in das hübsche Knabenantlitz; die klugen, braunen Augen blickten fast bittend zu dem Vater auf; dann fragte er: „Vater, gabt Ihr mich darum dem Meister Lodter in die Lehre und nicht dem Klosterbruder?"

Der Wildenreuther nickte. „Ich wollte das böse Wort nicht noch einmal von den Lippen meines Sohnes hören, das ich ihn vor Jahresfrist im Uebermuth ausstoßen hörte. Er hatte vergessen wie seines Hauses Wappenspruch lautet."

„Justitia et Clementia", flüsterte Heinz und seine Augen wurden feucht.

„Vergiß es nie wieder," mahnte der Andere mild, „und denke daran, daß sie in Franken

sagen: Gerecht wie ein Wildenreuther, Dein Wort war weder gerecht noch mild."

Heinz gab keine Antwort, schweigend reichte er dem Vater die Hand, der schüttelte sie ihm ebenfalls wortlos, sie hatten sich verstanden ohne zu sprechen.

Die beiden Reiter und der Junker hatten die Stadt längst hinter sich; sie mußten jetzt einen weiten Umweg durch Feld und Wiesen machen, um die Feste des Burggrafen zu erreichen zu der Niemand von der Stadtseite aus unmittelbar gelangen konnte.

„Habt Ihr mir keinen Gruß von der Frau Mutter und Klein-Flori mitgebracht!" unterbrach Heinz endlich das Schweigen.

„Gar viele von Beiden," erwiderte Wildenreuther, „ich wußte nur nicht, ob Du ihnen nachfragen würdest; Du hast nicht viel Herz für die Stiefmutter, die Dich doch gar lieb hat und Flori — nun ja, sie ist nicht Deiner Mutter aber doch meine Tochter!"

„Vergebt, Vater," erwiderte Heinz, „ich verehre mein zweites Mütterlein wie ein rechter Sohn, ich neide auch Klein-Flori Eure Liebe nicht, es thut mir nur manchmal weh, daß Ihr

meine Mutter, die doch so schön und klug war, weniger lieb hattet."

„Du bist ein Thor," schalt der Vater, vielleicht um eine gewisse Wehmuth zu unterdrücken, „ich habe Deine Mutter sehr lieb gehabt, wir sind sehr glücklich mit einander gewesen."

„Aber doch nicht so wie Ihr und Mutter Hedwig!"

„Es ist nur ein anderes Glück, mein Bube," erwiderte Wildenreuth, „sieh, Deine Mutter, meine selige Flori, war mir bestimmt von Kind an, mein Vater hatte sie mir ausgesucht, meine Hedwig aber hab' ich mir selbst erwählt und sie erst ihrer ganzen Sippe abgetrotzt; es war das einzige Mal, daß ein Wildenreuther auf Stegreif geritten ist und eine „Nahme" nach Hause gebracht hat. Verstehst Du mich jetzt, mein Heinz?"

„Ja, Vater," erwiderte er mit leuchtenden Augen und der fuhr fort: „Darfst mich auch nicht anklagen, daß ich weder gerecht noch mild verfahren sei, als ich Hedwig von Sachsberg entführte, denn ihre schlimmen Vettern wollten sie zwingen ins Kloster zu gehen und ihr Vater hatte mich sterbend zu ihrem Vormund ernannt. So war's doch gerecht und milde, das einzige

Mal, daß ein Wildenreuth Raubritter war. Wollte Gott es hätte nie andere gegeben im Frankenland."

„Heinz," fuhr er plötzlich auf, als sähe er ein Schreckbild vor sich, „Du wirst nie rauben und nehmen!"

Der Junker schüttelte das braune Gelock aus der Stirn, in die es immer wieder hineinfallen wollte, die Mütze hatte er längst abgenommen und trug sie in der Hand, „es wäre unrecht Gut, Vater, das würde mich wenig ergötzen."

„Und nun eine andere Frage, Heinz," begann Wildenreuth von Neuem, „ist Ohm Philipp schon auf der Veste?"

„Seit gestern, Vater," erwiderte Heinz, „und absonderliche Reden hat er wider mich geführt, als säßen wir zu Unrecht auf Wildenreuth; er hatte mich zum Lachen gemacht, die thörichte Cilli aber weinte."

Der Vater biß sich auf die Lippen. „Es ist ein seltsam Ding Heinz, um des Oheims Anspruch, wir müssen dem weiter nachforschen, wenn wir wieder daheim sind, einstweilen ziehen wir Beide gen Brandenburg."

Der Junker war leichenblaß geworden. „Es ist also doch nicht nur zum Lachen," murmelte

er, „habt Ihr Euch verfeindet mit dem Oheim Philipp, Vater?“

„Nein, da sei Du ruhig, wir Beide verfeinden uns nicht, aber wir heißen Beide Wildenreuth und klar muß es werden, wer einst auf dem alten Nest zu Recht horsten darf, Du oder Dein Vetter Arnulf!“

„Das Wochenkind,“ höhnte Heinz, seine Lippen zitterten, seine Augen funkelten, die rechte Hand schien nach einer Waffe zu suchen. Erstaunt sah ihm der Vater zu; der anscheinend so gedankenlose Knabe war also auch fähig zu zürnen und zu grollen, mit leidenschaftlicher Liebe an dem Erbe der Väter zu hängen, und Ludwig Wildenreuth athmete tief auf.

„Laß das jetzt Alles bei Seite,“ nahm er wieder das Wort, „wenn wir Beide heimkehren aus Brandenburg, dann wollen wir einmal die alten Urkunden hervorsuchen, Du kannst lesen, Du kannst Latein, Du selbst sollst uns sagen, ob die Männer des Rechts, die wir um Rath fragen wollen, uns nicht betrügen und Falsches heraus lesen aus den alten Pergamenten. Sie werden uns verhöhnen und sagen, solche Dinge entscheide am Besten das Schwert, aber ein Wildenreuther zieht das Schwert nicht wider den

Andern und das Schwert wird zu viel gezogen in diesen wirren Zeiten."

Sie hatten unterdessen die Veste des Burggrafen erreicht; Heinz führte sie durch ein Pförtlein in der Mauer, das dem Gefolge des Burggrafen zum Ein- und Ausgang diente in den Burghof; für die Rosse war das Pförtlein ein wenig zu eng, aber es ging doch, nur mußten die Reiter vorher absteigen. Drinnen im Hof pfiff Heinz einem Knechte, der die Thiere an sich nahm; den Knecht führten ein paar andre Knechte mit sich fort. Heinz hing sich an den Arm seines Vaters und führte ihn in die große Halle des Pallas, obwohl Wildenreuth hier ebenso gut Bescheid wußte wie sein Sohn und der Führerdienste nicht nöthig gehabt hätte.

Kühl und dämmerig war es in der gewölbten bis zur halben Höhe mit Eichenholz vertäfelten Halle; die Fensterflügel mit den kleinen Scheiben aus trübem, schlechtem Glase standen weit offen, um die milde Maienluft einzulassen. An den Wänden standen bemalte mit Kissen belegte Truhen, die als Sitze dienten; mitten im Raume befand sich ein schwerer Eichentisch, um den sich allerlei Sessel mit und ohne Lehne reihten: ein Brettspiel und ein Würfelbecher, Weinkannen,

Bierkrüge und eine Schaale mit duftenden Maienglöcklein standen darauf.

Lärm und Leben genug herrschte in der Halle; da warfen ein paar Herren mit goldenen Rittersporen an den Füßen, ein Uttenhofen und ein Baisen sich die buntbemalten Karten zu und fluchten nicht ganz fein dazu; dort sang ein schwärmerischer Knappe ein Lied zur Harfe, die Hofmeisterin der adeligen Jungfern rauschte durch die Halle und befahl einem Fräulein, die sehr eifrig mit einem jungen Edelknecht plauderte, sich eilig in die Kemmenate der Frau Burggräfin an ihren Stickrahmen zu begeben. Ein Narr, dessen bunte klingende Tracht nur die Uebertreibung des Costüms der Andern war, hockte auf der Erde und schnitt Gesichter, welche die sauer-süßen Mienen des Jungferlein nachahmen sollten, die sich dem Gebote der Hofmeisterin wohl oder übel fügen mußte.

In einer Fensternische standen zwei ältere Herren in ernstem Gespräch beisammen; der eine klein, ein wenig verwachsen, mit blassem Gelehrtenantlitz, der Andere, groß und stattlich, hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit dem älteren Wildenreuth, dem er jetzt die Hand mit den Worten: „Da bist Du ja, Lutz, willkommen!“ hinstreckte.

Ludwig Wildenreuth legte seine Hand in die des Vetters, der Verwachsene aber sagte: „Unser gnädiger Herr wird sich freuen, daß seine Vasallen so eilig herzuströmen, um ihn nach Brandenburg zu geleiten; will nur wünschen, daß sie es ohne Sold thuen, denn es wird jetzt Sitte oder Unsitte, daß sich die Vasallen ihre Dienste bezahlen lassen."

Ludwig Wildenreuth runzelte die Brauen und ein düsterer Blick fiel auf den Verwachsenen. „Ich bin Niemandes Vasall, Doctor," sagte er finster, „und noch weniger verkaufe ich meinen Arm!"

„Weiß wohl," nickte der Doctor und zog seine schiefe Schulter höher, „Ihr nennt Euch einen Semperfreien, der Bischof von Würzburg aber denkt anders und wer weiß, ob die Wildenreuther ihn nicht doch noch als Lehnsherrn anerkennen!"

„Niemals," fuhr der, dem die Worte galten, auf, „lieber mag Burg Wildenreuth in Stücke fallen!" Dann wandte er sich an seinen Sohn, dem kein Wort des ganzen Gesprächs entgangen war, mit den Worten: „Hole mir Deine Schwester, Heinz!" und warf sich auf eine der Truhen. Die Kartenspieler hatten ihr Spiel beendet; sie be-

grüßten den Wildenreuth, dem ein Edelknecht einen Becher Frankenwein brachte. Der Doctor aber zupfte Herrn Philipp am Aermel und als der sich zu ihm niederbeugte, flüsterte er ihm ein paar Worte ins Ohr. Darauf wurde der Andere dunkelroth, dann bleich, endlich stieß er den kleinen, ganz schwarzgekleideten Mann unsanft mit den Worten von sich: „Hebe Dich weg, Satanas!“

Der nahm den Stoß nicht übel und die Bezeichnung Satanas schien er für eine Schmeichelei zu halten, denn er kicherte vor sich hin und rieb sich die Hände. Er war eben ein eigener Kauz der Pancratz Hefer von Bamberg, der zu Bologna die Würde eines Doctors beider Rechte erworben hatte und von dem Burggrafen mit der Verfechtung der schwierigsten Rechtshändel betraut wurde.

Während sich der Gelehrte kichernd und händereibend dem Tische näherte, um auch ein weniges zu bambergern, das heißt dem jungen Frankenwein zuzusprechen, wozu er als geborener Bamberger immerhin berechtigt war, schlug Heinz die große Flügelthür der Halle auf und ließ mit halb spöttischer, halb wirklich gefühlter Ehrerbietung seine Schwester in dieselbe eintreten.

Sämmtliche Herren fuhren von ihren Sitzen auf, selbst Doctor Helfer neigte sich und auch der Hofnarr erhob sich, es war als sei die Burggräfin selbst eingetreten, und doch war es nur ein achtzehnjähriges Jungfräulein. Aber einer Fürstin gleich war Cäcilie Wildenreuth anzuschauen, obgleich keine Krone, sondern nur ein silberner Reif ihr langes schwarzes Haar umschloß; auch an eine Lilie erinnerte sie mit ihrer überschlanken Gestalt und den langen weißen Gewändern, die von einem goldenen mit Schellen besetzten Gürtel gehalten wurden. Nicht ohne Stolz sah der Wildenreuther sein schönes dunkeläugiges Kind an, das ihm ehrerbietig die Hand küßte. Als er sich neigte, um ihre Stirn zu küssen, fiel aus der Tasche seines Lendners etwas zu Boden. Heinz bückte sich darnach und hob lachend eine buntbemalte hölzerne Puppe auf, wie sie die Nürnberger Drechseler zu verfertigen pflegten.

„Das ist ja Frau Noah aus Floris Arche," rief er, „ich kenn' sie an dem gelben Hut, Frau Sem hat einen rothen, Frau Ham einen blauen —"

„Wirf doch das Ding weg," sagte Fräulein Cäcilia unmuthig, der Vater aber kam ihr zuvor,

nahm das Püppchen und steckte es wieder in die Tasche. „Laß mir's immerhin," meinte er, „Flori wollte ihrem Vater noch ein Andenken mitgeben, Schärpen kann sie noch nicht sticken, da hat sie mir die Docke heimlich eingesteckt."

„Bringt uns nur Frau Noah unbeschädigt wieder heim, Vater," lachte Heinz, „tragt namentlich Sorge für ihren kostbaren Hut; klein Flori stampfte so niedlich mit den Füßchen, wenn ich sie Frau Noah nannte und behauptete, sie sähe der Docke ähnlich!"

Auf Fräulein Cäcilias Wangen wechselten die Farben, wie konnte der Vater des Bruders kindisches Geschwätz so ruhig mit anhören, wie gern hätte sie dem gedankenlosen Knaben die Wahrheit gesagt, aber der Vater war ja anwesend, da schickte sich's nicht und Fräulein Cäcilia that nie etwas Unschickliches. Auch hätte sie nie in Gegenwart Anderer die Lippen zu einem tadelnden Wort gegen einen ihres Hauses geöffnet, mochte es immerhin ihr jüngerer Bruder sein, dazu war sie zu stolz.

Sie saß jetzt neben dem Vater und fragte mit ihrer klaren Stimme:

„So wollet Ihr wirklich in jenes barbarische

Land, zu dessen Obristen sich der Herr Burggraf hat machen lassen, Herzvater!“

„Die Wölfe und Bären sollen dort herumlaufen, wie bei uns die Schafe,“ rief Einer der Ritter, „die Sprache der Bewohner versteht Niemand, die Frauen kämmen sich die Haare nicht, man weiß nichts von hohen Damen und prächtigen Burgen; das Fleisch wird roh verschlungen, obs Korn und Wein in den öden Haiden giebt, weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ sagte Doctor Hefer, „aber Männer giebt's darin, denen der Wagemuth aus den Augen blitzt, und treuherzigen Sinnes sind sie; ich habe ihrer Etliche zu Ofen gesehen im vorigen Jahr, wo der Kaiser ihnen den Burggrafen, meinen allergnädigsten Herrn, zu einem rechten Obristen und gemeinen Verweser der Mark gab. Ich sage Euch, diese Wenden Isleburg, diese Gänse zu Putlitz, Alvensleben, Schulenburg und Rintorf, ja sogar die Bürgermeister Meyns, Blankenfeld und Schulten, sie sind nicht zu verachten.“

„Und doch graut mir vor diesem Lande, Vater,“ sprach Cäcilia mit leichtem Schauder, „soll ich wirklich auch dorthin, wenn meine Fürstin einst ihrem Gemahle nachzieht?“

„Ich denke, Du gehst vorher noch mit einem Gemahle ins eigene Nest!“ erwiderte Wildenreuth.

Stolz warf sie den schönen Kopf zurück. „Ich wüßte Keinen, den ich möchte.“

„Ei Jungfrau,“ rief der Narr dazwischen, „vielleicht findet Ihr Einen in Mark Brandenburg, so 'nen Putlitz oder Alvensleben — hab' so närrische Namen nie gehört.“

„Schweig,“ zürnte die Jungfrau, der Narr aber kicherte leise vor sich hin.

„Ist der Herr Burggraf daheim?“ fragte Wildenreuth seinen Vetter, aber der konnte sich die Antwort sparen, denn draußen ertönte Hornesruf und Stimmengewirr, die Edelknechte rissen die Thüren auf, ein breiter Sonnenstreifen fiel in die Halle und mitten in dieser Halle stand hochaufgerichtet in funkelnder Rüstung ein stolzer, stattlicher Mann von noch nicht vierzig Jahren, mit blondem Haar und gewaltigen Blauaugen, die mild und gebietend zugleich dreinschauten, der Mann aber war Burggraf Friedrich VI. zu Nürnberg, Graf von Zollern, Obrist und Verweser der Mark Brandenburg.

Zweites Kapitel.

Die schöne Else.

Gott soll dir lohnen:
Niemals hat dem Kinde
Eine Mutter größ're Zärtlichkeit
Erboten als ich an Dir hier finde,
Mußt ich gleich an Freuden jetzt erkranken,
Hier war ich keine Waise,
Deiner weiblichen Güte will ich's danken.
Titurel.

In leichten Flocken fiel der Schnee hernieder, um noch im Fallen sich in Wasser aufzulösen, so daß er nicht, wie es sonst seine Art ist, eine stille weiße Ruhedecke ward für die müde Erde, sondern ein schmutziges zerrissenes Bettlerkleid, das weder ihr noch ihren Bewohnern gefiel. Darum war's auch still und menschenleer in Nürnbergs Straßen, höchstens aus den Trinkstuben und Singeschulen hörte man Lachen und Liederklang hinaus in den Abend schallen auf die unfreundliche Gasse.

Droben auf der Feste des Burggrafen war's auch stiller als sonst; die Wächter auf der Mauer und die Knechte im Hof schlugen sich die Arme um den Leib, um sich zu erwärmen, denn die naßkalte Atmosphäre machte sie mehr frieren, als es eine viel strengere Kälte gethan hätte.

In der großen Halle brannten mächtige Feuer, um die sich Ritter und Edelknechte drängten; genau wie drüben in der Küche das Gesinde. Vor der Halle führte ein schmaler Gang in die Gemächer der Burggräfin, die sich mit zwei Edelknechten und ihren Frauenzimmern in einer derselben bei allerlei häuslicher Arbeit befand.

Die Kemmenade, die der fürstlichen Frau als Wohngemach diente, war nicht allzugroß und hoch; die Holz-Vertäfelung gab ihr ein düsteres Ansehen; die mit Bretterläden verwahrten Fenster ließen wenigstens nichts von der Unbill der Witterung spüren und im Kamin prasselte lustig ein Feuer; das Prasseln verursachten die trockenen Weinreben, die Wärme aber verdankte der Raum wohl mehr den dicken Eichenkloben, die unter dem knisternden Rebholz langsam verkohlten. Der Fußboden des Gemaches war von weißen und rothen Steinen zierlich gepflastert, das mochte

im Sommer angenehm kühl sein, jetzt aber waren buntgewirkte Teppiche darüber gebreitet und über diese noch warme Wildfelle gelegt, in die sich die Füßchen der Hofjungfern schmiegten.

Hart am Kamin in einem hohen künstlich geschnitzten Sessel saß die Frau Burggräfin selbst; Elisabeth von Baiern stand damals in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre und obwohl sie bereits Mutter von fünf Kindern war, rechtfertigte sie doch durch ihre äußere Erscheinung vollständig die Beinamen „Gold-Elslin“ und schöne Else, die ihr nicht die Höfischen, sondern das Volk in Baiern, Franken und Nürnberg in offener Bewunderung ertheilt hatte. Hoch und schlank war ihre Gestalt, um die sich das dunkle Gewand in reichen Falten schmiegte; bis zu dem feinen Halse ging es herauf und eng umschloß der nach oben weiter werdende Aermel das Handgelenk. Um die Schultern lag ein pelzbesetztes Mäntelchen von dunkelblauer Seide, ein weißes Linnentuch war über den Kopf gelegt; es bedeckte noch einen Theil der Stirn, des Rückens und der Brust, ließ aber das in dichten Flechten um die kleinen Ohren gelegte goldigglänzende Haar sehen. Das weiß und rosige Gesicht hatte keine regelmäßigen Züge, aber die frommen blauen Augen

mit dem klaren, klugen Blick, die sanft schwellenden Lippen mit dem fast mädchenhaften Lächeln, die waren wohl dazu angethan, Herzen zu gewinnen. Es lag etwas so Keusches und Edles in der Erscheinung der jungen Fürstin, daß selbst die keckſten Junker ihr nur mit Ehrerbietung gegenüber traten und des Wittelsbacher kluges Kind auch da noch Freunde fand, wo ihrem ritterlichen Gemahl Feinde gegenüber standen. Heute lag's wie ein Schatten von Wehmuth über dem holdseligen Antlitz der Fürstin, den hatte nicht allein die Trennung von dem Gemahl hervorgerufen, den sie in einem fremden, rauhen Lande in mancherlei Gefahren wußte, an dem trug auch der Gedanke an den Abschied von Nürnberg, von dem sonnigen Franken die Schuld. Denn also hatte Frau Else beschlossen und also hatte ihr Gemahl es gewünscht: trotz der harten Winterszeit sollte sie sich aufmachen und zu ihm eilen ins Brandenburger Land; von ihrer Frauenschöne und Frauensanftmuth, von ihr, die klug war wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, hoffte er, daß sie ihm da zum Siege verhelfen werde über die Märker, wo er's nicht allein vermochte mit seinen Mannen. Solcher Entschluß war der edlen Frau nicht leicht geworden und

vor der Ausführung bangte ihr noch, aber es waren keine guten Nachrichten gewesen, die Herr Friedrich gesandt hatte, die Märker zeigten sich gar spröde dem neuen Landesverweser gegenüber und noch feindseliger traten die Nachbaren der Märker auf. Am Kremmer-Damme hatten die Pommern edles Frankenblut vergossen und sich des Sieges über den Nürnberger Tand gerühmt, der so plötzlich daher gekommen war. Herr Friedrich verlebte schwere Tage und in schweren Tagen war der schönen Else Platz an seiner Seite. Sie erwartete nur noch einen Boten ihres Gemahls, um dann mit ihrem Gefolge aufzubrechen. Neben dem Sessel der edlen Frau lehnte der Rocken, aber sie spann nicht, sondern hielt auf ihrem Schooße ein Buch, dessen Inhalt sie dem Junker Heinz von Wildenreuth Wort für Wort vorsagte.

Heinz saß der fürstlichen Frau gegenüber auf einem niedrigen Sessel vor einem Tische, der mit Pergament-Blättern, Pinseln und Farbennäpfchen bedeckt war. Auch seine dunklen Gewänder waren mit Pelz besetzt und wenn er den Kopf auf seine Arbeit neigte, fiel ihm das braune Gelock in die schön geformte breite Stirn; hob er ihn aber und blickte er mit den lachenden

braunen Augen um sich, dann schien es im ganzen Gemache heller zu werden. Sorgsam malte er auf seine Blätter, was die Burggräfin ihm sagte, denn es war mehr ein Malen als ein Schreiben; die Anfangsbuchstaben deutete er nur an, um sie später mit besonderer Kunst, wie er sie bei Meister Lodter erlernt, auszumalen. Mit verächtlich aufgeworfener Oberlippe sah die schöne Cäcilia, die eben mit goldenen und silbernen Fäden das Gotteslamm auf ein Altartuch stickte, dem Beginnen des Bruders zu; däuchte ihr das Schreiben und Malen schon eine unhöfische Kunst, die sie den einzigen Bruder nicht gern ausüben sah, so grollte sie ihrer Herrin fast, daß sie ihn zwang, diese Kunst zu treiben zu einem Zwecke, der weder der heiligen Kirche, noch dem Ritterwesen diente. Denn was die schöne Else dem Junker da in die Feder sagte, war nichts mehr und nichts weniger als die Abschrift eines Kochbuches. Die fränkische Küche galt als die beste in deutschen Landen und die schöne Else hatte sich vorgenommen, die märkischen Edelfrauen, zu deren Kochkunst sie gar kein Zutrauen hatte, gute Speisen bereiten zu lehren. Dazu hatte sie denn aus Würzburg ein Büchlein entlehnt, das, wie sein Titel behauptete,

von guter Speise sagte und die Köche weise machte. Sechsundneunzig Recepte enthielt es von klugen Speisen, üppigen Speisen, Müsern, Salsen, Fladen, Blammsern und beim vorletzten war Heinz schon angelangt. Cäcilia begriff nicht, daß er einen solchen Dienst so frohmüthig erfüllte, sie hätte ihn lieber mit verdrossenem Gesicht gesehen, als mit dem ewig lachenden Munde.

In einer entfernten Ecke des Gemaches schnitzte ein zweiter Edelknecht Pfeile für den neunjährigen Prinzen Johann, der mit sonderbar ernsten Augen in die Welt hinein sah. Die Prinzessinnen Elisabeth, Cäcilia und Magdalena spielten unter der Obhut eines jungen Edelfräuleins mit ihren Docken, die sie aus- und anzogen und von denen eine die kleine Schwester Margaretha vorstellen mußte, die im anstoßenden Zimmer in ihrer Wiege schlief. Die Thür dieses Zimmers stand ein Endchen offen, so daß die schöne Else von ihrem Sitze aus Wärterin und Kind beobachten konnte.

„Dies ist eine kluge Speise," sagte langsam die Burggräfin, „ein Hirn soll man nehmen, und Mehl und Aepfel und Eier. Menge das mit Würzen und streiche es an einen Spieß und brate es schön und gieb's hin. Das heißt Hirn

gebraten. Dasselbe thut man an einer Lunge, die gesotten ist."

Heinz blickte auf, die Fürstin schwieg.

„Ich denke, wir lassen's heut genug sein," nahm diese das Wort, „Du hast nur noch das Ende darunter zu setzen, und das lautet: „Hier geht aus die Lehre von der Kocherei, das magst Du morgen thun." Sie legte die Pergamentblätter sorgfältig in ein Kistchen von Elfenbein, das mit sauberem Schnitzwerk verziert war. Die Erstürmung einer Minneburg stellte es dar, von Frauen wurde sie bewacht, mit Rosen vertheidigt, mit Rosen von den anstürmenden Rittern beworfen; mit sichtlichen Wohlgefallen weilten die Augen der kunstverständigen Fürstin auf der Arbeit, Heinz packte seine Schalen und Pinsel zusammen, Cäcilia steckte die Nadel mit den Goldfaden in ihre Arbeit, plötzlich hielt Heinz inne und hob das Haupt lauschend empor.

„Was giebt's," fragte die schöne Else.

„Mir war's, als künde des Wächters Horn die Ankunft von Fremden," erwiderte der Wildenreuther.

„Ein Bote meines Gemahls," rief die Fürstin, „schau nach, Seckendorf;" befahl sie dem zweiten Edelknecht, „und melde mir, wer da gekommen ist."

Sie sprach mit ruhiger Stimme, aber ihre Brust hob sich rascher und die Schatten zeigten sich deutlicher auf ihrem Angesicht.

Der Edelknecht blieb ungewöhnlich lange aus; als er wieder eintrat, glaubte Heinz zu bemerken, daß er bleicher aussähe, als vorhin. Er verbeugte sich vor der Fürstin und sagte mit unsicherer Stimme: „Der Ritter Hans von Sparneck und der Junker von Wildenreuth bringen Botschaft vom gnädigen Herrn an die gnädige Frau."

Einen hellen Jubelruf stieß Heinz aus, in seinen Augen schien ein Freudenstrahl zu tanzen, sie sahen lachender und sonniger aus denn je; die Farbennäpfchen warf er durcheinander, daß die Edelfräulein scheltend ihre Gewänder zusammen nahmen, um nicht blaue oder rothe Flecke auf denselben davon zu tragen.

„Der Vater, der Vater," jauchzte er auf, „nicht wahr, Herrin, gnädigste Herrin, ich darf ihn begrüßen."

Noch ehe die Fürstin antworten konnte, schob ihn Seckendorf mit einer Handbewegung zurück und sagte: „Es ist nicht Dein Vater, es ist Dein Oheim."

Einen Augenblick sah man dem frischen Gesicht des Junkers die Enttäuschung an, dann

lachte er wieder und sagte: „Nun so wird er mir vom Vater erzählen.“

Die Fürstin gab indessen Befehl, die Boten in einen Saal zu führen, ihnen einen Becher heißen Weines zu reichen und sie eine kurze Weile harren zu lassen, sie werde gleich kommen, um ihre Botschaft zu hören. Man solle auch den Grafen von Castell, sowie die Herren von Seckendorf und Lichtenstein herbei holen, die schon seit Tagen mit ihrem Gefolge in der Burg weilten, um die Fürstin nach Mark Brandenburg zu geleiten.

Eine laute Geschäftigkeit begann in der Burg zu herrschen; Edelknechte, Ritter und Frauen eilten durcheinander, auch Heinz hatte viel hin und her zu laufen; denn obgleich er den Oheim am liebsten sofort aufgesucht hätte, so wußte er doch, daß dieser nicht eher mit ihm reden würde, als bis er seinen Auftrag an die Fürstin ausgerichtet haben würde. Einem echten Wildenreuth ging die Pflicht über Alles und so kam auch Heinz, obgleich sein Herz brannte, Kunde vom Vater zu erhalten, seinen Pflichten mit derselben Ruhe nach wie seine Schwester, die gewiß nicht weniger nach solcher Kunde begierig war als er.

Cäcilia Wildenreuth merkte in ihrer stolzen

Ruhe, die sich um Andere, am wenigsten um niederiger Geborene kümmerte, nicht, was dem Bruder auffiel, nämlich ein eigenthümliches Raunen und Flüstern, das sich stets erhob, sobald er oder seine Schwester den zahlreichen Gruppen von Dienern den Rücken wandten, und sofort verstummte, wenn sie sich den Flüsternden näherten. Allmählich bemerkte Heinz dies Munkeln und Raunen auch zwischen den Edelknechten, ja endlich hörte er sogar den an ihm vorüberschreitenden Grafen von Castell zu dem Ritter von Lichtenstein sagen: „Ist's wirklich wahr?“ worauf der erwiderte: „Sparnecks Knappe hat es dem Bruno Seckendorf gesagt, armer Heinz!“

Der sonnige Glanz verschwand aus den braunen Augen des Knaben, die Lippe zuckte und das Herz stand ihm fast still. Rasch entschlossen aber eilte er den beiden Herren nach, faßte die Hand des Ritters von Lichtenstein und flehte: „Um aller Heiligen willen, Herr Pathe, warum nennt Ihr mich nur armer Heinz, was ist geschehen?“

Der Ritter biß sich auf die Lippen; er war augenscheinlich zornig, daß Heinz seine Worte gehört hatte, und am Liebsten hätte er ihn diesen Zorn fühlen lassen, aber das Mitleid siegte und

ernst erwiderte er: „Ich weiß noch nichts Sicheres, Knabe, aber es läuft ein Gerücht durch die Burg, Dein Vater sei am Kremmerdamme verwundet worden; was auch daran sei, denke daran, daß Du bald ein Mann bist, und heule nicht wie ein Weib."

Heinz athmete tief auf. „Daran ist nichts, der Hans Leitersheim, der den Brief des Herrn Burggrafen über die Schlacht brachte, hat ihn noch lebend gesehen, nachdem Uttenhofen, Hohenlohe und Kraft Leitersheim schon gefallen waren, auch der Herr Friedrich hat ihn in seinem Briefe weder unter den Todten noch unter den Verwundeten genannt."

„Gott gebe, daß Du Recht hast," erwiderte der Ritter von Lichtenstein, „jetzt halte mich nicht auf, ich will Deinen Oheim fragen und Dir so schnell wie möglich Botschaft sagen."

Es ward stiller in der Burg; die schöne Else verhandelte mit den Boten ihres Gemahls, das Gefolge stillte seinen Hunger und sprach während des Essens wenig; Seckendorf und ein Fräulein von Leitersheim hatten die Fürstin in den Saal begleitet, Heinz war froh darüber, es wäre ihm sauer geworden, dem Oheim gegenüber zu stehen und ihn nicht fragen zu dürfen: „Was ist's mit

meinem Vater?“ Daß aber Wildenreuth mit keinem Zucken der Lippe, mit keinem Blick seines Auges ihm verrathen würde, was sich begeben, ehe er sich seiner Botschaft entledigt, das wußte er nur zu gut. Trotz der zuversichtlichen Antwort, die er seinem Pathen gegeben, war doch eine große Angst über ihn gekommen, ruhelos irrte er durch die Gänge der Burg, um zuletzt immer wieder an einer Thür stehen zu bleiben, hinter welcher die Fürstin die Botschaft ihres Gemahls entgegen nahm.

Immer banger schlug dem sonst so frohgemuthen Knaben das Herz, die Ahnung eines großen Unglücks kam über ihn, da sah er plötzlich seine Schwester auf sich zu kommen, nicht mit ihrem gewöhnlichen ruhig vornehmen Schritt, sondern hastig, mit allen Spuren der heftigsten Erregung auf dem sonst so stillen kühlen Angesicht.

„Heinz,“ flüsterte sie, als benähme die Angst ihr die Sinne, „der Narr war wieder frech gegen mich und als ich ihn hart anließ sagte er: Will Eure Worte heut nicht gehört haben, stolze Schöne, hab' Mitleid mit Euch.“

„Ich schlage den Kerl nächstens zu Boden,“ brauf'te Heinz in einem Zorn auf, der ihm sonst

garnicht eigen war; Cäcilia athmete hoch auf, das Lachen des Bruders bei solchen Anlässen hatte sie oft gekränkt und doch flüchtete sie immer wieder zu ihm, wenn sie, wie heute über das Mitleid des Narren, empört war. Dem Junker aber kam zum ersten Mal der Gedanke, daß er die Pflicht habe, die Schwester gegen Unbill zu schützen. Er faßte ihre schmale Hand und sagte: „Sei ohne Sorge, Cilly, auch wenn wir ganz allein stehen sollen in der Welt, ich lasse Dir nichts geschehen.“

Das stolze Mädchen fühlte zum ersten Mal etwas wie Zärtlichkeit für den Bruder, sie lehnte sich an ihn und er umschlang sie fest mit seinen Armen — da ging die Thür auf; im Saal wurde lebhaft gesprochen, der Knappe von Seckendorf trat heraus, erblickte die Geschwister und wandte sich sofort mit den Worten wieder um: „Sie sind bereits hier, gnädige Frau!“

Wie im Traum fühlte sich Heinz von dem Gefährten in den Saal gezogen, der sich mehr und mehr leerte, wie im Traum hörte er einzelne Ausrufe des Bedauerns, endlich sah er Niemand mehr im Saal als die Fürstin, seinen Oheim und seine Schwester. Philipp Wildenreuth sah finster darein, so recht wie der Ueberbringer einer

bösen Kunde, das Antlitz der Fürstin aber blickte milder und sanfter denn je.

„Heinz, Cäcilia, meine armen Kinder," sagte sie mit einer Stimme, in der Thränen zu zitttern schienen, während sie zugleich die Geschwister mit beiden Armen umschlang, „Euer Oheim bringt uns schlimme Mähr, aber nicht aus rauhem Mannes Munde sollt Ihr vernehmen, was Euch betrüben wird bis in den Tod, sondern aus dem meinigen. Bittet die heilige Jungfrau, daß sie Euch gnädig sei in dieser Stunde, und hört mir zu."

Sie hielt Cäciliens Hand noch fest und zog das Mädchen neben sich auf eine Polsterbank, dem Knaben deutete sie einen niedrigen Sessel an, der aber kniete hin und vergrub das Gesicht in den Polstern. Hoch aufgerichtet, auf sein Schwert gestützt, stand Philipp Wildenreuth und blickte düsteren Auges auf die Dreie.

Cäcilia war weiß und kalt geworden wie Schnee, krampfhaft umklammerte sie die Finger der Fürstin, die leise, mit schonenden Worten den Geschwistern mittheilte, bei Tangermünde sei ihr Vater von dem Burggrafen gleich nach der Schlacht am Kremmer Damme mit Botschaft nach Tangermünde gesendet worden, dort aber nicht angekommen. Dagegen hatten der Herr Friedrich

und Philipp Wildenreuth ein paar Tage später, als sie selbst gen Tangermünde geritten waren, seine Leiche im Walde gefunden und mit sich genommen, um sie in Tangermünde bestatten zu lassen. Aus den Berichten seines Gefolges, das man dort vorfand, hatte sich ergeben, daß der arme Junker von seinen Knechten abgekommen war und sich in den sumpfigen Waldungen der Mark verirrt hatte. Er hatte zudem in der Schlacht eine leichte Wunde erhalten, diese mußte sich bei seinem planlosen Hin- und Herreiten verschlimmert und seinen Tod durch Verbluten herbeigeführt haben.

Cäcilia schluchzte laut bei den Worten der Fürstin, die das weinende Mädchen lind und freundlich an sich zog.

Heinz sprach kein Wort, er biß nur die Lippen fest auf einander und sah hinüber nach seinem älteren Verwandten, in dessen Antlitz sich noch immer kein Zug änderte, nur in seinen Augen funkelte es unheimlich. Ein seltsames Gefühl erfaßte den bisher so arglosen Knaben, als er dies Funkeln sah; er fühlte, wie ihm das Blut heiß zum Herzen empor schoß, als müsse er sich auf den Mann mit den funkelnden Augen stürzen, so war ihm zu Sinne. Er halte den Oheim

Philipp, wie die Kinder ihn nannten, eigentlich gern gehabt und jetzt war's ihm, als stände ihm da ein Feind gegenüber.

„Erzählt mir noch einmal, Herrin, wie Alles war," bat er plötzlich mit zitternder Stimme.

Sie sah ihn erstaunt an. „Ich weiß nicht, ob ich's überhört habe," erwiderte er jetzt in festerem Tone, „aber es kam mir so vor, als sei da etwas nicht ganz in Ordnung."

Hatte er recht gesehen oder war's ihm nur so, als ob Philipp plötzlich die Hand an seinen Dolch lege und als ob sein Blick noch drohender werde!

Leicht den Kopf schüttelnd, willfahrte die schöne Else der Bitte ihres Edelknechtes, Wort für Wort wiederholte sie, was sie von Ludwig Wildenreuths Verwundung, von seinem Ritt nach Tangermünde, seinem Abkommen vom Wege, der Auffindung seiner Leiche und seiner Bestattung gesagt hatte.

„Ihr habt ihn also nicht wieder gesehen, meinen lieben Vater, mein Ohm," wandte sich Heinz plötzlich an Philipp, „seit er den Befehl unseres gnädigen Herren empfing, bis Ihr ihn todt vor Euch sahet?" Las der ernste Krieger in der Seele des Edelknechts? Er richtete sich

hoch auf und sagte mit dröhnender Stimme: „Ich hielt neben dem Herrn Burggrafen, als er Deinem Vater befahl, gen Tangermünde zu reiten, bin dann nicht von Herrn Friedrichs Seite gekommen und habe Deinen Vater erst wieder gesehen, als er todt vor mir lag.“

Ein leichter Schauder schien durch das Gebein des starken Mannes zu rinnen; hatte ihn der Anblick des todten Verwandten so mächtig erschüttert, daß er noch in ihm nachwirkte, obgleich Philipp Wildenreuth sonst nicht eben weichherzig war, oder war da noch ein besonderer Umstand?

„Wo war denn das Gefolge und wo war denn der Jörg, sein Leibknecht?“ fragte Heinz.

„Der Jörg ist gefallen gleich im Beginn der Schlacht; die vier, die er mitgenommen, waren Wildenreuther Kinder, Du kennst sie Alle und kannst sie fragen, ich hab' sie wieder mitgebracht,“ sprach Philipp ernst.

„Meine armen Kinder,“ nahm jetzt die schöne Else das Wort, aber ganz unehrerbietig unterbrach sie Heinz: „Gnädige Frau, bedauert mich nicht, das kann ich nicht ertragen.“ Und wie ein Pfeil flog er zur Thür hinaus.

Cäcilia erschrak heftig; wohl hatte sie sich im ersten Schreck zu lautem Weinen hinreißen lassen,

was sich für eine Hofjungfer gewiß nicht schickte und von der Hofmeisterin sicher streng gerügt worden wäre, aber ein solches Betragen, wie es Heinz jetzt annahm, das war doch unerhört.

„Verzeiht ihm, Herrin," stammelte sie.

„Der arme Bube," lächelte die schöne Else unter Thränen, „es stürmt zu viel auf ihn ein."

„Er ist und bleibt ein Kindskopf," seufzte Cäcilia, „und zu denken, daß er nun Herr sein soll auf Burg Wildenreuth!"

„Doch nicht so ganz, Bäschen," fiel ihr Philipp in die Rede, „nach den Gesetzen unseres Hauses bin ich noch eine Reihe von Jahren sein Vormund und deshalb werde ich auch, um meiner Pflicht nachzukommen, nicht wieder nach Mark Brandenburg gehen, sondern in Franken bleiben.

„Seid Ihr auch mein Vormund?" fragte das Mädchen, dessen Stolz sich gegen Jeden aufbäumte, der eine Art von Herrschaft über dasselbe auszuüben versuchte. Nur der schönen Else gegenüber war es sanft und nachgiebig.

„Freilich bin ich auch Dein Vormund," erwiderte Wildenreuth, „aber Du steht im Dienst einer Herrin, an die ich alle meine Rechte abtrete."

„Ich danke Euch, Wildenreuth," entgegnete

die Burggräfin, „dennoch stelle ich es in Dein Belieben, mein Kind, ob Du nach Wildenreuth zurückkehren oder mir, wie es schon bestimmt war, nach Mark Brandenburg folgen willst, wohin wir, nach den Befehlen meines Gemahls, unverzüglich aufbrechen müssen.“

„Nehmt mich mit Euch, gnädige Frau,“ bat Cäcilia, „die Stiefmutter liebt mich nicht, Ihr seid mir allezeit eine wahrhafte Mutter gewesen.“

Ein warmer Strahl von Zärlichkeit leuchtete in ihren dunkeln Augen auf und je seltener das bei ihr war, desto mehr freute sich die edle Fürstin daran.

„Und wie ist es mit Heinz?“ fragte sie dann, „tretet Ihr mir auch über ihn Euere Rechte ab?“

„Verzeiht, gnädige Frau,“ erwiderte der Wildenreuther, „mit Heinz ist es anders, ich darf weder die Burg noch ihn aus den Augen verlieren. Er muß lernen, was dem künftigen Herrn zu wissen nöthig ist, und ich bin als Vormund verpflichtet, für seine Sicherheit zu sorgen; dazu muß ich ihn aber bei mir haben.“

Die Fürstin seufzte. „Ihr habt Recht,“ erwiderte sie, „soll er in Euer Haus?“

„Nein, ich denke, ich gehe einstweilen auch

nach Burg Wildenreuth; Frau Hedwig bedarf eines männlichen Schutzes und sie wird zugleich sich meiner mutterlosen Kinder annehmen.“

Die schöne Else seufzte wieder, aber sie sagte nichts; und doch war ihr an dem Plan etwas nicht recht. Sie hatte ein dunkles Gefühl davon, als drohe ihrem Liebling Heinz eine Gefahr, vor der sie ihn gern geschützt hätte, wenn sie nur gewußt hätte wie.

Wo war der Knabe, dessen verstorbene Mutter ihre Freundin gewesen war, die sterbend ihre Kinder ihr anempfohlen hatte?

„Geh jetzt auf Deine Kammer, Cilly,“ befahl sie dem Mädchen, „die Hofmeisterin soll Dir Trauerkleider besorgen, übermorgen brechen wir nach Tangermünde auf, dort sollst Du an Deines Vaters Grabe beten.“

„Und mein Bruder?“ fragte Cäcilia.

„Ich sehe selbst nach ihm,“ entgegnete die mütterliche Fürstin, „erst geleite ich Dich in Deine Kammer.“

Sie schlang ihren Arm um das Mädchen, aber ehe sie den Saal verließ, wandte sie sich noch einmal an den Wildenreuther:

„Gebt mir die Hand darauf, Wildenreuth,

daß Ihr dem Heinz ein gerechter Vormund sein wollt."

Sie streckte ihm die Hand hin, die Philipp mit den Worten: „das gelobe ich!" küßte; dann ging sie mit dem verwaisten Mädchen. Wie Heinz konnte die Fürstin den Gedanken nicht ganz unterdrücken, es sei hier etwas nicht in der Ordnung, während Cäcilia zwar tief trauerte, aber blindlings jedes Wort des Oheims glaubte. Ihrem Stolze schien es undenkbar, daß ein Wildenreuth eine hinterlistige oder verrätherische Handlung begehen könne.

Wie ihr eigen Kind brachte die Burggräfin ihr Edelfräulein zur Ruhe, gab ihr eine alte Kammermagd zur Wache, damit sie nicht durch mitleidige Freundinnen gestört werde, besprach mit der Hofmeisterin, einer von Sparneck, die große Frage der Trauerkleidung und erkundigte sich dann nach dem Verbleib des Junkers von Wildenreuth.

Seit einer halben Stunde hatte ihn Niemand gesehen, in seiner Kammer war er nicht und kopfschüttelnd suchte die Fürstin endlich ihre eigene Kemmenate auf, aus der sie die Ankunft Wildenreuths und Sparnecks aufgeschreckt hatte.

Sie war darauf vorbereitet, sie leer zu finden, denn die Kinder waren wohl inzwischen von den Wärterinnen zu Bett gebracht worden; nur einen Augenblick wollte sie ausruhen, um die Aufgaben zu überdenken, die in den nächsten Tagen ihrer harrten. Dann wollte sie nach den Kindern sehen, denen nun ja auch eine lange und beschwerliche Reise bevorstand.

Als sie die Thür des Gemachs öffnete, in dem die Wachslichter noch brannten, blieb sie verwundert einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Dort an dem Tische saß Heinz, genau wie vor etlichen Stunden, die Farbennäpfchen und die Pergamentblätter hatte er wieder ausgepackt; seine Hand hielt den Pinsel, emsig malte er an einem großen blau und goldenen G, das die letzte Zeile des Kochbuchs, die er schon niedergeschrieben hatte, einleiten sollte. Er hatte den Eintritt der Fürstin nicht bemerkt, die ihn aufmerksam beobachtete. Jetzt war er fertig, mit einem tiefen Seufzer legte er den Pinsel hin, packte noch einmal Alles zusammen und dann stemmte er die Ellenbogen auf den Tisch, indem er beide Fäuste in die Augen drückte. Die Fürstin verstand diese Bewegung; er wollte dadurch mit Gewalt die Thränen zurückdrängen.

Leise trat sie auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Als er unter dieser Berührung zusammenzuckend die Fäuste von den Augen nahm, aufsprang und die Burggräfin erkannte, sagte sie freundlich: „Ich will Dich nicht bedauern; Heinz, weil Du mir das verboten hast.“ —

„Verzeiht meine Unart, Herrin,“ stammelte er, sie aber fuhr fort: „Nur fragen will ich Dich, ob es recht ist, daß ein Sohn seinen Vater auf solche Weise betrauert.“ Sie deutete auf das Kochbuch, das nun vollendet vor ihr lag, Heinz aber entgegnete: „Verzeiht, Herrin, aber ich mußte es thun, ich konnte nicht anders. Ich wollte nicht heulen wie ein altes Weib, und ich hätte es gethan, wenn nicht die Blätter vor mir gelegen hätten. Auf diese durfte kein Tropfen fallen, sonst wären sie verdorben gewesen, nun ich fertig bin, wollen mir die Augen schon wieder übergehen, o daß ich noch drei solcher Bücher zu malen hätte, ich wollt's Euch danken, gnädige Frau!“

„Was schämst Du Dich Deiner Thränen, Knabe,“ erwiderte sie, „weint nicht auch der waidwunde edle Hirsch und was bist Du jetzt anders, denn ein waidwundes Wild?“

Da hielt er sich nicht länger; er stürzte vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee uud drückte laut aufweinend das Gesicht in ihre Gewänder. Sie ließ ihn gewähren, nur die Hand legte sie auf sein Haupt und wenn er es einmal aufhob, dann glitten ihre kühlen Finger wie beruhigend über seine heiße Stirn. Als er endlich aufhörte zu weinen, da beugte sie sich nieder und flüsterte ihm Worte des Trostes zu, wie sie nur über die Lippen edler Frauen kommen, bis er aufstand und nun mit dunkelgeröthetem Antlitz, aber doch ganz ruhig, ihren Blick aushielt.

„Ich habe mit Deinem Oheim gesprochen," nahm die Fürstin jetzt das Wort, „wie es mit Euch werden soll; Cilly wird mit mir gehen."

„So hat er's erlaubt," erwiderte Heinz, „er wird ja nun unser Vormund sein, auf Burg Wildenreuth wohnen und an meines Vaters Stelle gebieten, bis ich einst Herr werden kann. So lange werde ich Euren Dienst wohl verlassen müssen, gnädige Frau, denn er muß mich und ich ihn unter den Augen haben. Ist der rechte Erbe zur Stelle, so darf er Manches nicht thuen, was ihm ungehindert durchginge, säße ich in Mark Brandenburg. Auch für Mutter und Schwester ist's besser, ich bin daheim."

Erstaunt sah die Fürstin den Jüngling an, der ihr mit einem Male um Jahre gealtert schien, ruhig und klar faßte er die Verhältnisse ins Auge, auch er traute dem Oheim nicht ganz.

„Wenn ich aber mein eigener Herr bin," nahm er aufs Neue das Wort, „dann komme ich wieder zu Euch, Herrin, nicht wahr?"

„Du findest allezeit ein Mutterherz und eine Heimath bei mir," erwiderte sie ernst.

Er küßte ihr die Hand. „Ihr seid mir eine Mutter gewesen," sagte er leise, „in meiner höchsten Noth, das vergesse ich Euch nie, so lange ich lebe!"

Drittes Kapitel.

Der Versucher.

Es wird zu eng mir hier im Schloß,
Ich muß, ich muß ins Weite.
Bürger.

Hart am Speinshartwalde im alten Radenzgau waren die Wildenreuther seit Jahrhunderten angesessen; eine alte Sage erzählte, sie seien ursprünglich so arm gewesen, daß ihr Ahnherr, nachdem er sich durch Kriegsthaten ausgezeichnet, von König Konrad I. die Steine zum Bau seiner Burg geschenkt erhalten habe. Trotz alledem hatte er dem Könige keinen Lehnseid geleistet und dieser keinen von ihm gefordert. Frei saßen auch seine Söhne nach ihm auf der Burg; sie traten in kein Lehns-, in kein Dienstverhältniß und unter den fränkischen Kaisern, namentlich unter dem unglücklichen Heinrich IV., an dem sie

mit unwandelbarer Treue hingen, waren sie so hoch gekommen, daß sie fast Dynasten gleich gestellt wurden, dann sank ihre Macht und ihr Ansehen, man verargte ihnen ihre Sonderstellung und suchte sie auf alle Weise zu schädigen. Dazu kamen Zwistigkeiten in der Familie selber, die auch nicht dazu dienten, ihr Ansehen zu heben, ihren Reichthum zu vermehren. Ohne Einspruch und Widerrede war Burg Wildenreuth lange vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt worden, bis endlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dem Ritter Hans Wildenreuth Zwillinge geboren wurden, die in der Taufe die Namen Ludwig und Philipp empfingen. Ludwig als der Aeltere trat nach des Vaters Tod den Besitz der Burg an, nach ihm sein Sohn Heinz; da erhob Philipps ältester Sohn Hans Einspruch, nicht Ludwig, sondern Philipp sei der Aeltere gewesen und ihm gebühre die Burg. Fehden und Prozesse ohne Zahl entstanden, denn so mancher kleine Umstand sprach auch zu Gunsten der jüngern Linie. Da aber nichts bewiesen werden konnte, so entschlossen sich die Vettern, die eine Weile den Wahlspruch ihrer Familie Justitia et Clementia schmählich vergessen hatten, zum Frieden, umsomehr als ihnen ein mächtiger Feind

drohte. Der Bischof von Bamberg erhob nämlich Ansprüche an die Burg und verlangte von den Wildenreuthern als Lehnsherr anerkannt zu werden. Die Geschichte vom König Konrad erklärte er für eine Fabel und war gesonnen, seine Ansprüche mit Waffengewalt zu unterstützen. Da einten sich die streitenden Vettern dahin, daß die Ludwigsche Linie so lange ungestört im Besitz der Burg bleiben sollte, bis die Philippsche ihr besseres Recht wirklich beweisen könne. Diesen Beweis war sie bis jetzt schuldig geblieben, aber treu jenem Vergleich hatte von da ab ein freundliches, wenn auch kühles Verhältniß zwischen den beiden Linien geherrscht. Gemeinsam hatte man in blutiger Fehde den Bamberger besiegt und sich die Freiheit erhalten; manchem Fürsten war man gemeinsam zu Hülfe gezogen, denn man hatte gelobt, daß nie ein Wildenreuther wider den Andern fechten wolle. Könne man sich nicht einigen, welcher Partei man in einer Fehde beistehen solle, so solle man das Schwert ganz in der Scheide lassen. Mehr und mehr erinnerten sich die Wildenreuther wieder des alten Wahlspruches ihrer Väter; sie wurden die Todfeinde des Fehdewesens, des Raubritterthums und waren in aufrichtiger Freundschaft dem gewaltigen Ge-

schlecht verbunden, das auf der Veste zu Nürnberg das kaiserliche Burggrafenamt verwaltete. So hatte sich ihr Ansehen wieder gehoben, obwohl sie nie wieder die hohe Stufe erreichten, die sie unter den fränkischen Kaisern eingenommen hatten. Ludwig und Philipp hatten ihre Jugend gemeinsam verlebt; der Vater des Ersteren hatte den früh verwaisten kleinen Vetter zu sich nach Burg Wildenreuth genommen; denn das ganze Geschlecht stand damals nur auf sechs Augen. So war die alte Burg auch für Philipp eine Heimath geworden und nicht ohne Bitterkeit sagte er sich: „Sie könnte es bleiben, könnte dein Eigenthum sein, stände nicht Ludwig zwischen ihr und dir.“ So mußte er sich begnügen, rechtlos nach Beweisen zu suchen, die seines Urgroßvaters Erstgeburt erhärten konnten, und mit Hülfe des schlauen Doctors aus Bamberg hatte er so manches Zeugniß erlangt, das zu seinen Gunsten sprach und in Ludwigs Brust Zweifel erregte, ob er wirklich mit Recht auf seiner Väter Burg sitze. Ihm ging die Losung seines Hauses: Justitia et Clementia über Alles, lieber hätte er seinen Sohn enterbt als in unrechtmäßigem Besitz gesehen, nun lag er fern in Mark Brandenburg begraben und Philipp Wildenreuth suchte

eifriger denn je nach Mitteln, um auf rechtmäßige Weise in den Besitz der Burg zu gelangen, denn wieder waren es nur zwei Augen, die zwischen ihm und ihr standen. Philipp hatte mit dem Vetter zugleich geheirathet, aber nur Töchter waren ihm geboren worden, erst in einer zweiten Ehe wurde er Vater eines Sohnes, dessen Mutter er bald darauf begrub. Nun hauste er mit seiner ganzen Familie auf Burg Wildenreuth als Vormund des rechten Erben und dachte mit Schrecken an den Tag, da er sie diesem übergeben mußte. Für Ludwig hatte er eine gewisse verwandtschaftliche Zuneigung gehabt, gegen Heinz fühlte er etwas in seiner Seele aufquellen, das dem Hasse gleich kam, wenn er's auch nicht so zu nennen wagte. Er wollte diesem lachenden, pinselnden Knaben Burg Wildenreuth entreißen und seinem eigenen Sohne als Erbe hinterlassen, mochte es kosten, was es wolle, möchte er auch anscheinend dem Wahlspruch der Familie ins Gesicht schlagen; er blieb ihm doch treu, nahm sich nur sein Recht, denn Philipp glaubte ein Recht an die Burg zu haben, auch war er fest überzeugt davon, daß sein Urgroßvater der Aeltere der beiden Zwillinge gewesen war. Zwei Eide waren es hauptsächlich, die einander gegenüberstanden, die von der Hand

eines schriftkundigen Mönches aufgezeichnet, beide durch Zeugen und Siegel beglaubigt in den Archiven der beiden Linien lagen, der Eine auf Burg Wildenreuth, der andere auf Haus Rentlingen, dem Wohnsitz Philipps. Als nämlich zuerst Hans Wildenreuth gegen die Erbfolge des Vetters protestirte, da hatten noch zwei wichtige Zeugen gelebt, die Hebeamme, welche der Frau von Wildenreuth Beistand geleistet in ihrer schweren Stunde, und der Geistliche, welcher die Kinder getauft hatte; die Erstere hatte zu Gunsten Philipps geschworen, der zweite zu Gunsten Ludwigs, den die Mutter ihm vor der Taufe als den Aeltesten bezeichnet und den er auch als solchen getauft hatte. Die Hebeamme aber war dabei geblieben, Philipp sei der Erstgeborene, und die jüngere Linie berief sich darauf, daß sie allein es wissen könne. Die Mutter konnte sich geirrt, konnte sich versprochen haben. Dem warf man ein, daß Frau Grete bestochen worden sein könne, denn es stand fest, sie hatte bis an ihren Tod sehr behaglich im Rentlinger Hause gelebt, während Pater Ambrosius in Bamberg im Kloster gestorben war und keinerlei Vortheil von den Wildenreuther genossen hatte, nicht einmal für sein Kloster. So blieb die Sache unentschieden

und Philipp fraß immer mehr Groll und Aerger in sich hinein, in dem Gedanken, daß seinen sechs Töchtern und seinem einzigen Sohne Arnulf schließlich nach seinem Tode nichts weiter zufallen werde als sein recht verfallendes Haus Rentlingen, das ebenfalls freies Allod war.

Über Jahr und Tag waren dahin gegangen, seit die schöne Else auf der Burg zu Nürnberg den verwaisten Heinz so milde getröstet hatte, lind wehten die Lüfte und der Frühling schickte sich an, seinen Einzug zu halten ins Frankenland, da schlenderte aus dem Speinsharterwalde heraus, über dessen Wipfeln es lag wie ein leichter, grünlicher Schleier, ein Jüngling in grün und rothen seltsam geschlitzten und gezattelten Gewändern, wie sie die Jugend gern trug. Das Haupt mit dem braunen lockigen Haar war unbedeckt, nur ein grün und rothes Seidenband umschlang die Stirn, an der Seite waren ein paar Blätterknospen hineingesteckt, die Füße steckten in ledernen Schuhen ohne Schnäbeln, mit denen im Walde auch schlecht vorwärts zu kommen gewesen wäre, auch die Schellen fehlten, die von den Geistlichen verpönt, in den Städten verboten und doch überall getragen wurden. Über der Schulter trug der Jüngling, dessen braune Augen

sonnighell leuchteten, um dessen Mund ein Lächeln schwebte, eine Armbrust, die Wildente an seinem Gürtel bewies, daß er sie nicht umsonst mitgenommen hatte. Da, wo der Wald aufhörte, begannen die Hopfengärten, in denen sich die Arbeiter eifrig tummelten. Der Jüngling rief ihnen ein Scherzwort zu, sie lachten ihn freudig an und sahen ihm mit freundlichen Gesichtern nach, wie er langsam höher stieg, denn der Boden wurde hügeliger. Wo der Hopfen aufhörte, begann der Wein und in den Rebhügeln wurde nicht minder gearbeitet, wie in den Hopfengärten. Auch hier klang bald helles Lachen, überall den Weg bezeichnend, den der Jüngling mit der Armbrust genommen hatte. Dieser aber schritt geradewegs der auf einer mäßigen Anhöhe liegenden Burg Wildenreuth zu. Wo es keine Menschen zu grüßen gab, verschwand das Leuchten aus seinen Augen, das Lächeln von seinen Lippen und mit nachdenklichem Gesicht betrat er den Burghof, dessen Thor der Pförtner ihm geöffnet hatte.

Der alte Bau konnte sich zwar mit den glänzenden Hofburgen nicht messen, weder innerlich noch äußerlich, aber stattlich genug sah er doch aus und von den fünf Stücken, die auch

zur kleinsten Burg gehörten, fehlte ihm keines, weder Ringmauern, noch Pallas für die Gäste und die Männer, weder die Kemmenaten für die Familie, namentlich die Frauen, noch die Küche oder der Bergfried. Frei stand dieser letztere, ein schwerer, viereckiger Thurm, inmitten des Berings. Im Burghof begannen die Linden zu grünen und ihren frischen Schmuck in dem tiefen Brunnen zu spiegeln, der seine Mitte einnahm. Unter den Linden aber waren Philipps sechs Töchter, deren Aelteste achtzehn, deren Jüngste zehn war, ihr kleiner, kaum dreijähriger Bruder Arnulf und Flori, Ludwig Wildenreuths Nesthäkchen, die hatten sich an den Händen gefaßt, drehten sich langsam im Kreise und sangen:

„Kling, kling Glöckchen,
Im Haus steht ein Döckchen,
Im Garten steht ein Hühnerneſt,
Steh'n drei seidne Döckchen drin,
Eins spinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins schließt den Himmel auf,
Läßt ein bischen Sonn heraus,
Läßt ein bischen drin,
Daraus die Liebfrau Maria spinn
Ein Röcklein für ihr Kindelein."

Die langen blonden und braunen Haare der Mädchen schimmerten im Frühlingssonnenschein,

ihre hellen Gewänder leuchteten, lustig krähte der kleine Arnulf dazwischen und die helle Stimme der Barbara, seiner zweiten Base, der Lustigsten von Allen, hörte Heinz Wildenreuth deutlich die andern übertönen, als er sich den Spielenden näherte. Mit einem lauten freudigen Aufschrei ließ Flori die Hände der Basen Susanna und Katharina los und stürzte auf den Bruder zu, an dessen freie Hand sie sich klammerte. Sie war ein zartes, hübsches Kind von zehn Jahren, immer lustig und guter Dinge, und doch lag etwas müdes in ihrer ganzen Erscheinung; wer sie ansah, dachte unwillkürlich „die wird nicht alt!“ Das dachten auch die Basen, gutmüthige frische Mädchen, das dachten Mutter und Bruder und darum wurde Flori vom ganzen Hause verhätschelt, ohne daß es ihr geschadet hätte. Hinter Flori her kam der kleine Arnulf gewackelt, der eine ganz besondere Vorliebe für den Vetter hegte und verlangte, derselbe solle ihn auf den Arm nehmen.

„Thu ihm den Willen, Heinz,“ rief Barbara „und gieb mir Deine Armbrust, ich trag sie Dir nach in den Pallas.“

„Nicht doch,“ wehrte Susanna, die Aelteste,

der Schwestern, dem sechszehnjährigen Unband, „Du hast nichts im Pallas zu schaffen.“

Heinz hatte Waffe und Beute auf den Rand des Brunnens gelegt und schwenkte den kleinen Vetter auf seinem Arme, während Barbara sich mit der Armbrust zu schaffen machte. Sie wäre für ihr Leben gern ein Bube gewesen und war so recht Katharinens Widerspiel, die eine Nonne werden wollte. Mit dem Vetter waren Alle gut Freund, aber sie sahen es nicht, daß über sein helles Antlitz häufig eine Wolke glitt, wenn er auf all' diese Mädchenköpfe blickte. Er dachte dann an seine älteste Schwester, seine schöne stolze Cilli, die so fern war, mit der er sich eigentlich nie recht vertragen hatte und nach der er sich jetzt doch sehnte. Es war aber nicht die Schwester allein, die er vermißte, es war das ganze heitere Leben am Hofe und wer den Junker recht beobachtete, der sah auch, daß die lachenden Augen immer ernster wurden. Er hatte ein paar Jahre ein anderes Leben geführt, als hier auf der stillen Burg, wo keine Harfen klangen, keine Kunst geübt wurde. Jagen und Fischen waren die einzigen Beschäftigungen, denen sich nachgehen ließ; das Kurzweilen mit den Basen war eigentlich auch nicht kurzweilig, einförmig schlichen die Tage

dahin, Heinz begann zu begreifen, warum so viele Adlige auf „Nahme“ zogen, das war doch wenigstens eine Abwechselung. Den Oheim hatt' er eigentlich seit Kinder-Tagen gern gehabt und seit alle aus der Mark zurückgekehrten Knechte versichert hatten, was auch der Herr von Sparneck auf Ritterwort bestätigte, daß bei seines Vaters Tode Alles genau so zugegangen, wie Philipp erzählt, war auch der finstere Argwohn gegen diesen aus seiner Seele gewichen. Aber der Oheim zeigte ihm nur den Vormund und sie blieben sich innerlich fremd. Bücher gab's nicht auf der Burg, nur das Gebetbüchlein, das der junge Schottenmönch für Frau von Wildenreuth ausgemalt hatte und das Heinz jetzt nachmalte zum Staunen der Basen, die eine solche Kunstfertigkeit an einem Junker noch nicht gesehen hatten. Mit Sehnsucht dachte Heinz an Nürnberg, wo die Tage ihm dahin geflogen waren, droben auf der Veste und drunten in der Stadt; die bleierne Langeweile drückte ihn fast noch schwerer als die Trauer um den Vater, obgleich auch diese aufrichtig und tief war.

Ab und an war er in Begleitung des Oheims auf die Burg eines Nachbars geritten, aber er hatte auf den meisten nichts Anderes gefunden

als Becherklirren, Fehden und Schimpfen auf die Fürsten und Städte, die gemeinsam das Verderben des Adels herbeiführten. Heinz sagte nichts zu solchen Reden, er war noch zu jung, um in Gegenwart Aelterer den Mund viel öffnen zu dürfen; die Keckheit, die man ihm am Hofe verstattet, wäre hier übel angebracht gewesen, aber er dachte desto mehr. Die Fürsten und die Städter waren unterrichteter, feiner in ihrem Betragen, sie strebten darnach, Zucht und Ordnung zu halten überall an ihren Höfen, in ihren Mauern, während die Junker auf ihren Burgen sich trotzig gegen Alles auflehnten, was ihre Freiheit einzuschränken drohte. Heinz von Wildenreuth war zu jung, um in seinem Urtheil gerecht zu sein, er vergaß, daß an den Höfen, in den Städten sich ein Luxus, eine Ueberverfeinerung breit machte, die viel schädlicher wirkte als die rauhe Art der Landjunker, oder vielmehr, er wußte es nicht, denn er hatte ja nur den Hof des Burggrafen gesehen und die Stadt Nürnberg. An Friedrichs Hofe aber herrschten Zucht und Sitte, die Edelsten des Adels schaarten sich um ihn und Nürnbergs Blüthe stand noch in erster Frische, war noch nicht angekränkelt von Luxus und Weichlichkeit.

Während also Heinz mit dem Hochmuth des Edelknechts herabsah auf die Landjunker, fühlte sich sein Oheim in diesem Leben sehr behaglich, suchte es aber dem jungen Vetter möglichst zu vergällen, ohne diesen seine Absicht merken zu lassen. Er kannte das echt Wildenreuth'sche beinahe krankhafte Rechtsgefühl desselben und suchte Zweifel in seiner Brust an der Rechtmäßigkeit seines Besitzes in ihm zu erwecken. Das gelang nur zu gut und der Gedanke, nicht der rechte Herr von Burg Wildenreuth zu sein, mahnte dieser in seinen Augen oft allen Reiz. Freilich lachte und scherzte er noch immer mit Jedem fast, der ihm in den Weg lief, aber der trüben Gedanken wurden doch immer mehr in seiner Seele und die Sehnsucht nach dem Hofe Friedrichs und der schönen Else immer lebendiger in ihm. Was hatte der Burggraf in dem fremden nordischen Lande zu thun? Wäre sein starker Arm, sein kluges Auge nicht auch in Franken von Nöthen gewesen? Also dachte Heinz, als er sich endlich den Mädchen entzogen, seine Beute in der Küche abgeliefert hatte, und nun an Viehställen, Schmieden und einer kleinen Kapelle vorbei dem Pallas zuschritt. Eine Wendeltreppe führte aus der Halle desselben hinauf zu einem

langen Gange, auf dem sich eine niedrige Thür öffnete, gerade als der Junker an derselben vorüber wollte. Hustend und sich die Hände reibend trat der Doktor Helfer aus derselben.

Heinz blieb stehen. „Noch immer nicht weiter mit Euren Forschungen, Herr Doktor?“ fragte er und blickte den Rechtsgelehrten gespannt an. „Nein, Junker,“ erwiderte der, „und ich komme auch in alle Ewigkeit nicht weiter.“

Heinz seufzte, Helfer aber fuhr fort: „Tretet doch näher, Heinz, lasset uns ein wenig von Nürnberg plaudern, oder macht Euch der Gedanke daran das Herz zu schwer? Freilich schöne Jungfräulein wie bei Hofe —“

„Laßt das,“ unterbrach ihn Heinz, der immer eine tiefe Abneigung gegen Helfer spürte, sobald er diesen Ton anschlug. Nichts desto weniger trat er über die Schwelle des Gemaches, das dem gelehrten Herrn zur Wohnung diente. Vor etlichen Wochen war er auf der Burg erschienen — ob aus eigenem Antrieb oder auf Einladung Philipps, dahinter kam Niemand — und hatte sich daran gemacht, das Archiv zu durchstöbern. Sehr umfangreich war's nicht, die wenigen Urkunden, sowie das Zeugniß des Paters Ambrosius lagen in einem eisernen Kasten, der sonst im

Keller aufbewahrt wurde. Den Aufenthalt im Keller hatte man dem Doktor, der etwas schwach auf der Brust war, nicht zumuthen können; der Kasten war daher hinauf in den Pallas gebracht worden, dort hatte Wildenreuth ihn geöffnet, in Gegenwart seines jungen Vetters die Papiere dem Rechtsgelehrten vorgezählt und ihn schwören lassen, sie ihnen unbeschädigt wieder abzuliefern. Seitdem hatte der Doktor manchen Tag über den Papieren gesessen, aber nichts heraus gefunden, was zu des Einen oder des Andern Gunsten gewesen wäre, und daß er solches offen aussprach, erhöhte das Vertrauen der beiden Wildenreuther.

„Also wirklich nichts?“ fragte Heinz noch immer und warf einen trüben Blick auf die Papiere in dem eisernen Kasten, dessen Deckel geöffnet war.

„Und doch etwas,“ fuhr Helfer fort, indem er sich im Lehnstuhl zurücklegte und die Hände in den weiten Aermeln seines langen Gewandes verbarg, „aber nichts zu Euren Gunsten,“ fügte er langsam hinzu und das Aufleuchten in den Augen des Junkers verschwand wie es gekommen.

„Seht her,“ sprach Helfer und hob ein Pergament mit daranhängendem Siegel auf, „hier verkaufen die Söhne des Heinz Wildenreuth ein

Weingut an Hans Sparneck in Stelle ihres Vaters, der seit drei Jahren trübsinnig und nicht im Stande ist, seine Geschäfte zu vertreten. Was meint Ihr, sollte Euer Ahn trübsinnig geworden sein, weil er sich bewußt gewesen, daß ihm das Erbe nicht gebühre?“

Lauernd blickte Helfer in das schöne Jünglingsantlitz vor ihm, das sich dunkel röthete. „Möglich wär's schon,“ seufzte er, „aber,“ fuhr er plötzlich auf, „kann mein armer Ahn nicht trübsinnig geworden sein aus Kummer, daß ihn sein eigener Vetter für einen Betrüger hielt?“

Helfer schüttelte den Kopf. „Glaub's nicht!“

„Ich fange diese Burg an zu hassen,“ brauste Heinz jetzt auf, „soll ich sie nicht mit Fug und Recht besitzen, so möchte sie nehmen, wer da wolle.“

„Sagt das doch Eurem Vetter,“ sagte Helfer.

„Ich darf es nicht,“ erwiderte Heinz, „bin ich der rechtmäßige Erbe, so darf ich nicht hinschleudern, was von den Vätern kommt.“

„Wenn's nun aber ein Mittel gäbe, Euch zum rechtmäßigen Herrn zu machen?“ fragte Helfer und der Blick seiner kleinen schlauen Augen ward immer lauernder.

„Was meint Ihr?“ fragte Heinz erstaunt.

„Ruft den Schutz des Fürstbischofs von Bamberg an," flüsterte der Rechsgelehrte, als wage er nicht heraus mit seinem Vorschlage, „es ist eine Ehre Lehen zu nehmen, die Vornehmsten thun es und Albrecht von Wertheim wird Euch ein gnädiger Herr sein."

Mit flammenden Augen, mit geballten Fäusten sprang Heinz auf.

„Niemals, niemals," rief er so zornig, daß der Gelehrte zusammenfuhr. Der konnte es freilich nicht wissen, daß er seines Vaters Worte: „Lieber mag Burg Wildenreuth in Stücke fallen," so gut behalten hatte, wie der schlaue Doktor selber.

Helfer sah den zornigen Jüngling mit spöttischem Lächeln an: „Nichts für ungut," sagte er kalt, „bös war's nicht gemeint."

Heinz hörte nicht mehr auf ihn, sondern schritt hastig zur Thür hinaus auf seine eigene Kammer. Der Doctor zog die Hände aus den Aermeln, rieb sie aneinander und sprach vor sich hin: „Wenn Du nicht willst, versuche ich es mit dem Andern." Langsam erhob er sich, schlug den eisernen Kasten zu, verschloß ihn sorgfältig und verbarg den Schlüssel in seinem Gewande. Dann verließ er sein Gemach, das er ebenfalls sorgfältig verschloß, stieg die Wendeltreppe hinab

und fragte unten in der Halle einen müßig umherlungernden Knecht nach Philipp Wildenreuth. Auf die Antwort, er sei bei der Frau im Garten, wandelte der Doctor über den Hof und stieß ein Mauerpförtchen auf, das in den noch ziemlich kahlen Ziergarten führte. Hier stand der Wildenreuther neben einer zarten blassen Frau in dunklen Gewändern und ertheilte einem Gärtner laut die Befehle, die leise, fast wie Bitten über die Lippen der Frau kamen. Sie war noch jung; ihr Gesicht hatte weiche, unbedeutende Züge, das Haupt war leicht nach der Seite geneigt, in ihrem ganzen Wesen lag etwas rührend Hülfloses, Unentschlossenes, das war die Frau, die Ludwig Wildenreuth so heiß geliebt hatte und für die ihre Stiefkinder kein rechtes Herz fassen konnten, auch Heinz nicht, der sich an ihrer Unschlüssigkeit und Hülflosigkeit ärgerte, ohne zu ahnen, daß gerade diese Eigenschaften ihr in den Augen seines Vaters einen Reiz mehr gegeben hatten, einen Reiz, der selbst den alternden Philipp zu umstricken schien, denn seine Augen leuchteten auf, wenn er sich zu ihr niederbeugte, um ihre leise gesprochenen Worte besser zu verstehen.

„Wollet Ihr mit mir reden, Doctor?“ sprach er den Gelehrten an.

Dieser verbeugte sich.

„Ich denke, nun ist Alles in Ordnung, Frau Base, was noch zu thun ist, mache ich schon allein mit dem Gärtner und Ihr könnt ruhig auf Eure Kammer gehen.“

„Wenn nun aber Heinz unzufrieden ist,“ stammelte Frau Hedwig. „Er ist doch Herr hier.“

Philipp runzelte die Braunen. „Noch ist er's nicht,“ sagte er finster, „und so lange seid Ihr Herrin.“

Sie neigte sich dankend und ging mit leichtem schwebenden Gange der Pforte zu; als dieselbe sich hinter ihr geschlossen hatte, drehte sich Philipp hastig nach dem Rechsgelehrten um, zog ihn mit sich fort, so daß der Gärtner sie nicht hören konnte, und sagte unwirsch: „Ihr müßt mir ein Mittel finden, durch welches ich Frau Hedwig noch einmal zur Herrin auf Wildenreuth machen kann.“

„Deren giebt es genug,“ erwiderte Helfer, „Ihr müßt sie nur wollen.“

„Nennt sie.“

Dicht drängte sich der Bamberger an den

Junker. „Laßt das Zeugniß des Paters Ambrosius aus dem eisernen Kasten verschwinden.“

„Pfui,“ brauste Philipp auf, „ein Wildenreuth stiehlt nicht.“

„Nehmt die Burg von Bamberg zu Lehen, dann muß der Junker weichen.“

„Kommt Ihr schon wieder damit,“ erwiderte Philipp, „Ihr wißt, daß ich's nicht thue.“

Von dem Zorne, der seinen Vetter bei diesem Vorschlage ergriffen hatte, lag nichts in seinen Worten; das entging dem schlauen Helfer nicht. „So droht dem Knaben damit,“ sagte er und sah den Edelmann fragend an.

„Wie meint Ihr das?“

Der Doctor hob sich auf den Fußspitzen und der Junker beugte sich herunter. so daß Jenes Mund sein Ohr erreichte; gierig lauschte er den geflüsterten Worten, heut rief er nicht: hinweg, Satanas, wie vor anderthalb Jahren in Nürnberg. Warum aber flüsterte der Doctor, wo er doch keinen Lauscher zu fürchten hatte? Der Versucher spricht immer mit leiser Stimme, das laut gesprochene Wort ist lange so gefährlich nicht als das geflüsterte. Aber selbst dem Geflüster widerstand der Junker noch eine Weile: erst nach geraumer Zeit sagte er tief aufathmend:

„Könnte offen nehmen was mein ist, bände meine Zunge nicht ein Eid. Sei es denn, giebt er nicht nach, so mache ich die Drohung wahr.“

Die beiden Männer trennten sich, der Junker schritt rasch der Burg zu, der Doctor rieb sich die Hände und murmelte: „Bischöfliche Gnaden sollen zufrieden mit mir sein.“

Philipp ging in den Pallas und stieg die Wendeltreppe empor zu jenem Gange hinauf, in dem Helfer seine Kammer hatte, ihm gegenüber wohnte Heinz. Die Thür seines schmalen Zimmers stand offen; es enthielt nur ein Bett, einen Kleiderkasten, der als Sitz diente, eine Badewanne und einen Tisch. Das ziemlich hoch angebrachte Fenster stand ebenfalls offen und die Frühlingslüfte zogen ungehindert in dem Raume aus und ein, sie waren eigentlich noch recht frisch, aber das schien Heinz nicht zu bemerken, denn er saß auf seinem Kleiderkasten vor dem Tisch und malte eifrig an dem Wappen seines Hauses auf einem hölzernen Kistlein, das für seine älteste Base bestimmt war. Jetzt bei der Arbeit leuchteten seine Augen, lächelten seine Lippen, der nachdenkliche Zug war verschwunden, er war wieder der frohherzige, sorglose Edelknecht von Nürnberg. Als er seinen Oheim ein-

treten sah, stand er auf, legte den Pinsel zur Seite und bot ihm ehrerbietig den Platz auf der Kleidertruhe an. Philipp nahm denselben an, Heinz blieb stehen, so daß Beide den Tisch zwischen sich hatten.

„Das Leben auf Burg Wildenreuth sagt Dir nicht zu," begann der Aeltere der beiden Vettern.

„Nein," entgegnete Heinz ehrlich, „ich bin nicht zum Landjunker geschaffen, ein heißes Verlangen nach Größerem, Weiterem will nicht schweigen in mir, nur wenn ich Farben und Pinsel vor mir habe, denke ich nicht daran."

„Ich habe Dir zugesehen," fuhr Philipp fort, „Du bist wie einer, der an der Kette liegt; nun wohlan, ich will Dir die Kette abnehmen!"

„Was meint Ihr, Oheim?" fragte der Jüngling unruhig.

„Du wirst nie ein rechter Herr werden über Land und Leute, sage Dich los von ihnen und gieb sie in die Hand Eines, der sie besser zu regieren weiß."

Das Blut schoß dem Jüngeren in das Antlitz. „In die Eure etwa?" fragte er scharf.

„In die meine," erwiderte Philipp ruhig.

„Meiner Väter Erbe hergeben," rief er zornig.

„Deiner Väter Erbe," wiederholte Philipp

und blickte ihm fest in das Antlitz, „kannst Du Dir und mir zuschwören, daß es Dein rechtmäßiges Erbe ist?“

Heinz stützte sich mit der Hand auf den Tisch und erblaßte.

Der Oheim hatte den wunden Punkt getroffen' er fühlte sich nicht sicher in seinem Besitz, vielleicht ging ihm deshalb die Freude daran ab, vielleicht war er ihm darum eine Last, eine Kette, wie Philipp nicht unrichtig bemerkt hatte. Der aber las in der Seele seines jüngeren Verwandten wie in einem aufgeschlagenen Buche. „Du bleibst mir die Antwort schuldig,“ begann er aufs Neue, „Du hälst Dich selbst nicht für den rechten Herrn, darum wirst Du auch kein guter Herr werden; wahrlich, nicht die Sucht nach Besitz, nicht das Verlangen, hier der Herr zu werden, zwingt mich, an Deiner Stelle hier Herr zu werden, sondern die Pflicht gegen die armen Leute!“

Philipp Wildenreuth glaubte in diesem Augenblick wirklich, was er sagte, und was ihm der schlaue Versucher im Garten eingeblasen hatte.

„Ich wußte noch nicht, daß Euch die Hörigen kümmerten,“ bemerkte Heinz. „Der Bischof von Bamberg ist ein frommer Herr, dem die Noth der Hörigen zu Herzen geht, Du weißt die Pfaffen

sagen, vor Gott seien alle Menschen gleich; er will in Wildenreuth lieber einen guten als einen schlechten Herrn sehen."

„Was geht mich der Bamberger an?" fuhr Heinz auf, „ich würde doch kein harter Herr sein."

„Nein, aber gar keiner, im Hof und im Felde, in Städten und fremden Landen würdest Du weilen und Deine Burg, Deine Leute vergessen, oder Du würdest Deine Pflicht thun, hier Dein Leben versitzen und niemals glücklich werden. Knabe, warum willst Du dir das anthun? Laß von der Burg und allem freien Eigenthum, was dazu gehört, mache dem alten Streit ein Ende, übertrag's auf die andere Linie und Du ziehe hinaus ein freier Mann in die Welt, das Glück zu suchen!"

Der Jüngling athmete schwer, des Vetters Vorschlag reizte ihn mächtig, denn gewaltig verlangte ihn nach Glück, das ihm auf der stillen Burg zwischen Basen und Vettern nie zu winken schien, wenigstens glaubte er das.

Aber noch einmal zögerte er. „Und wenn ich das Alles nicht thue, wie wenn ich hier Herr werden will, Euch zum Trotz!"

„So," auch Philipp war aufgestanden und finstere Entschlossenheit sprach aus seinen Augen, „nehme ich die Burg vom Bischof von Bamberg

zu Lehen und der mag dann mit Dir fertig werden."

„Meint Ihr, ich finde keine Hülfe gegen ihn?" fragte Heinz.

„Die wenigen Freunde, die Du hast," entgegnete Philipp kalt, „die Castell, die Lichtenstein, die Seckendorf, die Sparneck sind mit Herrn Friedrich in Mark Brandenburg und der übrige fränkische Adel grollt uns, weil wir die Nahmen verschmähen."

„Die machen wir uns in unserer eigenen Familie," fiel ihm Heinz höhnend ins Wort.

„Knabe," fuhr Philipp auf, „was unterfängst Du Dich?"

„Seid ganz ruhig, Oheim," erwiderte Heinz, der sich seiner einsamen, schutzlosen Lage zum ersten Mal voll bewußt wurde, „Ihr sollt Euren Willen haben —"

„Heinz, lieber Heinz," rief Philipp mit leuchtenden Augen.

„Nennt mich nicht lieber Heinz," unterbrach ihn der Jüngling rauh.

„Ihr sollt das Erbe antreten, auf das meine Ansprüche nicht fest stehen und das mir darum eine Last ist; ich geb's Euch gutwillig, weil Ihr mir es sonst mit Gewalt nehmen würdet, und

Ihr wißt, es soll nicht ein Wildenreuther wider den Anderen stehen; ich geb's Euch, weil ich weiß, daß Ihr ein guter Herr sein werdet für unsere Leute, ein besserer als ich, aber ich geb's Euch nicht ohne Bedingungen."

„Was forderst Du? Gold soll Dir werden so viel als ich vermag."

„Gold!" Verächtlich zuckte die Lippe des Jünglings. „Ich brauche es nicht, nur für meine Schwestern müßt Ihr den Brautschatz zahlen, wenn sie heirathen, wie mein Vater ihn bestimmt hatte."

Philipp nickte.

„Meines Vaters Wittwe —"

„Deines Vaters Wittwe wird mein Weib," fiel Philipp ein, „sie wagte nur noch nicht es Dir zu sagen."

„Wie sie nicht wagte, Euch „Nein" zu sagen," höhnte Heinz, „sie wagt überhaupt nichts." Es schnitt ein scharfer Schmerz durch seine Seele, daß die Frau, die sein Vater so sehr geliebt hatte, so schnell einen Anderen an seine Stelle setzte.

„Was forderst Du noch?" fragte Philipp, der vergeblich auf einen Glückwunsch gewartet hatte, nach einer Weile.

„Daß Ihr mir Euer Wort als Edelmann

gebt, niemals des Bambergers Mann zu werden und solches dem Versucher im Gewande des Rechtsgelehrten, der Recht in Unrecht verkehrt, sagt, dann verzichte ich freiwillig für mich und Alle, die nach mir kommen, so lange als Einer von Eurer Linie lebt, auf Burg Wildenreuth und Alles was zu ihr gehört, wir verbrennen die beiden Schriften, die so viel Zwietracht erregt haben und dann gehe ich in die Welt hinaus, um nie mehr Eure Pfade zu kreuzen!"

Seine Augen flammten, von dem sonnigen Leuchten war nichts mehr in ihnen zu spüren, seine Gestalt schien zu wachsen, er hob die Hand, „Wehe Euch aber, wenn je eines Wildenreuthers Klage an mein Ohr dringt, ich würde sie furchtbar rächen!"

Er ging hinaus; Philipp Wildenreuth hatte gesiegt, aber es ward ihm nicht wohl bei diesem Siege. —

Viertes Kapitel.

Die grauen Reiter.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen,
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.
Doch meint ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen,
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mäntel schwarzes Wehen.

Lenau.

In einem Zorne, dessen man den kleinen Mann kaum fähig gehalten hatte, brauste Doctor Helfer auf, als er durch Philipp Wildenreuth erfuhr, daß der Fürst-Bischof von Bamberg keinerlei Aussicht habe, Lehnsherr der Burg zu werden, und Rache schwörend reiste er auf der Stelle ab.

Heinz und Philipp verbrannten unter lautlosem Schweigen die unseligen Dokumente, die den Streit zwischen der älteren und jüngeren Linie durch Jahre hingeschleppt hatten; dann schickten sie

nach Nürnberg, um einen gewissenhafteren Mann des Rechts und einen geistlichen Herrn holen zu lassen. Auch wußte Philipp doch noch drei Edelknechte aufzutreiben, die als Zeugen den Verzicht des Junker Heinz auf das Erbe seiner Väter zu Gunsten der jüngeren Linie unterzeichneten. Sie sahen verwundert, halb verächtlich auf den Verzichtenden, mit einem gewissen Staunen auf Philipp, der ein solcher Schlaukopf gewesen, den jüngeren Vetter soweit zu bringen. Einige aber murrten, daß er's ihm nicht lieber in ehrlicher Fehde abgerungen, was er jetzt sein nannte. Auffallend war die Sache weiter nicht, Güterabtretungen, Verpfändungen und dergleichen waren an der Tagesordnung, nach den Gründen waren die Zeugen nicht berechtigt zu fragen. Als sie ihre Siegel und ihre Handzeichen unter das Dokument gedrückt hatten, geleitete sie Philipp Wildenreuth in den Pallas, wo in dem großen Prunksaal ein Bankett hergerichtet war. Frau von Wildenreuth empfing zwei der Herren, welche die Rittersporen trugen, mit einer Kniebeugung, küßte dem Geistlichen die Hand und neigte sich vor den Anderen. Ueber dem violetten Unterkleide trug sie ein grünes Gewand mit goldenen Säumen, dessen Halsausschnitt rundum mit kleinen Glöck-

chen besetzt war. Ihr weißes Schleiertuch war golden gesäumt und darüber lag ein Wulst von grünem Sammet, an dem ebenfalls Schellen klingelten. Sie war von den Töchtern Wildenreuths, von Flori und Arnulf umgeben; bei dem Bankett sollte der Pater Adelhard sie mit Philipp Wildenreuth verloben. Dieser aber war noch einmal zu Heinz zurückgekehrt, der nachdenklich das Haupt in die Hand gestützt vor dem eisernen Kasten saß, in dem jetzt die Verzichtungsurkunde ruhte. Jetzt, wo Philipp Wildenreuth am Ziel war, schwieg der Groll, den er in letzter Zeit oft gegen Heinz gehegt hatte, und mit ernstem, aber freundlichem Tone redete er ihn an: „Glaube nicht, mein Knabe, daß ich gar nicht an unseres Hauses Wahlspruch dachte, als ich in Dich drang, mich an Deines Statt hier Herr werden zu lassen, ich sage Dir, ich hatte ein Recht auf diese Burg, wenn ich's Dir auch nie sagen kann, warum!"

„Ich frage Euch ja nicht darnach," entgegnete Heinz kalt, der in diesen Worten nur eine Ausrede sah.

„Wir haben nun noch festzusetzen, was Du als Entschädigung forderst," fuhr Wildenreuth

fort, „soll ich Dir die Einkünfte meines Hauses Rettlingen anweisen?“

Heinz schüttelte den Kopf. „Ich sagte es Euch schon einmal, den Brautschatz meiner Schwestern begehre ich für sie; sonst nichts. Mir mögt Ihr ein Roß, eine Rüstung und ein Schwert geben.“

„Willst Du als irrender Ritter im Lande umherfahren und Dir einen neuen Besitz erstreiten?“ fragte Philipp erstaunt.

„Das wäre kaum noch an der Zeit,“ erwiderte Heinz, „ich will gen Brandenburg zu Herrn Friedrich und wieder in Hofdienst treten; mit Wildenreuth und Franken habe ich nichts mehr zu schaffen.“

Ein tiefer Groll klang aus seinen Worten heraus, kam die Reue so schnell nach der That?

„Du sollst Deinen Willen haben,“ erwiderte Philipp, „nur vergiß nicht, daß Du allezeit eine Heimath auf Burg Wildenreuth hast. Komme jetzt in den Saal hinauf, bei einem guten Trunk Frankenwein wollen wir auf das neue Gedeihen unseres alten Hauses trinken!“

„Ich trinke nicht mit,“ rief Heinz, „noch heute Nacht reite ich.“

„Wie Du willst,“ erwiderte Philipp, „ich

will Dich nicht halten, aber reichst Du mir nicht die Hand zum Abschied?“

Schon wollte Heinz dieser Aufforderung nachkommen, da überfielen ihn plötzlich all' die dunklen Gedanken, die bei der Rückkehr des Oheims von Tangermünde wider diesen ihn ergriffen und die er ganz besiegt geglaubt hatte, mit erneuter Schärfe, und er konnte sich nicht entschließen, dessen Hand zu nehmen, zugleich aber sprach das Wildenreuthsche Gerechtigkeitsgefühl: „Du hast keinen Beweis, Du thust ihm Unrecht,“ zögernd streckte er die Hand aus. Mit kräftigem Druck ergriff sie der Aeltere, dann ließen sie sich los, Philipp eilte in den Bankettsaal, Heinz schritt an demselben vorüber. Da rannte der kleine Arnulf aus dem Saal heraus auf den Vetter zu, um ihn hineinzuziehen in die bereits lustig zechende Gesellschaft. Fast wäre es dem Kinde gelungen, da zuckte es plötzlich durch die Seele des Junkers: „das ist der künftige Erbe von Wildenreuth!“ und unmuthig stieß er den Knaben von sich, der weinend über solche ungewohnte Unfreundlichkeit des Vetters, zu seiner neuen Mutter eilte.

Heinz ging hinab in den Garten, durch ein Pförtchen in der Mauer desselben hinaus in den

Vorhof, durch ein zweites, zu dem er den Schlüssel hatte, weil kein Wächter an demselben stand, dann setzte er mit einem Sprung über einen kleinen Bach, der hier die Mauer bespülte, und sank nun auf einer hölzernen Bank nieder, die hier unter einer alten Eiche angebracht war.

Auf dieser Bank hatte seine Mutter oft gesessen mit ihm und Cilli, hatte ihnen Kränze aus Eichenlaub gewunden und mit heller Stimme dazu gesungen. Man hatte von hier aus die Burg gerade vor sich; sie lag eben im hellsten Abendroth wie verklärt da; so ruhig, so friedlich schön und jetzt, jetzt wußte Heinz, daß er an diesem alten Bau hing mit aller Kraft seiner Seele, und daß er es nie verwinden würde, ihn hingegeben zu haben, wie Nürnberger Tand. Ein wilder Schmerz riß an seiner Seele, große Thränen des Zornes, der Reue flossen über sein Angesicht; wohl hatte ihn der Besitz der Burg gedrückt wie eine Kette, weil er nicht sicher war, ob er ein Recht, jetzt sprach's laut in seinem Innern: „Niemand als ich war der rechte Erbe!“ und er hatte das Erbe verschleudert.

„Esau, Esau,“ schalt er sich selber; die Burggräfin hatte einmal die Geschichte von den beiden Brüdern erzählt, und obwohl sie behauptete, Jakob

sei ein frommer Mann und es sei Gottes Wille gewesen, daß ihm der Segen zufalle, er hatte sich doch immer eines gewissen Mitleids mit dem betrogenen Esau nie erwehren können; jetzt verstand er ihn ganz, aber damit schwand auch sein Mitleid. Er hatte ja auch kein Mitleid mit sich selbst. Warum hatte er sich betrügen lassen. Warum war ihm das Linsengericht der Freiheit theurer gewesen als der goldene Segen der Pflicht? Jetzt wußte er, was er hätte thun sollen; festhalten an seinem Erbe, Allen zum Trotz, was sich wider ihn stellte, ein Mann hatte er sein sollen und kein schwankender Knabe. Langsam erhub er sich und streckte die Rechte wie schwörend aus, hinfort wollt' er's sein. Vor Einem aber hatte er Wildenreuth gerettet, vor der Lehnsherrlichkeit des Bambergers, und so hatte er doch im Sinne seines Vaters gehandelt. Einen wehmüthigen Blick warf er auf die Burg, die rosigen Schleier waren gesunken, in kühles Grau gehüllt stand sie da; fast fremd sah sie ihn an, ein leises Frösteln ergriff ihn, so würde sie ihn hinfort immer anschauen und schon dünkte es ihm, als zeige ihm auch der Wald, die alte Eiche, die Bank, Alles ringsum, was ihm bisher so lieb und vertraut gewesen, plötzlich ein fremdes

Angesicht. Fort mußte er von hier, fort, wo ihn Alles mit todten Augen anzublicken schien, wie ein eisiges Gespenst stieg es aus dem kleinen Bache auf, das war sein Recht, welches er selber gemordet, als er, nicht wissend, ob es sein oder nicht, es aufgab und einem Anderen hinwarf. Wie Esau den Jakob, so begann er jetzt diesen Anderen zu hassen, Justitia und Clementia schienen ihn diesem gegenüber zu verlassen, der klüger gewesen war als er selbst. Er war nicht auf demselben Wege zurückgekehrt, er war noch einmal durch die Wälder, die Weinberge, die Hopfengärten geschritten, die nicht mehr sein waren, manchen Gruß eines Hörigen hatte er mit gepreßtem Herzen erwidert, auch der war nicht mehr sein, er hatte ihm einen anderen Herrn gegeben, einen besseren wie er hoffte, und da kam ihm ein seltsamer Gedanke, den vielleicht im ganzen Frankenlande noch Niemand gehabt hatte, den auch nur ein Wildenreuth haben konnte: „Konnte er denn Menschen hingeben wie Wälder und Felder, wie todtes Vieh, hatten die nicht ein Recht zu fragen: Warum?“ dann lachte er sich aus; dazu hatte eben ein Höriger kein Recht, dafür war er eben kein freier Mann. Und flüchtig, wie er in ihm aufgetaucht war, verschwand der Gedanke wieder.

Nun stand er wieder im Vorhof, auf dem Brunnenrand saß die kleine Flori, sie winkte ihm mit ihren zarten Händchen, und freundlich setzte er sich neben sie. Mit beiden Aermchen umschlang sie ihn und schluchzte: „Der neue Vater sagt, Du wolltest auch fortgehen, wie Vater und Cilli, kommst Du denn auch nie wieder?“

„Ich werde auch nicht wiederkommen,“ flüsterte er und küßte die Wange des Kindes, „das heißt für's Erste nicht, aber —“

„Aber einmal kommst Du doch,“ bat sie, „und dann holst Du mich und wir bleiben immer zusammen, Du, Cilli und ich, nicht wahr, das versprichst Du mir!“

„Ich verspreche Dir's,“ erwiderte er sanft.

„Und dann bringst Du mir auch die Frau Noah wieder mit, die ich dem Vater mitgegeben habe, die hat er doch gewiß nicht mit in den Himmel genommen und wenn Du nach ihr suchst, findest Du sie gewiß; nicht wahr, Du bringst sie mit?“

„Wenn ich sie finde, ja,“ antwortete er und küßte das Köpfchen, das so vertrauend an seiner Brust lag. Dann trug er sie auf seinen Armen in ihre Kammer. Die Basen wußten noch nichts von seiner Abreise und das war ihm lieb; sie

hätten gewiß einen thränenreichen Abschied von ihm nehmen, Barbara ihn womöglich begleiten wollen und von ihnen wurde ihm der Abschied wahrlich nicht so schwer, so gute Mädchen sie auch waren. Heut wunderten sie sich nur, daß er nicht oben bei den Männern war, aber er sagte: „Ich gehe schon wieder hinauf," und damit entzog er sich ihnen.

Roß und Rüstung waren seinem Wunsche gemäß bereit, einen Mantelsack hatte er selbst gepackt und wollte ihn auch selbst hinunter tragen, denn sogar von den Knechten wollte er nicht Abschied nehmen. Heimlich, unbemerkt wollte er das Haus seiner Väter verlassen, das er sich nicht zu wahren gewußt hatte.

Aus dem Saal herauf scholl Gesang und Becherklingen; wie er auf den dunkeln Gang hinaustrat war's ihm, als komme ihm Jemand entgegen, dann als streifte ihn ein Gewand, jetzt dämmerte am Ende des Ganges eine Fackel auf sein Oheim, der die Treppe heraufkam, hielt sie in der Hand und ihr Schein fiel auf sein weinglühendes Gesicht.

„Wo ist der Bote, der mir gemeldet wurde, woher kommt er, was will er?" rief er in den Gang hinein. Die schattenhafte Gestalt glitt

auf den Burgherrn zu; Heinz sah jetzt, daß es ein Mann war, der in einen grauen Mantel gehüllt war; dieser Mantel hatte eine Gugel, die über den Kopf gezogen war und von dem die Sendelbinde als langer grauer Schweif bis zum Boden hinabhing. Der Mann streckte die rechte Hand aus und legte sie mit leise geflüsterten Worten, die Heinz nicht verstand, auf die linke Schulter des Wildenreuthers. Sofort that dieser dasselbe, sie flüsterten abermals miteinander, dann zog Wildenreuth den Grauen hastig mit sich fort.

Heinz hatte dem ganzen Vorgang erstaunt zugesehen, was hatte der Oheim sich für seltsame Gäste geladen? Als er wenige Augenblicke später noch einmal an dem Bankettsaal vorüber ging, sah er Lichter flammen, in deren Schein goldene und silberne Trinkgeschirre blitzten, aber er sah auch einen Herrn von Trümperg an der Tafel sitzen, den er wohl kannte, jedoch bis dahin nicht auf Wildenreuth gesehen hatte, denn er war nicht sonderlich Freund mit Junker Philipp. Auf der Lehne seines Sessels hing die graue Tannkappe. Warum war er gerade heute und in so seltsam heimlicher Weise erschienen?

Unter solchen Gedanken war Heinz schon an

der Thür des Pallas angekommen, da fühlte er seine Hand plötzlich festgehalten, in der offenen Thür stand, vom bleichen Mondlicht umflossen, seine Stiefmutter und sagte mit weicher, bebender Stimme: „Heinz, willst Du den Segen Deiner Mutter nicht mit Dir nehmen in die Fremde?“

„Ihr waret mir nie Mutter,“ wies er sie rauh zurück.

„Und doch hast Du mich sonst gern und ich hab' Dich lieb gehabt,“ sprach sie bittend, „was zürnst Du mir, daß ich dem Mann nicht entgegen zu treten wage, dem auch Du Dich gebeugt hast?“

Heinz biß sich auf die Lippen; sie hatte ja Recht, was warf er der zarten Frau Schwäche vor, wo er nicht stärker gewesen war? Ein unbeugsamer Wille erreichte Alles, er sah es an seinem Oheim, aber er würde diesen unbeugsamen Willen nie haben, er würde immer nur nach dem Recht fragen und man würde ihn deshalb vielleicht auch schwach heißen. Milder gestimmt faßte er die Hand der Stiefmutter, küßte sie und bat: „Vergebt mir meine Rauheit, Mutter, und segnet mich.“

Sie that's unter strömenden Thränen und

es war ihm doch wohl, daß er nicht ungesegnet von der Heimath schied.

„Bete für mich an meines Ludwigs Grabe," lauteten ihre Abschiedsworte, „bring' auch Cilli meinen Gruß und Gott behüte Dich!"

Nun eilte er wirklich zum Stall, bestieg sein Roß und ritt davon in den Speinshartwald hinein, ohne sich noch einmal umzusehen, denn jeder Blick rückwärts hätte ihn weich gemacht, und das durfte er nicht werden. Im Speins=hartwalde wurden bereits die Stimmen der Nacht laut, die ein Schrecken sind für Jeden, dem der Wald fremd ist, ein vertrautes anheimelndes Geräusch dem, der ihn kennt. Heinz Wildenreuth kannte den Wald, kannte ihn von Kindesbeinen an und hatte die Liebe zu ihm auch am Hofe nicht verlernt, denn Herr Friedrich zog gern durch Wald und Flur, nicht nur um zu jagen, sondern aus reiner Freude am Rauschen der Bäume und oft hatte ihn Heinz begleitet. Auch jetzt lauschte er den Stimmen des Waldes und sie schienen ihm ein wehmüthiges Abschiedslied ins Ohr zu singen. Ganz leicht war's nicht für den Reiter, auf dem rechten Pfade zu bleiben, denn das Mondlicht drang nicht durch die Kronen der dichtstehenden Bäume. Er mußte sich eigent=

lich blindlings seinem Rosse überlassen, das den Weg kannte und nur zuweilen vor einem sich neugierig vorstreckenden Aste scheute. Ein paar Stunden war der Junker schon langsam fürbaß geritten, als er von drei Reitern überholt wurde. Sie hatten lange graue Gugeln übergeworfen, wie sie der Ritter von Trümperg heute getragen hatte. Der Eine hielt eine Fackel in der Hand, trotz des geschlossenen Visirs glaubte Heinz seinen Oheim und den von Trümperg zu erkennen, der dritte war ihm fremd. aber sie hielten ihn nicht an, sondern brausten an ihm vorüber, als seien feindliche Heere hinter ihnen oder als gehörten sie zum Gefolge des wilden Jägers. Einen Augenblick überlegte Heinz, ob er den beiden Reitern folgen solle oder nicht, aber sie waren links abgebogen, während sein Weg rechts lag; was war übrigens auffällig daran, daß Philipp Wildenreuth einen ihm besonders werthen Gast ein paar Stunden weit begleitete; seltsam war's nur, daß weder die Gäste noch der Wirth einen Knecht mithatten, also solle Niemand wissen, wohin sie sich gewendet.

In solche Gedanken verloren ritt der Junker weiter, er hatte jetzt eine Weile gebraucht, um sein Thier zu beruhigen, das vor der Fackel in

Trümpergs Hand gescheut hatte, jetzt fing es schon wieder an zu steigen; Heinz glaubte Menschenstimmen zu hören, es war ihm, als käme eine Anzahl Reiter ihm jetzt entgegen, zugleich aber vernahm er weit hinter sich einen Schrei; wie der Todesschrei eines Gemordeten klang es, und begann über seinem Haupte dumpf zu donnern.

Heinz Wildenreuth war nicht eben furchtsam, aber jetzt wurde es ihm unheimlich; die Menschenstimmen kamen näher, er vernahm das Getrappel von Pferden und sah sich plötzlich einem Haufen von etwa zehn Reisigen gegenüber, an deren Spitze ein kleiner Mann in einer schwarzen Rüstung ritt. Beim Schein der Fackeln, welche zwei der Reisigen trugen, erkannte er zu seinem Erstaunen den Doctor Helfer.

Eben so schnell hatte dieser den Jüngling erkannt. Er brach in ein spöttisches Gelächter aus und wandte sich mit den Worten an die Reisigen: „Holla meine wackeren Mannen, das Wild läuft uns von selbst ins Garn; wir brauchen garnicht bis an den Kreuzweg.“

„Was wollt Ihr von mir, Doctor?“ herrschte Heinz den Rechtsgelehrten an, „gebt Raum, Leute für mich und mein Thier!“ Aber die Reisigen

hielten in zwei Reihen wie eine Mauer anzuschauen; vergebens versuchte Heinz sie zu durchbrechen oder sie zu umreiten. Er riß das Schwert aus der Scheide, aber zehn blanke Gewaffen streckten sich ihm augenblicklich entgegen und höhnischer den je lachte der Doctor.

„Geht ruhig mit uns, Junker," rief er, „wir meinen's gut mit Euch, wir bringen Euch zu Einem, der Euch wieder zu Eurem Rechte verhelfen will."

Statt aller Antwort packte Heinz die Fackel des einen Reisigen, der an der äußersten Ecke hielt, und schleuderte sie zwischen die Anderen. Die Pferde scheuten, es entstand eine augenblickliche Verwirrung, die Heinz benutzen wollte, um zu entkommen, aber es gelang ihm nicht, denn einige der Reisigen waren von den Rossen gesprungen und mühten sich nun, ihn von seinem Pferde zu ziehen. Droben donnerte es stärker, Blitze zuckten durch die Nacht, die Fackel, die Heinz zwischen die Pferde geschleudert hatte, glühte am Boden fort, die Funken hüpften weiter, sie fielen in dürres Gesträuch, das sofort aufloderte. Aber jetzt stürzte ein heftiger Regen vom Himmel, der die Flammen auslöschte und Alles in dichte Finsterniß hüllte. Unterdessen hatten

die Reisigen den Junker von Wildenreuth wirklich vom Pferde gerissen und trotz verzweifelter Gegenwehr an Händen und Füßen geknebelt. Er hörte, wie der Doctor halblaute Flüche über das Heidenwetter ausstieß, er fühlte, wie man ihn auf ein Pferd warf und mit ihm unter Donner, Blitz und Regen davonjagte. Er war aber so betrübt, daß er nicht einmal darauf achtete, in welcher Richtung man ihn fortschleppte. Einmal war's ihm, als sähe er im Schein des Blitzes drei Männer an sich vorüberreiten, von deren Häuptern lange graue Gugeln, wie Gespensterschleier herabwehten. Sie riefen den Zug nicht an, der sich bekreuzte und segnete, weil er wirklich höllische Geister in ihnen sah. Heinz hätte gern seines Oheims Namen gerufen, aber man hatte ihm einen Knebel in den Mund gesteckt, um ihn am Schreien oder Rufen zu hindern.

Allmählich ließ der Regen nach, der Donner hörte auf, der Wald ward lichter, der Mond stieg in aller Pracht wieder auf und beleuchtete eine kleine Waldwiese, auf der eine einzelne Weide am Rande eines kleinen Baches stand. Sie neigte ihre Aeste tief hernieder, an dem einen aber hing eine schwarze, schwebende Masse. Ein Schauder rann durch die Gebeine des Jun-

kers, als seine Sieger mit ihm dicht unter der Weide hinritten und er in die verglasten Augen eines Gehenkten schaute.

Ein Reisiger leuchtete dem Todten mit der Fackel ins Gesicht: „Vor ein paar Stunden hat der noch gelebt," murmelte er.

Wieder schauderte Heinz. War es der Todesschrei dieses Unglücklichen gewesen, den er vernommen? Wie lange es her war, wußte er nicht mehr, denn er hatte jede Zeitberechnung verloren.

„Das ist ja der Junker von Hirschaid," murmelte der Doctor Helfer.

„Rührt ihn nicht an, Herr Doctor," sagte da plötzlich einer der Reisigen, „seht Ihr das Messer neben seiner Leiche im Baume stecken?"

Einen Augenblick war's, als wenn Niemand zu athmen wagte. Auch dem Junker stand das Herz still.

„Die heilige Vehme," flüsterte es von Mund zu Mund.

„Sie waren's, die an uns vorbeijagten, die Vollstrecker," murmelte Helfer.

„Der Junker von Hirschaid soll seines Weibes ersten Mann erschlagen haben," flüsterten die Reisigen.

„War's wirklich mein Oheim, der da an mir vorbeijagte," dachte Heinz, „wäre er Freischöffe des heimlichen Gerichts?" Er zitterte, denn Niemand durfte einen Schöffen des heimlichen Gerichts kennen; zugleich aber schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Ist dein Oheim wirklich Freischöffe, dann muß er auch ein Recht an Burg Wildenreuth gehabt haben, ein geheimes, von dem er ihm nie gesagt hatte, denn ein Freischöffe konnte keine rechtswidrige Handlung begehen. Er hatte also doch Recht gehabt, der Burg Wildenreuth zu entsagen.

Eine seltsame Veränderung aber war mit dem Doctor Helfer vorgegangen, er befahl, dem Junker den Knebel aus dem Munde zu nehmen, und erschöpfte sich in Entschuldigungen, er handele nur im Auftrage eines Höheren, Heinz werde sich nicht an dem Werkzeug rächen. Im Stillen fragte sich der Junker, ob der Doctor seinen Oheim ebenfalls erkannt habe und die Rache des Freischöffen fürchte.

Endlich wurde es Tag, Glockengeläut drang an das Ohr des Junkers, er sah Rebenhügel, ein Fluß blitzte im Sonnenschein, nun tauchten vier mächtige Thürme auf, man ritt bergan, die vier Thürme hatten Heinz schon gesagt, in

wessen Auftrag der Doctor Helfer gehandelt; nun hielt der Zug vor einer stattlichen Veste und einer der Reisigen donnerte mit dem Schwertknauf an das Thor der Altenburg, der Residenz des Fürstbischofs von Bamberg.

Fünftes Kapitel.

Die Gans aus Böhmen.

Fahr' hin mit Gott und sei bewahrt,
Denn jetzt beginnt der Prüfung Fahrt.
Parcival.

„Sagt mir doch, Meister Lodter, was für einen Festtag feiert heute die gute Stadt Nürnberg, Alt und Jung ist ja draußen auf der Gasse und ich wüßte doch nicht, was wir heute für einen großen Heiligen haben."

Mit diesen Worten betrat am 19. Oktober 1414 Heinz von Wildenreuth die Werkstatt seines ehemaligen Meisters, der im Begriffe stand, sich ebenfalls auf die Gasse zu begeben. Er hatte zu den ledernen Beinkleidern und dem blusenartigen braunen Scheck eine sogenannte Kappe, das heißt, einen kurzen Mantel von grüner Wolle mit rother Gugel, angelegt, ein breites Messer

in den Gürtel gesteckt, die Almosentasche angehenkt und hatte Lederschuhe ohne Schnabel angezogen. Der ernste Mann verschmähte solche Thorheiten. Er hatte eben nach dem runden Hute von grauem Filz gegriffen, als der Junker von Wildenreuth mit seiner Frage eingetreten war. Erschrocken legte er den Hut wieder aus der Hand und starrte seinen Schüler wie ein Gespenst an. War's denn wirklich Heinz Wildenreuth, der da vor ihm stand in abgetragenen Kleidern, ein düsteres Feuer in den braunen Augen, bleich, mit wirrem Haar.

„Bei unserer lieben Frau, Junker," nahm der wackere Mann das Wort, „wenn's nicht Eure Stimme wäre, ich hätte Euch nimmer erkannt; Ihr seht aus wie Einer —"

„Der aus dem Kerker kommt," fiel Heinz ein, „und da komme ich auch her; ich erzähle Euch das später einmal, jetzt sagt mir, was Eure närrischen Landsleute haben."

„Ei nun," entgegnete der Meister, „heut kommt der Doctor Huß aus Prag hier durch, der gen Costnitz zieht, um sich daselbst auf dem Concilium vor dem Papst über seine ketzerischen Lehren zu verantworten. Habt Ihr von selbigem Priester schon reden hören?"

„Mehr als Ihr glaubt, Meister," erwiderte Heinz, „bin die letzten Monde in einem Hause gewesen, da haßten und verachteten sie den Huß gar sehr, nannten ihn die Gans aus Böhmen, denn also soll sein Name auf Deutsch lauten. Was ich aber von den Leuten gesehen und von dem Doctor gehört habe, das läßt mich schier glauben, der Huß habe so unrecht nicht."

„Junker Heinz, er ist ein Ketzer," warnte Meister Lodter, „und sie sagen, er komme nicht lebend von Costnitz wieder."

„Der Papst hat ihm freies Geleit versprochen," fuhr Heinz auf.

„Der Papst," wiederholte spöttisch der Meister und erschrak dann selber über seinen unehrbietigen Ton. Heinz aber nahm das Wort: „Möchte den Huß auch gern sehen; gebt mir ein Kleid von Eurem David, Meister, herbergt mich ein paar Tage, bis mein Oheim mir ein Roß und andere Kleider gesandt hat."

„Es soll Euch Alles werden, Junker," entgegnete Lodter, „habt Ihr 'nen Boten an Euren Oheim?"

„Der Bruder Conrad aus dem Schottenkloster begegnete mir," erwiderte Heinz, „der ging mit

einer Botschaft an unseren Kaplan nach Wildenreuth, dem trug ich meinen Wunsch auf."

„So kommt in Davids Kammer, Junker," mein Weib soll uns ein Würzbier kochen, Ihr eßt 'nen Bissen Brod dazu und dann schauen wir uns den Ketzer an."

„Meister, Meister," lachte Heinz, es war das erste Mal, daß er lachte und die alte Art war's doch nicht, „ich ahne, Ihr seid selbst ein Stücklein von einem Ketzer?"

„Kluge Kinder werden nicht alt, hütet Euch, Junker," entgegnete der Meister und lachte ebenfalls.

Eine halbe Stunde später waren Beide draußen auf der Gasse und schritten in eifrigem Gespräch dem Lauferthor zu, durch welches der Böhme einziehen sollte.

Am Lauferthor, dessen Thurm sich scharf gegen den klaren Oktoberhimmel abzeichnete, standen die Nürnberger Kopf an Kopf gedrängt, um einen Mann von etwa vierzig Jahren zu sehen, der ganz schwarz gekleidet war und mit großen dunklen Augen erstaunt auf die noch immer wachsende Menge sah. Drei böhmische Ritter in glänzenden Rüstungen und ein zahlreiches Gefolge umgaben ihn.

„Das ist der Huß," ging es durch die Menge, „der wird's den Priestern zeigen."

„Ich mag nichts mit ihm zu thun haben," sagte eine tiefe Stimme neben Heinz, „er ist der Deutschen Feind!"

„Wißt Ihr Genaueres von ihm, Herr?" fragte Heinz bescheiden.

Der Sprecher nickte. Er war ein großer hagerer Mann und trug ein eng anliegendes rothes Gewand, darüber aber eine lange weite Schaube von gelbem Damast, deren großer Kragen zurückgeschlagen war und in die er sich fest einhüllte. Von den dunkelblauen Beinkleidern war wenig zu sehen; auf dem grauen Haar saß ein gelbseidenes Barett mit rothem Aufschlag. An seiner Hand hielt er ein kaum vierzehnjähriges Mägdlein von zierlichem Wuchs in einem blauen Sammetkleidchen über rother Seide, mit frei fliegendem schwarzem Haar und ein paar großen grauen Augen, die wie Sterne funkelten.

„Ich hab' ihn zu Prag oft reden hören," erwiderte der stattliche Mann dem Junker, „mit der Kirche meint er's ehrlich, er kennt ihr Verderben an Haupt und Gliedern, aber er ist ein Stockböhme und der Teufel trau 'nem Böhmen."

„Ich denke, wir nehmen die Wahrheit an, von

wem wir sie auch hören, Herr Groß," mischte sich der Briefmaler ins Gespräch. Der Nürnbergische Patrizier schüttelte den Kopf. „Nein, Meister," sagte er, „ich denke, wenn Gottes Stunde gekommen ist, dann schickt er seinen Deutschen auch einen deutschen Mann, der unsere heilige Kirche an Haupt und Gliedern reformirt, was ihr herzlich noth thut."

„Das weiß Gott und alle Heiligen," fuhr Heinz wie aus tiefem Sinnen auf.

Herr Groß runzelte die Braunen, „Will solche Jugend auch schon mitreden?" sagte er unmuthig.

Ruhig blickte ihm Heinz in's Gesicht. „Herr," erwiderte er ernst, „ich komme aus dem Kerker des Fürstbischofs von Bamberg, ich könnt' Euch ein Stücklein erzählen von einem frommen Priester, der einen armen Junker aufnehmen ließ bei Nacht, um ihn bald durch einsame Haft, bald durch Verlockungen aller Art zu zwingen, ihn als seinen Lehnsherrn anzuerkennen über ein Stücklein Erde, das seit Jahrhunderten den Wildenreuthern als freies Eigenthum zugehört."

Der Patrizier war aufmerksam geworden. „Ihr seid der Wildenreuther?" fragte er.

Heinz bejahte.

„Und wie seid Ihr ihm entronnen?“

„Durch sein eigenes, elendes Werkzeug, einen gelehrten Herrn, der einst geholfen, mich in die Falle zu locken, und sie mir dann mit Hülfe der Tochter des Schließers wieder öffnete.“

Man sah es dem Junker an, daß er nur mit Widerstreben von seiner Befreiung sprach; der Ekel, den er vor dem elenden Helfer hatte, war zu mächtig.

„Und was denkt Ihr nun zu beginnen?“ fragte Groß.

„Ich habe einen Boten zu meinem Oheim geschickt, um ein anderes Roß und eine neue Rüstung gebeten, denn mir brennt der Boden hier unter den Füßen.“

Der Patrizier fragte nicht, warum der junge Gesell also eifrig fort begehrte, aber er entgegnete freundlich: „Das wird Euch nicht viel helfen, denn Junker Philipp ist mit seiner ganzen Familie nach Lichtenstein zur Hochzeit des Ritters Kraft.“

Eine schmerzliche Enttäuschung malte sich auf den Zügen des Junkers, der Patrizier aber klopfte ihm auf die Schulter: „Sorgt Euch nicht, Junker; nehmt meine Gastfreundschaft an; ich leihe Euch Roß, Rüstung und was Ihr wollt;

Euer Oheim mag mir's wieder erstatten, sobald er nach Nürnberg kommt. Er steigt oft in meinem Hause in der Irrergasse ab."

Heinz schwankte, aber auch Meister Lodter redete ihm zu, das Anerbieten des freundlichen Mannes anzunehmen, der einem der ältesten, reichsten und mächtigsten Geschlechter Nürnbergs angehörte, einem jener Geschlechter, die turnier=fähig waren und dem Adel ebenbürtig erachtet wurden.

„Darüber haben wir aber den Huß vergessen und meine Agathe dazu," bemerkte jetzt Herr Groß, „was ist's doch schwer, ein solch' mutter=loses Mägdlein zu hüten!"

Der wackere Mann seufzte und vergebens sah sich Heinz nach dem kleinen wachsweißen Gesichtlein mit den funkelnden grauen Augen um. Plötzlich deutete er, als sie die Laufergasse schon ein gutes Stück zurückgeschritten und dicht am Aegidienplan angekommen waren, auf eine Gruppe von Leuten, die sich vor der uralten Aegidienkirche zusammendrängte.

„Ist das nicht Euer Jüngferlein, Herr?"

„Freilich, freilich," rief der Patrizier, „was stellt denn das Unglückskind an?"

Die leichte, zierliche Gestalt stand wie schwe=

bend auf der breiten Schulter eines riesigen Schmiedegesellen, der in der einen Hand seinen Hammer, mit der andern das Mädchen an dem blauen Sammetkleide festhielt. Daß seine derbe Schmiedefaust sich auf dem blauen Sammet recht deutlich abzeichnete, schien weder ihn noch Agathe sonderlich zu kümmern.

Vergebens suchten Groß und Heinz die Menge zu durchbrechen und nur Lodter gelang es, wenigstens zu erfahren, was dieser ganze Aufzug bedeute.

„Der Huß hat eine öffentliche Erklärung anschlagen lassen," erklärte ihm ein dicker Dominikanermönch, „da aber Niemand von uns lesen konnte, so wußten wir nicht, was sie besagen wollte. Da hat sich das Jungfräulein unser erbarmt und will uns nun vorlesen, was der Ketzer will. Im Vertrauen gesagt, ich kann recht gut lesen, aber ich mag keine Ketzerworte lesen!"

In demselben Augenblick aber begann Agathe Groß mit heller Stimme zu lesen: „Magister Johann Huß zieht jetzund nach Costnitz, daselbst seinen Glauben, den er gehabt hat, noch hat und haben wird, durch Hülf Gottes bis an sein End zu vertheidigen, daher er, gleich wie er in dem ganzen Königreich Böheim durch sein Brief

und Anschlagen hat vermelden lassen, daß er in einer allgemeinen der Geistlichen Versammlung erscheinen woll und seines Glaubens vor dem Hinwegreisen Antwort geben, also vermeldet er auch in dieser freien Reichsstadt, daß er das mal nach Costnitz ziehe uud einem Jeden, der ihn Irrthums überweisen wolle, durch Kraft und Hülf Gottes Antwort geben will."

Sie hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als sie wie ein Pfeil von der Schulter des Schmiedegesellen herabsprang, während die Umstehenden meinten, in solchen Worten des Böhmen vermöchten sie nichts Ketzerisches zu sehen.

Suchend blickte Agathe sich jetzt um, da faßte Heinz mit festem Griff ihre kleine Hand, zog sie aus dem Volkshaufen heraus und sagte nicht übermäßig freundlich: „Hier ist Dein Vater, wie willst Du aber so über die Straße gehen?" Seine Schwestern, seine Basen, sogar die wilde Barbara wären vor Scham in die Erde gesunken, wenn sie sich fremden Augen mit so schmutzigem Gewande hätte zeigen sollen, wie das, in dem jetzt Agathe vor ihm stand. Aber ihr machte es nichts, sie lachte, daß all' ihre weißen Zähnchen zwischen den rosigen Lippen hervorschimmerten

und rief: „Wem ich nicht gefalle, der kann ja auf der anderen Seite der Gasse gehen, sie ist breit genug, mein Vater aber geht schon mit mir, auch wenn mein Kleid schmutzig ist.“

Sie schmiegte sich eng an ihren Vater an und sah so zärtlich zu ihm empor, daß er seufzend sagte: „Du bist ein gar verzogenes Kind, Agathe!“

„Sagt doch, Meister Lodter,“ begann die Kleine geschwätzig, „wer ist denn der Bub, der so gewaltig vornehm thut und mich nicht ansehen will, weil mein Kleid einen Fleck hat, als ob ich in meiner Truhe daheim nicht mehr hätte?“

„Der Bub ist der Junker von Wildenreuth,“ entgegnete Meister Lodter, „und eben aus einem finstern Kerker entsprungen, darein man ihn unschuldig geworfen hatte.

Mit einem Sprunge, wie er sich mehr für einen Knaben als für ein Mädchen geschickt hätte, war sie an seiner Seite, zupfte ihn am Aermel und fragte, indem sie ihn mit großen, neugierigen Augen ansah: „War es wirklich ganz finster in dem Kerker? Du mußt nämlich wissen, ich fürchte mich vor nichts in der Welt, nur vor der Finsterniß graut mir.“

„Ich hatte zwei Kerker,“ erwiderte der Junker,

„der eine war finster und schaurig, der andere sonnig, von Rosen durchduftet, aber ich habe mich in dem zweiten oft mehr gefürchtet als in dem ersten, doch das verstehst Du nicht," brach er ab.

„Und wohin gehst Du nun," fragte das Mädchen neugierig, „wirst Du Dich rächen an Deinem Feinde?"

„Dazu habe ich nicht die Macht," erwiderte er lächelnd, „aber ich habe einen mächtigen Freund, der wird es für mich thun."

„Wer ist das?"

„Herr Friedrich von Hohenzollern!"

„Der Gemahl der schönen Elsa," rief die Kleine und schlug jubelnd in die Hände, „Du mußt nämlich wissen," fügte sie nicht ohne Stolz hinzu, „die Frau Burggräfin ist meine Pathe und ich soll auch mal zu ihr an den Hof kommen, aber mein Vater trennt sich nicht von mir."

„Ja, und am Hofe darf ein Jungfränlein nicht umherspringen wie ein Bube und sich die Kleider beschmutzen," lachte Heinz.

„Am Hofe müssen aber auch die Buben lernen sich zierlich betragen und nicht dem Frauenzimmer Grobheiten sagen," trumpfte sie ihn zornig ab.

Er war belustigt und geärgert zugleich, daß sie ihn, den achtzehnjährigen, der fast ein Mann zu sein glaubte, besonders nach den Erfahrungen der letzten Monate, wie einen unreifen Knaben behandelte und sich selbst, trotz ihres kindischen Wesens, für erwachsen zu halten schien. Sie schienen alles Ernstes in Streit gerathen zu wollen, diese beiden thörichten jungen Menschenkinder, und daran, daß es nicht geschah, war nur Meister Lodter schuld, der jetzt Abschied von dem Patrizier nahm.

„Ich komme noch zu Euch, Meister, ehe ich von dannen reite," sagte Heinz zu dem Wackeren, hab' Euch viel zu danken."

„Nicht Ursach, Junker," wehrte der Briefmaler ab, zu dem sich jetzt Groß mit der Frage wandte: „Kommt Ihr nicht auch zu des Hussen Losament, Meister; viel Bürger und Clerici begehren ihn zu sprechen."

„Ich komme, ich komme," rief der Meister und eilte seiner Wohnung zu, Heinz aber dachte: „Ich komme auch!" Ihm brannten seit seinem Aufenthalt auf der Altenburg Fragen auf der Seele, die der Böhme mit den dunkeln Feueraugen vielleicht zu beantworten wußte. Dankbar aber schritt er jetzt neben Herrn Veit Groß der

Irrergasse zu, denn je eher er von Nürnberg fortkam, je lieber war es ihm; die Burg droben weckte ihm neue schmerzliche Erinnerungen an das letzte Zusammensein mit seinem Vater und wenn er fortkam, ohne Oheim Philipp wiederzusehen, war's ihm um so lieber. Es unterlag keinem Zweifel, daß dieser nach Nürnberg aufbrechen würde, wenn er hörte, der Vetter, den er schon in Tangermünde glauben mußte, sei noch in Franken. Von seiner Gefangenschaft konnte er nichts ahnen, denn der Fürstbischof von Bamberg hatte den Doctor Helfer selbst einer scharfen Aufsicht unterworfen, als der ihn zitternd gebeten hatte, von den Wildenreuthern abzulassen, und so hatte dieser dem Junker wohl durch des Schließers Tochter, die des Doctors Geliebte war, die Freiheit verschaffen, aber keinen Boten nach Wildenreuth senden können, um Philipp zu benachrichtigen. Auf dem Herzen des Junkers lag es aber wie eine schwere Last, daß er die edle Gottesgabe der Freiheit einer leichtfertigen Dirne verdankte.

An dem Tische des Patriziers wurde ihm zum ersten Mal wieder froh zu Sinne, und daran trug nicht die reiche Ausstattung der Gemächer, nicht die goldenen und silbernen Schüsseln,

die venetianischen Gläser oder die feinen Speisen und Weine schuld, auch nicht die Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern, die überall aufgestellt waren, denn die Grosse trieben überseeischen Handel mit Afrika im Süden, mit Schweden im Norden, nein die reine Luft des Familienlebens war's, die ihn leichter aufathmen ließ. Namentlich der alte Groß wußte sein Herz zu gewinnen und die blasse verwittwete Schwester, die ihm Haus hielt, während Agathes keckes Wesen, obgleich es ihr gar nicht übel stand, ihm nicht recht gefallen wollte.

Nachdem der Hausvater das Gratias gesprochen hatte, forderte er seinen jungen Gast auf, ihn zu Huß zu begleiten. Unterwegs begegneten ihnen drei Männer, denen sich Groß anschloß, da sie denselben Weg gingen. Es waren die drei Abgeordneten, welche Nürnberg auf das Concil zu Costnitz sandte: Herr Peter Volkamer aus altpatrizischem Geschlecht, Magister Johannes von Helfeld, der zu Sanct Lorenz Pfarrer war, und Magister Ulrich Deichsel.

„Ich hab' ihm ein Zettelein geschickt des Inhalts, ich wollt' mit ihm reden," erzählte der Pfarrer, „da schrieb er mir auf denselben Brief, ich solle ohne Verzug kommen. Ich bin ihm nicht

unhold, er hat in vielen Stücken recht, aber er faßt gar zu scharf zu."

„Ich bin sein Mann," sagte Herr Volkamer ernst, „ich glaub' an Gott und nicht an 'nen Papst, der auf Seeraub auszog und sich vor Eulen fürchtet. Eine Kirche, die solches Oberhaupt leidet, versteht ein deutscher Mann nicht mehr."

„Tadelt ihr das Haus oder den Herrn, weil der Haushalter ungerecht ist?" fiel ihm Groß ins Wort.

„Wollt Ihr die Kirche einem irdischen Hause vergleichen?" fragte scharf der Magister Deichsel.

„Ich denke, es wird besser, wenn der Kaiser an der Spitze des Concils uns einen anderen Papst giebt," lenkte Groß ein, da fuhr der Pfarrer auf: „Ihr Nürnberger erwartet immer Alles vom Kaiser, ja die Kaiser waren Euch freilich alle Zeit hold, aber der Kaiser ist doch nicht Herr der Kirche."

„Gott ist der Kirche Herr allein, ich sagte es schon einmal," sprach wieder Herr Volkamer, „auch Papst und Kaiser sind nur seine Diener, seinen Geboten unterthan."

Heinz horchte auf; solche Reden hatte er selten, jetzt lange nicht mehr vernommen; sie

fesselten ihn so, daß er des Weges nicht achtete und nachmalen nie anzugeben wußte, wo er denn eigentlich gewesen sei an jenem Octobertage. Nur daß sie endlich in ein Haus getreten waren, wußte er, in dem sich Bürger und Clerici, Rathsherren und Volk durcheinander drängten.

„Der Magister ist noch beim Essen," hieß es, „der Magister Albert von St. Sebaldus hat hineingesendet, er wolle mit ihm insgeheim von etlichen Sachen conferiren."

Da wurde die Thüre aufgeworfen; in ihrem Rahmen stand der bleiche Mann mit den streng geschnittenen Gesichtszügen; seine dunkeln Augen flogen über die sich Drängenden hin; dann rief er mit hallender Stimme: „Ihr Männer von Nürnberg, ich lehre öffentlich, und kann mich hören, wer da will; tretet herzu und fragt, ich will antworten nach meinem Gewissen im Namen unseres Erlösers Jesu Christi!"

Da trat hervor ein Carthäuser Doctor und fragte: „Ist es wahr, Herr Magister, daß Ihr die Gewalt des Papstes verwehret, seinen Ablaß bekämpft und kein katholischer Christ mehr sein wollt?"

Wie da die Augen des Böhmen aufflammten! Dem jungen Heinz war es, als bohre sich ihr

Strahl tief in sein Herz und als müsse er dem Redenden die Worte von der Lippe nehmen. „Ich bin ein Christ," rief der, „ein katholischer Christ, aber ich will kein römischer Christ sein; die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen und die hat nur ein Haupt nothwendig: unseren ewigen Erlöser Jesum Christum. Darum kann auch kein Papst und kein Mönch Ablaß ertheilen, denn nur Jesus kann uns erlösen von der Sünde; der Papst ist der oberste Bischof der Kirche an Petri Stelle, hat er aber dessen Tugenden nicht, so ist er ein Bote des Antichrists!"

Ein furchtbarer Tumult entstand; die Geistlichen wollten sich auf den Mann stürzen, der doch nur aussprach, was viele von ihnen dachten, die Patrizier und namentlich die Jüngeren aber jubelten ihm zu. Heinz hatte sich mit in seine Nähe gedrängt; er verstand ihn nicht ganz, denn der junge Edelknecht hatte sich bisher nicht viel um theologische Fragen gekümmert, aber es zog ihn mit magischen Gewalten zu dem unerschrockenen Manne hin; mit seinen Fäusten wollte er ihn vertheidigen, wenn sie es wagten, ihn anzurühren.

Jetzt erhob der Pfarrer von St. Lorenz seine Stimme und rief: „Wenn Ihr in solchen Irr-

lehren verharrt, wird's heiße Tage für Euch in Costnitz geben!"

Ein Lächeln wie das eines Engels flog über das bleiche, abgezehrte Gesicht. „Wohl weiß ich," erwiderte er, „daß die Zahl meiner Feinde größer sein wird als selbst die meines Heilands; aber ich vertraue auf Gott und meinen Erlöser, der wird mir Verstand und eine gelehrte Zunge geben, der sie nicht, zu widerstehen vermögen, und seinen heiligen Geist, daß keine Macht der Hölle mich entferne von seiner Wahrheit. Kann mein Tod Gottes Wahrheit verherrlichen, so will ich ihn freudig hinnehmen; ist es aber zu meiner und vieler Heil besser, daß ich zurückkomme, so will ich Gott darum bitten, daß sie die reine Lehre besser erkennen und die Irrthümer des Antichrist nachdrücklich vertilgen können."

Auf diese Worte entstand eine Todtenstille, dann sagte Herr Volkamer:

„Wie möget Ihr Euch also mit Todesahnungen plagen, Herr Doctor, hab' ich Euch nicht heut früh Kaisers Geleitsbrief überbracht."

„Ne credite familiaribus, ne confidite ducibus," murmelte Huß, der unermüdliche Helfeld aber rief: „Woraus habt Ihr Eure Lehren

geschöpft, Magister, aus den Büchern des Erz=ketzers Wicleff!“

„Der war nimmermehr ein Ketzer,“ rief Huß, „und ich wollte Gott, meine arme Seele führe einst dahin, wo dieser Gerechte weilt, meine Lehren aber habe ich erfunden in dem, das wir kurzweg Biblia nennen, dieweil es Niemand glaube seinen Nächsten, Niemand verlasse sich auf Fürsten. Matth. a. 7. 5. das Buch der Bücher ist; in ihm findet Ihr Antwort auf alle Fragen, und wer's recht liesel, der legt's nie ungetröstet aus der Hand.“

Da erhub sich's wie ein Klageschrei: „Wie kommen wir zu dem Buche, es ist so theuer, daß wir's nimmer bezahlen können, und dann können wir's doch nicht lesen, denn es ist lateinisch ge=schrieben.“

Voll Erbarmen ruhten Hussens Augen auf denen, die also klagend ihre Hände ausstreckten, und milden Tons sagte er: „Bittet Gott, daß er Euch Einen sende, der Euch sein Wort ver=deutsche, damit Ihr es lesen könnt, laßt es Euch auslegen in Eurer Sprache. Ich bin eine arme Gans, deren Federn sind nicht fein genug dazu, aber Adler und Schwäne wird Euch Gott schicken

und deren Federn werden Euch schreiben, was Euch noth thut!“

Vor den Ohren des Junkers klang es noch fort, der dumpfe Klageschrei, den nicht ein paar Nürnberger Handwerksmeister nur, den das ganze deutsche Volk auszustoßen schien: „Gottes Wort, gebt uns Gottes Wort in unserer Sprache!“ Und auch das andere Wort war ihm tief ins Herz gedrungen: „In der Bibel findet Ihr Antwort auf alle Fragen!“ Du kannst ja lateinisch lesen, schoß es ihm durch den Kopf und Herr Friedrich, der hat eine Bibel, die wird er Dir geben und Du wirst Antwort finden auf alle Fragen!

Weiter hat Heinz Wildenreuth nichts gehört von der Disputation, wie die Geistlichen riefen, Gottes Wort sei keine Speise für das Volk, und Huß mit Donnerstimme verkündete, daß es da sei für alle Creatur, und als Huß, endlich ermüdet, schier umsank, da schob er ihm seine Schulter unter die Hand, die nach einer Stütze suchte, und als unter dem lauten Jubel Aller, selbst etlicher Magister, bei denen seine gewaltige Rede gezündet hatte, der Huß sich in sein Losament zurückzog, da streiften die Lippen des fränkischen Junkers die Hand des böhmischen Gottesgelehrten.

An demselben Abend noch brach Heinz von Wildenreuth auf, um Herrn Friedrich von Hohenzollern in Tangermünde um eine Bibel anzugehen!

Sechstes Kapitel.

Der heilige Heinrich.

Dienen müssen wir Alle, doch großen Geistern zu dienen
Ist ein erhebend Gefühl, ist ein beglücktes Geschick.

Adolf Müller.

So recht im Herzen von Mark Brandenburg, durch die Spree getrennt, lagen die Schwesterstädte Berlin und Köln, die sich freilich nicht immer schwesterlich vertrugen, sondern gar manche Fehde miteinander hatten. Waren unbändige, trotzige Gesellen unter ihren zwölftausend Einwohnern, die allezeit oben hinaus wollten und trotz der scharfen Zungen doch warme Herzen hatten.

Beide Städte waren stark befestigt durch Mauern, Thürme, Erdwälle und Wassergräben. Im Umkreise von einer Stunde bildeten Land-

wehren, Wachtthürme, Blockzäune und Gräben Außenwerke, an denen schon mancher Feind der Städte sich den Schädel eingerannt hatte. Ein undurchdringlicher Eichenwald, Myrica geheißen, der den beiden Städten gehörte, trat bis dicht an ihre Feldmarken heran; von denen die Berliner 146 Hufen Ackerland auf dem rechten Spreeufer, die Kölner nur 42 Hufen hatten.

Alt-Berlin hatte drei befestigte Thore, das Spandower, Oderberger und Stralower, Alt-Köln deren zwei, das Teltower und Köpnicker Thor, aber nur eins in jeder Stadt war geöffnet und nach der Wasserseite schloß das Wasserthor die Stadt ab. Das Rathhaus, in welches die lange Brücke hineinführte, hatten beide Städte gemein; ihre Verbindung bildete der Mühlendamm. Der Stadtsäckel war immer gar ansehnlich gefüllt durch die Einnahme aus den Zinsen der Kämmereidörfer Stralow, Neuhof, Wiesenthal, Reinickendorf, Wedding und dem Ertrag des Stadtforstes, des Zolls, der Niederlage, der Stätte- und Platzgelder, der Gewerkhäuser, Buden- und Marktzinses und der Schankgerechtigkeit. Dafür hatten die Städte auch mancherlei Lasten zu tragen, als da waren Orbede, Schoß und Landlade, das heißt Grund- und Hufenzins an

die landesherrliche Kammer, städtische Steuer und Tilgung der Kriegsschulden. Ferner mußten die Städte bei der Thronbesteigung der Landesherren ihre Privilegien mit hohen Summen bezahlen und bei feierlichen Veranlassungen die Gäste des Landesherren herbergen und bewirthen. Gar bedeutend war der Handel mit Wollenwaaren, Schuhen, Leder, Getreide, Hopfen, Bier, Wein, Häringen, Bücklingen, Pech, Wachs und Mühlsteinen.

Die Bürgerschaft war sehr wehrhaft; jeder angesessene Bürger mußte Brustharnisch und Sturmhaube besitzen, die Uebrigen bewaffnete der Rath aus seinen Zeughäusern — und ein Hauptmann befehligte die Kriegsmacht der Städte. Die kirchliche Gewalt über diese Städte stand dem Bischof von Brandenburg zu, der einen Hof in Berlin hatte. Unter Aufsicht der Kirche standen die beiden Knabenschulen zu St. Marien und St. Nicolai, Mädchenschulen gab's nicht, auch keine Gelehrten, Künstler oder Aerzte. In den Häusern sah es kahl und öde aus, und die Kirchen waren mit plumper Pracht geschmückt. Dagegen war die Kleidung überaus prächtig, so daß der Rath den Mägden verbieten mußte, in Sammet und Seide zu gehen. Streng hielten

die Väter der Stadt darauf, daß die Lebensmittel, die zum Verkauf ausgeboten wurden, gesund waren, namentlich Wein, Bier, Fleisch und Mehl. Bäcker und Fleischer hatten bestimmte Taxen und mußten für Nothfälle stets hinreichenden Bedarf an Schlachtvieh und Getreide haben. Sehr kräftig wurde die Sittenpolizei gehandhabt und streng ward auf die Sonntagsfeier gehalten.

Trotz der trüben Zeiten, welche die Mark in den letzten Jahren gesehen hatte und die auch Berlin-Köln vielfach in blutige Fehden verwickelt hatten, waren die beiden Städte doch eher vorwärts gekommen als zurückgegangen. Nicht allzu freundlich waren sie dem Burggrafen Friedrich entgegengetreten; sie fürchteten die Verluste ihrer Privilegien und Freiheiten, aber bald hatte der kluge Hohenzoller eine mächtige Partei in den beiden Städten und es war ersichtlich, daß er selbst eine gewisse Vorliebe für Berlin-Köln hatte, wenn auch Tangermünde vor der Hand seine eigentliche Residenz blieb.

Mochte man aber in Berlin — man nannte gewöhnlich für beide Städte nur den Namen der bedeutenderen — über Herrn Friedrich von Hohenzollern denken, wie man wollte, am 18. October

1415 war doch Alles auf den Beinen, um ihn, der von Coſtnitz kam, durch das Teltowerthor einziehen zu ſehen. An dem neuen Gerdtrauten Hoſpitale lagen die zwölf adligen Jungfern im Fenſter, auf der Mauer des Kirchhofs hockten die Jungen, Männer und Frauen aber ſtanden zu beiden Seiten der Gaſſe mit feierlich ernſten Geſichtern. Beeinträchtigt wurde dieſe Feierlichkeit in etwas durch die Gänſe, die ſich ſchnatternd ſchaarenweiſe in den Gaſſen herumtrieben, aber es achtete Niemand darauf, Aller Blicke hingen an dem ſtattlichen blonden Manne in glänzender Rüſtung, von deſſen Goldhelm die ſchwarz und weißen Federn wehten; durch das bis dahin immer dichter werdende Gewölk brach ein heller Sonnenſchein, die ſchwarz-weißen Federn nickten wie grüßend und da war's als ob über ganz Mark Brandenburg es hell werde, als ob der Alp, der ſeit Jahrzehnten über dem unglücklichen Lande gelegen, vor dem Blick der großen blauen Augen wiche, die da ſo ſieghaft hervorblitzten unter dem Goldhelm, und ein heller Jubelſchrei flog durch die Lüfte. War's doch nicht mehr nur der Landesverweſer, der Statthalter des Kaiſers, der da einzog in die Stadt Berlin, ſondern ihr gebietender Herr, der Kurfürſt des heiligen

römischen Reiches und Markgraf zu Brandenburg, zu welcher Würde Kaiser Sigismund Herrn Friedrich jüngst zu Costnitz erhoben hatte. Noch wußten's die Berliner nicht recht, welch' unsterbliches Verdienst sich der leichtsinnige Lützelburger um sie erworben hatte durch diese That, aber eine Ahnung davon zog doch durch ihre Seele an jenem Lucastage des Jahres 1415.

Mit stattlichem Gefolge ritt der neue Kurfürst ein; zu seiner Rechten hatte er den Bischof von Lebus, zu seiner Linken den von Brandenburg, beide im reichsten Ornat mit der Mitra auf dem Haupte. Aber der schwarz-weiße Federbusch überragte Mitra und Krummstab. Hinter dem Markgrafen ritten zwei Märkische von Adel, der Landeshauptmann Ritter Hans von Bieberstein und Hans von Torgau, denen noch eine ganze Anzahl märkischer Edelleute folgten, die waren alle ihrem neuen Kurfürsten entgegen geritten und waren genug darunter, die ein paar Jahre sich mit gewaffneter Hand ihm widersetzt hatten. Sie waren's aber bald inne geworden, daß es nicht nur Nürnberger Tand gewesen, was ihnen der Kaiser in Herrn Friedrich ins Land geschickt hatte, und freudig beugten sie sich jetzt

dem Manne, der so grimm war im Kampfe und so mild im Frieden. Den märkischen aber folgten die fränkischen Ritter, den Edlen die geistlichen Herren und die Knechte, die sich um die Paniere ihrer Gebieter schaarten. Da wehten die Fähnlein gar lustig im Herbstwind und sah man friedlich Mark Brandenburg und Franken bei einander; die weiße Bracke der Thermo neben dem gesparrtem Schilde von Sparneck, der Quastsche Leuchter und der Seckendorffsche Lindenast, der Knoblauch redend Wappenschild neben dem Ziegenbock der Geier von Giebelstatt und noch gar viele andere. Zuletzt kamen die Wagen mit den Kleidern, Waffen und Mundvorräthen, die ebenfalls von einer Anzahl berittener Knechte geschützt wurden.

So ritt der Zug begleitet von der jubelnden Menge durch das sumpfige Köln, vorbei an der Petri-Kirche, über den Markt und dann hinüber über den Mühlendamm nach Berlin hinein. Der Blick des Kurfürsten folgte den schlanken Thürmen von St. Nikolai und hing dann freudig an den hohen Bogen der Klosterkirche, die waren ihm immer wie ein Gruß aus seiner, an schönen Kirchen so reichen fränkischen Heimath, und darinnen ruhten die drei fränkischen Edlen, die am Tage von Kremmen gefallen für ihn auf

blutiger Wahlstatt, darin schlummert der unselige Ludwig der Römer, dem die Mark keine Heimath geworden war, weil er die Märker nie verstanden hatte. Wie eine Mahnung war's an den Hohenzollern, nicht in der Wittelsbacher Fußtapfen zu treten, sondern in die jener gewaltigen Askanier, die der Märker nicht vergessen konnte. Nun hielten sie vor dem ungefügen Backsteinbau, den man das hohe Haus hieß und in dem die Kurfürsten ihren Hof hielten. Oefter schon hatte es Friedrich bewohnt und als er sich ihm näherte, da begann sein Herz heftiger zu schlagen, wußte er doch, daß es jetzt sein Liebstes barg, sein Weib und seine Kinder. Fast war's ihm, als säh er ein Fenster sich öffnen, ja wahrlich, eine weiße Hand streckte sich hinaus und ein Schleier flatterte, grüßend winkte auch Friedrich mit der Hand und die schwarz-weißen Federn schienen wieder grüßend zu nicken.

„Lieb Elslein," flüsterte der Kurfürst, dann richtete er sich hoch auf, schob den Helm tiefer in die Stirn und war nur noch Herr und Markgraf von Brandenburg. Von dem Balkon des hohen Hauses herab aber schmetterten die Pfeifer, Posauner und Pauker eine fröhliche Weise, und als der Kurfürst abgestiegen war, da folgte ihm

seine Begleitnng in einen großen düsteren Saal, der zur Feier des Tages mit Gewinden von Kiefern- und Fichtenzweigen geschmückt war. Der rothe Estrich aber war mit feinem Sande bestreut, andern Schmuck hatte die Mark nicht, aber ein kräftiger Duft ging von dem grünen Gewinde aus und der Sand war weicher als der schönste Teppich. In diesem Saale waren die Stände versammelt, und aus ihrer Mitte trat herfür der Propst von Berlin, Johann von Waldow, der als Landschreiber der Mark den Kurfürsten mit einer zierlichen Rede begrüßte. Mit wenigen freundlichen Worten dankte Friedrich und beschied Prälaten, Herren, Edle, Ritter, Mannen und Rathsherren auf den Sonntag zu derselben Stelle, um deren Huldigung zu empfangen. Dann verließ er sein Gefolge und schritt nun rasch eine Wendeltreppe empor. Auf einem weiten Flur öffnete er eine Thür, blieb aber mit einem Ausruf des Erstaunens einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Mitten im Gemach stand die schöne Else in einem tief ausgeschnittenen Gewande aus rothem Sammet, dessen lange Schleppe sie leicht aufgenommen hatte, so daß ein weißes goldbesetztes Unterkleid sichtbar wurde. Der breite goldene Gürtel war mit echten Steinen besetzt,

um den weißen Hals lagen drei feine Goldketten, an denen ein schimmerndes Kreuz herabhing. Die engen Aermel endeten in breiten, bis auf die Hand fallenden Manschetten, das Haupt aber bedeckte der Hennin, eine hohe kegelförmige weiße Haube, deren weiter Rand aus rothem Sammet nach unten sich verbreiternd auf den Rücken fiel. Von der Spitze des Kegels flatterte ein langer, durchsichtiger Schleier herab; das Haar war ganz weggestrichen, um die Stirn höher erscheinen zu lassen, was für eine große Schönheit galt, nur ein einzelnes Löckchen hatte sich unter der Haube hervorgedrängt und leuchtete sonnig hell auf der klaren Stirn.

Aber nur einen Athemzug lang stand der Kurfürst bewundernd vor dem holden Frauenbilde, dann warf er Helm und Schwert auf eine Ruhebank und im nächsten Augenblick lag die schöne Frau lachend und weinend zugleich in seinem Arm.

„Wie schön Du bist," flüsterte der gewaltige Mann, Frau Else entzog sich ihm, lächelte schelmisch und sagte dann: „Nicht so vertraut, mein Herr, Ihr wisset wohl gar nicht, vor wem Ihr stehet?"

„Ei, vor Frau Else, meiner lieben Hausfrau!"

„Ja, aber Frau Else ist etwas Großes geworden, seit Ihr sie nicht sahet, wißt Ihr auch was?“

„Kurfürstin und Markgräfin von Brandenburg,“ rief Herr Friedrich und beugte huldigend leicht das Knie vor ihr, „ich grüße Euch vor wie nach als meine Herrin!“

Sie zog sein Haupt an ihre Brust und flüsterte: „Nicht doch, mein Friedel, ich bin Deine Magd.“

„Wahrlich, Else,“ rief der Kurfürst und erhob sich, „hast Dich ja so prächtig geziert, daß selbst die Höfe von Burgund und Frankreich nichts Köstlicheres zeigen könnten!“

„Muß ich denn meinem lieben Herrn nicht Ehre machen?“ sagte sie schmeichelnd, da aber wurden draußen Kinderstimmen laut, der Kurfürst öffnete und war bald von seinen Kindern umringt, deren nun schon sieben waren. Der zwölfjährige Johann mit den tiefen träumerischen Augen sah bald vom Vater weg nach der Mutter hin, der zweijährige Friedrich aber langte ungestüm nach des Vaters Helm. Als sich der Kurfürst nun genugsam an den Kindern erfreut hatte, sandte Frau Else dieselben wiederum hinweg und war abermals mit dem Gemahl allein, der jetzt

einen prüfenden Blick auf das Gemach warf, in dem sie sich befanden. Niedrig und düster war's, zur halben Höhe getäfelt, zur andern Hälfte mit Kalk beworfen, der im Laufe der Zeiten fast schwarz geworden war, aber die Kurfürstin hatte es mit Teppichen, schönen Geräthen und Schnitzereien so reich ausgestattet, daß es ihn fast an sein Wohngemach auf der Cadolzburg daheim im schönen Frankenland erinnerte, wo er mit seiner Else die ersten elf Jahre seiner Ehe verlebt hatte. Auf einem Tische stand ein Krug mit gewürztem Wein und auf einer silbernen Schüssel lagen duftende Nürnberger Lebkuchen; Friedrich ermangelte nicht, von beiden zu kosten. Dann trat er an ein Lesepult heran, das ein Adler auf seinen ausgebreiteten Flügeln trug; silberne Leuchter waren an dem dunklen Eichenholz befestigt, in denen Wachskerzen steckten; auf dem Sessel vor dem Lesepult lag ein von Frau Elses Hand gesticktes Kissen; auf dem Pult aber ein zierlicher Pergamentband, den Friedrich öffnete. Ein Laut der Freude entfuhr seinem Munde, als er einen Blick auf den mit Malereien geschmückten Inhalt warf.

„Petrarca," rief er mit leuchtenden Augen, rasch wandte die Blätter um, bis er die neunte

Canzone gefunden hatte, voll und weich klangen die italienischen Laute von seinen Lippen und Frau Else verstand wohl, was sie sagen wollte.

Ich seh', o Herrin, flimmern
Ein Licht in Euren Augen süß und milde!

„Wer hat mir denn meinen liebsten Sänger zum Gruß hierher gelegt?“ fragte er.

„Heinz Wildenreuth,“ entgegnete die Kurfürstin.

Eine leichte Wolke überschattete das Antlitz des Kurfürsten.

„So ist er noch am Hofe?“

„Ja, aber er ist der Alte nicht mehr; Schweres hat er durchlebt, die Burg Wildenreuth seinem Oheim übergeben und nun brütet er den ganzen Tag, wenn er nicht malt, über einer Bibel, die ich ihm habe geben müssen, sie nennen ihn deshalb nur noch den heiligen Heinrich, den Bibel-Heinz oder den Ketzer-Heinz.“

„Den Ketzer-Heinz?“ fragte Friedrich aufhorchend.

„Er hat den Huß in Nürnberg gehört und schwört auf ihn —“

„Nichts von dem Huß,“ unterbrach sie Friedrich fast rauh, „der Junge soll ins Feld;

eine frische Fehde wird ihm gut thun, die Quitzow's sorgen dafür, daß ich nicht zur Ruhe komme, und ich hätte sie wahrlich nöthig."

„Ihr seht bleich und müde aus," meinte Frau Else.

„Deine Pflege wird mich genesen lassen," erwiderte er, „der Ehren hätt' ich genug, nun will ich auch Ruhe schaffen in meinen Landen."

„Ihr müßt eine Weile darin verbleiben," bat die Kurfürstin, „ich hab' meine Sache nicht allzugut gemacht als Statthalterin."

„Wunder hast Du gethan," rief der Kurfürst, „viel ist durch Dich geschehen, was ich bei diesen hartköpfigen Märkern, vor denen man schier verzweifeln möchte, nimmer erreicht hätte."

„Scheltet sie nicht, mein Gemahl," erwiderte Else sinnend, „drei Jahre lebe ich unter ihnen und habe sie lieb gewonnen. Rauh sind sie und trotzig, aber ohne Falsch und bei all' der Rauheit wollen sie doch ein warmes Herz haben von ihrem Herrscher, wie es die Askanier hatten, und wie sie es dann nicht mehr gefunden haben, weder bei den Lützelburgern noch bei den Wittelsbachern. Seht, Männer meines Hauses haben dieses Land besessen und haben sich's entwinden lassen, weil sie nicht Liebe genug hatten, um

seine Bewohner zu verstehen. Gerecht und milde, streng und sanft zugleich wollen sie regieret sein; und ihr Oberster soll ihr Bester sein. Nur dem Edelsten beugen sie sich und wer ist Edler als Ihr, darum werdet Ihr sie beugen."

„Gott gebe es, das Du Recht behältst, Du süßer Prophet Du. Was hat mich denn hergeführt in diese Marken, doch nicht nur der Ehrgeiz allein, nicht allein die Klugheit, die mir zugeraunt hat, wie vorher Deinen Vettern, den Wittelsbachern, wie nach ihnen die Lützelburger: Der Zug der Weltgeschichte geht nach Norden, nachdem er lange genug nach Süden ging; nicht von Süden, nicht aus Rom, nein aus Norden kommt Deutschland das Heil, in den sandigen, sumpfigen Marken liegt Deutschlands Zukunft. Freilich habe ich mir das gesagt, aber es war doch auch etwas Anderes. Was ich von dem Volk in diesen Marken gehört, was ich noch von ihm gelesen, auf den Schlössern Deiner Vettern, das hat mich mit Achtung vor ihm erfüllt, und hat mich zu ihm hingezogen. Ist mein Herz auch nicht so weich, wie das Deine, meine Liebe zu meinen neuen Landen auch noch nicht so warm wie die Deine, ich fühle, sie wird's werden. Eine spröde Braut ist's, um die ich werbe, aber

die sprödesten Bräute werden die treuesten Weiber und ich will nicht nachlassen mit Werben, wenn's auch zuweilen mit dem Schwert geschehen muß."

„Gewinnt sie Euch auch durch Liebe," mahnte die schöne Else, „bezeichnet den ersten Tag Eurer Herrschaft, wenn sie Euch gehuldigt haben, durch Gnadenbeweise —"

„Nimmermehr, Else," sagte Friedrich streng. „das Gift der Felonie will ich ausbrennen, die Quitzows sollen lernen, daß es nicht das ganze Jahr Burggrafen zu regnen braucht, um ihrer wilden Wirthschaft ein Ende zu machen, daß Einer genug ist. Jetzt lasse mich die begrüßen, die um Dich waren, während ich fern sein mußte."

Die Kurfürstin führte den Gemahl zu ihrem Hofstaat, der jauchzend den Herrn begrüßte. Hier fanden sich schon märkische Edle vor, die in den Dienst der Kurfürstin getreten waren. Ueber Alle weg ragte der Ritter von Quetz, ein stattlicher Dreißiger mit wallendem rothem Haar und feurig leuchtenden Augen; der hatte des Hohenzollern Bedeutung bald begriffen, ihm früh gehuldigt und ihm unwandelbar Treue gehalten, obwohl er manche Anfeindung von seinen Lands-

leuten darob zu erdulden hatte. Es war ein offenes Geheimniß am Hofe zu Tangermünde gewesen, wo Else residirt hatte, daß der gewaltige märkische Junker um die Liebe der schönen Wildenreutherin warb, und Cilli, die stolze Cilli, die den feinsten fränkischen Rittern sich versagt hatte, schien wirklich Gefallen an dem breitschultrigen, stiernackigen Rothkopf zu finden. Freilich hatte sie seiner Werbung noch kein Gehör gegeben, aber sie erröthete, wenn sie seinen mächtigen Schritt hörte, und die schönen dunklen Augen konnten gar zornig blitzen, wenn sein erstes Wort nicht ihr galt. Wie höhnisch aber würde der Burggräfin Narr seine Schellenkappe geschwungen haben, hätte er gesehen, wie Dedo Quetz um Cäcilie Wildenreuth warb. Er begehrte nicht ihre Hand zu küssen, bat sich kein Band aus ihrem Haar aus, sang kein Lied zur Laute, er sagte ihr auf den Kopf zu, sie werde einst als Hausfrau in seinem alten Neste an der Tanger walten, und wenn sie sich ihrer fränkischen Bildung rühmte so lachte er und war nie um eine Antwort verlegen.

„Ritter," hatte sie heut gesagt, „ich kann welsche Lieder zur Laute singen, das habt Ihr nicht gelernt."

„Und ich kann den wildesten Stier bei den Hörnern packen, daß er sich beugt, das habt Ihr nicht gelernt," entgegnete Quetz ruhig.

Selbst die Franken mußten über die eiserne Ruhe des Märkers lachen, nur Einer lachte nicht mit, dessen Lachen einst am Hellsten geklungen hatte. Heinz Wildenreuth lehnte im Festgewand in einer Fensternische und blickte gleichgültig in das Treiben hinein; seine braunen Augen flammten nicht mehr düster, wie damals, als er dem Fürstbischof von Bamberg entsprungen war, aber sie sahen doch tief ernst aus, ernster, als es sich für seine Jugend schicken wollte. Gerad in dem Augenblick, da Quetz seine Antwort gab, war der Kurfürst eingetreten und dadurch blieben der armen Cilli weitere Neckereien erspart. Jeden Einzelnen begrüßte der leutselige Herr, dem Wildenreuther aber legte er beide Hände auf die Schultern und sagte freundlich: „So hast Du doch den Weg zurück zu mir gefunden und willst bei mir bleiben!"

Ein freudiger Schimmer flog über das Gesicht des Junkers, so daß er für einen Augenblick wieder aussah, wie ehedem.

„Ja, Herr," erwiderte er, „ich will, so's Euch geliebt, Euer Mann werden!"

Der Kurfürst sah ihn erstaunt an. „Ich denke, die Wildenreuther nehmen keinen Hof- und Herrendienst.“

„Sie hatten's bisher nicht nöthig,“ erwiderte Heinz und warf den Kopf in den Nacken.

„Dein Vater meinte, Du solltest an meinem Hof nur ein paar Jahre bleiben, um höfische Sitte zu lernen, und dann sollst Du auf Burg Wildenreuth gehen.“

Auf ein Zeichen des Kurfürsten hatte sich der Hofstaat so weit zurückgezogen, daß er von dem Gespräch des Herrn mit dem Edelknaben nichts vernehmen konnte.

„Ich habe die Burg an meinen Oheim Philipp abgetreten,“ sagte Heinz ruhig.

Der Kurfürst nahm ihn mild bei der Hand, führte ihn in ein anderes Gemach und sprach: „Jetzt erzähl' mir mal Alles, was zwischen Dir und Deinem Ohm Philipp sich zugetragen hat. Du weißt, ich habe Deinen Vater sehr lieb gehabt.“ Der Kurfürst seufzte bei diesen Worten aus tiefster Brust und ein Schatten legte sich auf seine Stirn, wie immer, wenn er des todten Freundes gedachte.

Und Heinz erzählte; einen Fluch murmelte Herr Friedrich zwischen den Zähnen, als er von

dem Gewaltstreich des Fürstbischofs erfuhr, als aber Heinz geendet, da fragte er erstaunt:

„Du hast Dein Erbe hingegeben, weil der Bamberger nicht sein Herr sein soll, nun willst Du doch mit Deines Hauses Sitte brechen und ein Dienstmann werden.“

„Mein Vater hätt' mir's nie verboten; nur der Herr der Burg Wildenreuth durfte kein Anderer sein, als ein Wildenreuth; ich aber bin nicht mehr ihr Herr, ich bin also frei zu thun, was ich für Recht halte, und ich komme zu Euch, gnädiger Herr, daß Ihr mich nehmet in Euren Dienst, daß Ihr mir Vater seid, gleich wie Eure edle Gemahlin meiner Schwester und mir Mutter geworden ist.“

„Du willst, ein Wildenreuth, hier neue Wurzeln schlagen lassen?“

„Nein,“ sagte Heinz ruhig, „mit mir soll die ältere Linie ausgehen, dann kann nie wieder Streit sein, um den Besitz der Burg und Keiner sie zu Unrecht besitzen.“

„Noch immer hältst Du fest an Deines Hauses Spruch?“

„Justitia et clementia,“ sagte Heinz.

„Knabe,“ erwiderte Friedrich ernst, „der Spruch ist zu stolz, den kann kein Mensch, nicht

einmal ein Fürst erfüllen, gerecht und gnädig zugleich sein, das kann nur Einer, der da droben!“

„Aber wir sollen ihm nachstreben,“ rief der Wildenreuther, „und wer thut's mehr als Ihr,“ fuhr er in auflodernder Begeisterung fort, „sucht Ihr nicht Ordnung und Recht zu schaffen überall, darum will ich ja Euer Mann sein, daß ich Euch bei solchem Werke helfen könne, denn es giebt kein Größeres und Heiligeres!“

„Heinz,“ rief der Kurfürst erstaunt, „wer weckte Dir solche Gedanken?“

Ein Zug tiefen Wehes glitt über das Angesicht des Junkers.

„Ihr fragt recht, Herr, wer weckte sie, denn sie schlummerten schon lange in meiner Seele, aber geweckt hat sie Einer, der nicht mehr ist, Herr, warum habt Ihr ihn nicht gerettet?“

Wie ein Aufschrei aus tiefster Brust klangen die letzten Worte, erschüttert betrachtete ihn der Kurfürst. „Ich weiß, wen Du meinst,“ sagte er dann leise, „ich hätte ihn gern gerettet, aber ich konnte es nicht; ich that, was ich vermochte, so daß er wenigstens nicht ungehört verdammt wurde, sprich mir nie von ihm und denke auch nicht an ihn, es thut Dir nicht gut, ich habe sonderbare Dinge über Dich reden hören.“

„Ihr habt gehört, daß sie mich den heiligen Heinrich nennen, Herr, ich wollte solches Beinamens mich freuen, wenn ich ein Anrecht darauf hätte, aber Niemand war je entfernter davon, ein Heiliger zu sein, als ich. Das weiß ich, seit ich in dem Buche lese, das der mir nannte, dessen Mund noch fortspricht, ob er gleich zu Asche verbrannt ist.“

Der Kurfürst nahm das jetzt in den Augen des Jünglings glänzende Feuer für Schwärmerei und sagte unmuthig:

„Wer gab Dir die Bibel in die Hand?“

„Ein edler Priester,“ erwiderte Heinz, „aber nicht in die Hand gab er sie mir, mein Latein reichte nicht aus und mein Kopf begriff auch schwer; aber mit mir liest er und sagt mir, was das Gotteswort meint, bis ich einst heller sehen und meinen Pfad allein finden werde durch all' die dunkeln Worte.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte Friedrich erstaunt.

„Von Hansen von Waldow,“ erwiderte Heinz, „den mein gnädigster Herr selbst der Frau Kurfürstin als vertrauten Rath zur Seite gestellt hat.“

„Dann mag's sein,“ erwiderte der Kurfürst, „Hans Waldow wird Dich auf keinen schlimmen

Pfad führen, aber sage mir, willst Du geistlich werden, daß Du über theologische Fragen grübelst?“

„Ich spüre keinen Beruf zum Geistlichen,“ antwortete Heinz, „es brennen nur auf meiner Seele Fragen, und der Todte — Ihr wißt wen ich meine — der sagte mir, die Antwort auf alle Fragen sei in der Bibel zu finden. Ich hätt' mir das Finden leichter gedacht, aber nur gerade weil es schwer ist, geb' ich's nicht auf!“

Der Junker wurde dem Fürsten immer räthselhafter: „Du willst in meine Dienste treten,“ nahm er ernst das Wort, „willst mir helfen Recht und Ordnung schaffen, das kann ich aber nicht allein mit der Bibel in der Hand, dazu brauche ich auch ein Schwert und tapfere Arme, willst Du mir einen solchen leihen?“

„Erprobt ihn, gnädigster Herr,“ rief Heinz, und seine Augen leuchteten.

„Willst Du mein Schildknappe werden, heiliger Heinrich?“

Da sank der Wildenreuther ins Knie und sprach: „Herr, ich will Euch dienen, wie jener eiserne Heinrich im Märlein seinem Herrn, dessen Sinn mir in dieser Stunde aufgeht, und in Noth und Tod Euch zur Seite stehen.“

So nahm still und ungesehen von Anderen

der Hohenzoller den Treuschwur des Wilden-reuthers entgegen, ohne Prunk und Pracht, die blieb für den folgenden Tag aufgespart, wo ihm die Stände der Mark Brandenburg Treue schw ren wollten.

Als der Kurfürst mit seinem neuen Schild-knappen wieder zu den Andern trat, wunderten sie sich über den hohen, freien Blick, den Heinz mit einem Male bekommen hatte.

„Das ist gar der heilige Heinrich nicht mehr," murmelten Einige und Dedo Quetz sagte zur schönen Cäcilie: „Euer Bruder gefällt mir alle Tage besser."

„Mir auch," sagte Cäcilie, das stolze Mäd-chen hatte ihm um seines Verzichtes auf Burg Wildenreuth nicht gezürnt; sie verstand ihn voll und ganz und da er auch nichts mehr von jenem kindischen Lachen und Schwatzen an sich hatte, das ihr einst so widerwärtig gewesen, so wuchs die Liebe der beiden Geschwister zueinander mit jedem Tage. Das viele Lesen ihres Bruders, sein Beinamen „heiliger Heinrich", trübte zwar Cillis schöne Stirn zuweilen, aber es war etwas in ihr Leben getreten, das noch wichtiger für sie war, als ihr Bruder, nämlich der Junker von Quetz. Trotz alledem war sie stolz auf Jenen,

als sie hörte, daß der Kurfürst ihn zu seinem Schildknappen erwählt habe.

„Dann werden wir Seite an Seite fechten," sagte Quetz und drückte die Hand des Knappen; Cillis Augen aber blitzten, sie freute sich der beginnenden Freundschaft zwischen Quetz und ihrem Bruder, ohne sich selbst einzugestehen, weshalb sie es that.

So neigte sich der 18. Oktober seinem Ende zu, müde von der weiten unbequemen Reise ruhte Herr Friedrich den ganzen anderen Tag; am Sonntag aber, den 20. Oktober, nachdem die Kirchenglocken ausgeläutet hatten und der Gottesdienst beendet war, da zogen im festlichen Schmucke die Herren und Mannen, die Geistlichen und die Bürger zum hohen Hause und nahmen in dem weiten Saal, darinnen diese am Freitag den Kurfürsten begrüßt hatten, nach Rang und Stand ihre Plätze ein. Ein Altar war erbaut im Saal und neben demselben stand mit der Adlerfahne von Brandenburg der Prinz Johann ganz in rothen Sammt gekleidet. Und als es ganz still geworden war in dem weiten Saal, da trat Herr Friedrich ein im purpurrothen mit Hermelin verbrämten Sammetrock, die goldenen Sporen an den glänzenden Beinschienen, auf dem Haupt den Kurhut aus

rothem Sammet und Hermelin, in der Hand sein breites Schlachtschwert, dessen Griff goldig funkelte, neben ihm ging in kurfürstlicher Kleidung wunderbar vornehm und lieblich zugleich anzuschauen, die schöne Else, hinter ihm aber sein neuer Schildknappe, der Wildenreuther.

Da erhub sich der Propst von Berlin, Herr Johann von Waldow, der Bruder des treuen Rathgebers der Kurfürstin, der gleich ihm Johann hieß, und nachmalen Bischof von Brandenburg wurde; der sprach ein feuriges Gebet und mahnte danach die Stände an ihre Pflichten, verlangte auch noch einmal feierlich, daß sie dem Kurfürsten und seinen Erben die gebührende Huldigung leisteten. Dann verlas er des Kaisers Brief, der die Stände der Mark Brandenburg ihres ihm als Kurfürsten geleisteten Eides entband und sie an Herrn Friedrich verwies. Einstimmig erklärten sie sich einverstanden, und nun huben alle die Schwurfinger auf, der Propst aber sagte ihnen den Eid vor und Alle sprachen nach: „Wir huldigen und schwören Herrn Friedrichen und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als unserm rechten Erbherrn nach Ausweisung ihrer Briefe, getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, ihren Forderungen

gerecht zu werden und Schaden zu wenden, ohne Gefährde, als uns Gott helfe und die Heiligen! Amen!“

„Amen! Amen!“ hallte es durch die Räume, fester faßte Prinz Johann die Adlerfahne, betend legte die Kurfürstin die Hände aneinander und auch Herr Friedrich neigte betend das fürstliche Haupt.

Ueber die märkischen Haiden aber brauste es hin, als wollten die Kiefern ihr Ja und Amen dazu sagen, eine Ahnung ging durch Aller Herzen, daß ein großer Segen an diesem Tage dem Lande zu Theil geworden war. Der Nürnberger Tand war nicht zerbrochen in den Händen seiner Feinde, er stand da, ein Schirmherr des Rechts, gewillt, seine Pflicht zu thun gegen sein Volk, gleich wie ihm dies gesagt hatte, ihm treu und gehorsam zu sein.

So schwuren sich die Hohenzollern und Mark Brandenburg einander zu auf dem hohen Hause in der Stadt Berlin am 20. Oktober 1415.

Siebentes Kapitel.

Der Wanderer.

Drum wandt' ich mich zur rechten Hand
Auf einen Fußpfad, den ich fand,
Der war viel rauh und enge.
Durch Dornen und Gedränge
Zog ich entlang den ganzen Tag,
Daß ich fürwahr wohl sprechen mag,
Nie fand ich mehr Beschwer und Müh
Auf ungebahntem Pfad als hie.
Als es nun an den Abend ging
Ein breitrer Weg mich da umpfing,
Der trug mich aus der Wilde
Und führt' in ein Gefilde,
Dem folgt' ich eine Weile,
Nicht ganz eine Meile,
Bis daß ich ersah ein Schloß,
Und dort zu rasten mich entschloß.

Iwein.

Heinz von Wildenreuth sollte bald dahinter kommen, daß er als Schildknappe des Kurfürsten von Brandenburg nicht gerade viele Freistunden haben werde, weder zum Lesen noch zum Malen, aber vielleicht hatte ihn Friedrich gerade deshalb zu diesem Amte ausersehen, um ihn von dem vielen Grübeln und Nachdenken abzuziehen, das

er für einen zwanzigjährigen Jüngling nicht geeignet hielt.

Zunächst mußte Heinz seinem kurfürstlichen Herren in verschiedene märkische Städte folgen, deren Huldigung derselbe entgegen nahm, dann folgte er ihm nach Böhmen zu König Wenzel, der ihn eingeladen hatte. Das war dem Wildenreuther gerade recht; er suchte in Prag die Anhänger des zu Costnitz verbrannten Huß auf und gewann durch sie einen tiefen Einblick in Leben und Lehre des merkwürdigen Mannes. Viel zu kurz war ihm der Aufenthalt in Böhmen, während der Kurfürst nach Hause drängte. Eins aber erfüllte den jungen Schildknappen mit Sorge. Nie hatte Herr Friedrich sich feindselig gegen Huß ausgesprochen, jetzt in Prag zürnte er heftig auf dessen Anhänger, die sich nach ihm Hussiten nannten und in wildem Aufruhr aufbrausten, als aus Costnitz die Nachricht kam, daß auch Hironymus Faulfisch, Hussens feuriger Freund, den Märtyrertod gestorben war. Heinz Wildenreuth begriff den Zorn der Hussiten, wäre er nicht des Kurfürsten von Brandenburg Schildknappe gewesen, vielleicht wäre er in die Reihen der Hussiten getreten, aber so hatte er sich Herrn Friedrich zugeschworen und dachte nicht daran,

seinen Dienst zu verlassen. Was den Kurfürsten nach Prag getrieben hatte, eine Versöhnung zwischen König Wenzel und Kaiser Sigismund, die sich entzweit hatten, das war ihm gelungen.

Weniger glückte es ihm daheim; zwar ergriffen einige seiner bittersten Feinde, darunter der trotzige Wichard Rochow, die er begnadigt und wieder in ihre Güter eingesetzt hatte, jetzt offen seine Partei, aber immer wieder hob die Empörung ihr Haupt; das Sternenbanner der Quitzows wehte wieder in der Mark und ihr Name allein genügte, daß ihnen Edle und Unedle zuliefen, während Friedrichs Vasallen nur langsam und zögernd sich einfanden. Bei den Franken stieg die Erbitterung gegen die Quitzows und ihren Anhang und auch Heinz Wildenreuth brannte darauf, sich mit ihnen zu messen. Mehr als einmal wurde ihm das zu Theil, wie ein Löwe focht er an der Seite seines fürstlichen Herren, auf dessen Stirn die Schatten immer dunkler wurden. Friedrich litt unbeschreiblich unter dem Trotz des märkischen Adels, der seine guten Absichten nicht begreifen wollte. In mancher düsteren Stunde sprach der junge Schildknappe seinem Herren tröstlich zu und oft gelang es ihm, denselben zu erheitern. Zuletzt kam zum Kriege

noch die Seuche, die Pest verheerte die Marken und selbst Frau Elses Muth sank.

Frühzeitig brach der Winter ein und mit ungewohnter Strenge kam er, so daß die Feindseligkeiten eine Weile eingestellt werden mußten. Heinz hatte seinen Herrn nach Wittenberg begleitet, wo er sich mit seinem alten Feinde, dem Bundesgenossen der Quitzows, dem Erzbischof von Magdeburg, vertragen hatte. Hans von Torgau und Dedo von Quetz befanden sich ebenfalls in Friedrichs Gefolge und das letzte Nachtquartier vor Tangermünde, wo die Kurfürstin sich mit ihren Kindern aufhielt, nahmen sie im Hause des Quetz. Bequem und behaglich war die Behausung des märkischen Junkers nicht, aber sie bot doch ein Obdach; auch war kein Mangel an Wild, Fischen und Wein. Bislang war dem Quetz sein altes Haus sehr schön und wohnlich vorgekommen, heute fühlte er zum ersten Male, daß ihm noch recht viel fehle.

„Will's Gott, Herr Kurfürst," sagte er beim Nachttrunk, „wenn Ihr wieder in Quetzborn herbergt, schaut's anders drin aus; ich muß eine Hausfrau hinein bringen, die feinere Sitten kennt, als wir Brandenburger sie haben."

Der Kurfürst und sein Schildknappe sahen

sich lächelnd an, sie wußten, worauf der brave Junker zielte. Als sich Herr Friedrich zur Ruhe begeben hatte, holte sich Heinz ein paar Felle, ein Schwert in der Hand, sich vor dem Lager seines Herrn zu betten, wie er es immer that, wenn sie im Felde oder unterwegs nächtigten. Meist sprach der Kurfürst noch eine Weile mit seinem Knappen, so auch heute. „Der Quetz scheint seiner Sache sicher zu sein," begann er, während Heinz die schlanke Gestalt auf den Fellen ausstreckte und den Kopf auf den Ellenbogen stützte.

„Hätt's nie gedacht, daß die stolze Cäcilie Wildenreuth einem Märker die Hand reichen würde."

„Ich auch nicht," sagte Heinz.

„Und doch freut's mich," fuhr der Kurfürst fort, „wenn Franken und Brandenburg erst durch Bande des Blut's verbunden sind, werden sie Gewinn von einander haben. Ich wollt' jetzt nur, ich könnt' meinen Franken märkische Lehen auftragen, damit sie an die Mark gebunden wären. Wie wär's, wenn Du hier eine neue Linie Deines Hauses gründetest?"

Heinz schüttelte den Kopf. „Ich sagte es

Euch schon früher, gnädigster Herr, dieser Ast des alten Baumes soll abfallen."

„Wenn aber die Liebe kommt —"

„Ich bin ihr drum aus dem Wege gegangen bisher, wenn auch nicht darum allein; käme sie aber doch und würde ich anderen Sinnes, nimmermehr bliebe ich in Brandenburg!"

„Warum?"

„Weil dies arme neblige Land mir nie eine Heimath werden wird," rief Heinz leidenschaftlich, „weil ich mein sonniges Franken nie und nimmer vergessen kann, weil hier mich nur die Pflicht und die Liebe zu Euch hält, gnädiger Herr!"

Der Kurfürst seufzte hörbar. „Es giebt Tage, an denen mir's nicht viel anders geht," sagte er dann, „aber finde ich denn in Franken Besseres? Feiner an Sitten mögen die Menschen dort sein, aber wo hier Rohheit und Aberglauben herrscht, da sind's dort Wollust und Liederlichkeit; und es ist im ganzen deutschen Reiche nicht anders, in der ganzen Christenheit nicht, Gott sei's geklagt. Von hier aus hoffte ich eine bessere Zeit heraufzuführen für Deutschland; was für eine Kraft steckt in diesen Quitzows, Rochows, Putlitzen, Holzendorfen und wie sie Alle heißen, was

könnte ich mit ihnen leisten, und so zersplittern wir unsere Kräfte gegen einander."

„Sie werden mit Euch arbeiten, Herr," sprach Heinz langsam und blickte in die Flammen des Kamins, als lese er aus ihnen die zukünftigen Geschicke jenes gewaltigen fränkischen Herrschergeschlechts, das so schwer Wurzel fassen wollte in dem zähen, sumpfigen Boden von Mark Brandenburg, „Ihr werdet diesen trotzigen Adel gewinnen und dann wird er mit Euch in Noth und Tod gehen; ich hab' vorhin gesagt, daß ich das Heimweh nach Franken nimmer los werde, aber ich muß auch von der Mark sagen, was recht ist; schwer sind diese Märker zu gewinnen, nicht im Rausch des leichten, warmen Frankenblutes, aber wer sie hat, der hat sie auch für immer!"

„Gott geb's," sagte Herr Friedrich, „seltsam ist es, daß Jeder, der in dies Land kommt, wohl seine Schattenseiten sieht, und doch nicht recht von ihm lassen kann. Drunten in Costnitz hab' ich manchmal ordentlich Sehnsucht verspürt nach meinen Märkern, nach Berlin und Tangermünde."

Der Kurfürst schien ermüdet, aber Heinz, der schon eine ganze Weile mit einem Entschlusse gerungen hatte, ob er eine Frage thun sollte oder

nicht, die ihm heut den ganzen Tag über auf der Zunge gelegen, war jetzt zur Entscheidung gekommen und fragte bescheiden: „Mit Vergunst, gnädiger Herr, darf ich noch eine Frage thun?"

„Was willst Du noch?"

„Gnädiger Herr," sprach Heinz, „sind wir hier nicht in der Gegend, da man meinen Vater todt fand; ich möchte an der Stelle ein Gebet verrichten!"

Heinz hatte mit dieser Frage so lange gezögert, weil er bemerkt hatte, daß der Kurfürst nicht gern über Ludwig Wildenreuths Tod sprach. Immer mehr bestärkte es die beiden Geschwister in dem Verdacht, daß über diesem Tode ein Geheimniß walte; einmal hatte Heinz darauf hingedeutet, daß vielleicht Philipp eine Mitschuld an demselben, vielleicht einen Knecht bestochen habe, den Vetter zu morden, da aber war Herr Friedrich sehr zornig geworden und hatte gerufen: „Für Philipp Wildenreuths Unschuld bürge ich mit meinem Fürstenwort." Seitdem hatte Heinz seines Vaters nie wieder erwähnt. An dem Grabe desselben, dicht an der Mauer des Tangermünder Gotteshauses, kniete er oft mit seiner Schwester, auch sah er den Kurfürsten zuweilen in ernsten Gedanken vor demselben stehen, als berge es auch

für ihn ein Räthsel, dessen Lösung er vergeblich suche. Heut aber hatte er die Frage nach dem Flecke Erde, darauf seines Vaters Leiche gefunden worden, nicht mehr unterdrücken können; er wollte die Stelle sehen, war dort wirklich ein Mord geschehen, so würde die Erde blutgefärbt sein und die Bäume ringsum verdorrt. So tief war Heinz Wildenreuth doch noch nicht eingedrungen in das Studium seiner Bibel, daß er sich schon frei gemacht hätte vom Aberglauben seiner Tage.

„Die Stelle, wo wir deinen Vater fanden," erwiderte der Kurfürst zögernd, „deckt jetzt wohl der Schnee; wir waren an einem einsamen Gehöft vorübergekommen, in der Thür stand eine blonde Frau, die uns keinen Dank sagte, als wir ihr die Zeit boten, das weiß ich noch. Eine Stunde später fanden wir Deinen Vater unter einem Weidenbaum. Wir ritten mit seiner Leiche an Quetzborn vorüber; ich meine in gerader Richtung südlich, ein paar Stunden von hier muß die Stelle liegen, wie willst Du sie aber finden —"

Widerwillig gab der Kurfürst diese Kunde, Heinz murmelte: „Eine Weide," laut fügte er hinzu, „so will ich das Gehöft suchen, zwischen

demſelben und hier alſo war's, Herr, ſeid gnädig, ſagt mir mehr über Weg und Ort!“

Friedrich gab der flehenden Stimme des Knappen nach. „Wir wuſchen ſeine Wunden aus einer Quelle, die unter dem Baum hervor quoll, ſie war ſalzig, nicht weit davon lag ein großer Stein, auf dem ein Frauenſchuh abgedrückt war, nicht anders, als ſei der harte Stein Wachs. Und nun laß mich ſchlafen, Heinz!“ Der Ton der letzten Worte belehrte den Wildenreuther, daß er jetzt nicht mehr fragen dürfe, die Salzquelle und den Stein mit dem Frauenſchuh prüfte er ſich tief ins Gedächtniß ein, dann aber ſiegte die Müdigkeit und der Knappe lag im feſten traumloſen Schlaf der Jugend noch eher als der Fürſt, der noch lange wachend über das Geſchick ſeiner Länder nachſann. Am andern Morgen bat Heinz, wie Friedrich das nach dem Geſpräch am vorigen Abend gar nicht anders erwartet hatte, den Kurfürſten um Urlaub. Ungern ertheilte ihn der; als er ihn gewährt, faßte er väterlich den Jüngling an der Hand und ſagte mild: „Heinz, mein Bube, Du ſollteſt nicht ſo emſig nach näherer Kunde über Deines Vaters Tod forſchen, glaub' mir, ich hab' ſchwer genug darunter gelitten, zwinge mich nicht, die Decke

wegzureißen, die darüber gebreitet ist, Du würdest Deines Lebens nie mehr froh."

Heinz erbleichte. „So bergt Ihr mir doch ein Geheimniß, gnädiger Herr. O, denkt nicht zu klein von mir, lieber Wahrheit, als Ungewißheit!"

„Noch nicht, noch nicht, der Schlag wäre zu schwer für Deine blühende Jugend," wehrte der Kurfürst ab.

„Kennt Ihr meines Vaters Mörder, gnädiger Herr," loderte Heinz auf, „wollt Ihr ihn schützen vor meiner Rache?"

„Ich habe Dir nicht gesagt, daß Dein Vater durch Mörderhand fiel," wich ihm sein Herr aus.

„O Herr, Herr, erbarmt Euch," flehte Heinz wieder.

Der Kurfürst sann einen Augenblick, dann sagte er fest:

„Nun wohl, höre mein letztes Wort! Ich will Dir das dunkle Geheimniß enthüllen, sobald Du kein Jüngling mehr, sobald Du ein Mann bist, das heißt, sobald Du Dir die goldenen Sporen des Ritters errungen hast, bis dahin aber fragst Du mich nicht mehr. Genug, und glaube, daß ich Dein gnädiger Herr bin!"

Er reichte dem Knappen die Hand zum Kusse und ritt mit seinem Gefolge davon; Heinz wollte den Weg nach seines Vaters Todesstätte zu Fuß machen, der von Quetz gab ihm derbe Nägelschuhe, ein ledernes Beinkleid, einen pelzgefütterten Rock, und eine Filzkappe, ein breites Messer und einen schweren Stock, denn in der Rüstung wäre er schwerlich zu Fuß durch den Wald vorwärts gekommen. Quetz beschrieb ihm den Weg nach jenem Gehöfte, das er wohl zu kennen schien, noch deutlicher und sagte zuletzt: „Sollet Ihr dort um ein Obdach bitten, so kehrt Euch nicht an die Reden der Frauen, die es bewohnen; es sind arme schutzlose Weiber.“

Dem Quetz war offenbar diese Wanderung des fränkischen Junkers nicht ganz recht, da er indessen sah, daß dieser nicht davon abzubringen war, ließ er ihn gehen.

Heinz sah dem Zuge des Kurfürsten noch eine Weile nach, bis er um eine Ecke bog und seinen Blicken entschwand; dann schickte er sich an, in die berüchtigte märkische Haide einzudringen, in der sein Vater den Tod gefunden. Er hatte sich's zur Aufgabe gestellt, während der Wanderung eine Anzahl Gebete für die arme Seele desselben zu sprechen; aber er sollte bald

inne werden, daß es damit nicht eben leicht ging, denn er mußte scharf auf den Weg passen, wollte er nicht seines Vaters Schicksal theilen und sich gründlich verirren. Es hatte nämlich in der Nacht stark gethaut, dann war die Kälte wieder gestiegen und der Weg in Folge dessen spiegelglatt geworden; dazu pfiff ein hohler Ostwind und warf den Schnee in solchen Mengen von den Bäumen, daß er ihm ins Gesicht wirbelte und ihn zuweilen förmlich blendete. Sonst war's still im Haidenwald, nur hie und da schrie heiser eine Dohle. Ein ihm ganz neues Gefühl von tiefer, unendlicher Einsamkeit kam über den Junker, so großartig war diese Stille und Weltverlorenheit, daß sie das Herz nicht erbangen ließ, sondern es fast stolz ausdehnte. Als das einzige lebende Wesen auf weite Strecken hin sich zu fühlen, das weitete ihm die Brust, allein mit Gott und einer wilden, einförmigen Natur, Heinz blieb stehen und die auswendig gelernten Gebete stockten auf seiner Lippe — Schnee, spiegelnder Pfad, dunkle, im Winde wie schmerzlich aufstöhnende Föhren, sonst nichts ringsum. — Da wurden Stimmen in seinem Inneren laut, die er bei allem Sonnenschein Frankens nie vernommen, und mit einem Male rief er aus: „Das Buch

hat recht.“ Einen Blick noch warf er um sich und flüsterte: „Nur ein allmächtiger Gott konnte das schaffen, nur ein Gott der Liebe kann wieder Leben in diese Winterstarre bringen und ich weiß ja, daß sie aufhören wird, wenn der Lenz kommt, wenn Dein Athem darüber hinhaucht.“ Er faltete die Hände und durch seine Seele ging das gewaltige Wort Pauli an die Römer, das ihm jüngst Johann von Waldow gesagt, das er nicht hatte begreifen können und das er nun mit einem Male verstand, von denen, die keine Entschuldigung haben, weil Gott auch ihnen sich offenbart in seinen Werken, in seiner Schöpfung. Ihm hatte er sich geoffenbart in dieser einsamen Stunde und ein Schauer von der Größe Gottes ging durch sein Herz, daß es ihn mitten im Schnee auf die Knie zwang und seine Lippe nur das eine Wort stammelte: „Gott! Gott!“

Der Junker erhob sich und schritt weiter; er mußte Sümpfe umgehen, deren dünne Eisdecke er mit seinem Stabe untersuchte, und der Weg kam ihm viel länger vor, als Quetz und der Kurfürst behaupteten. Abgekommen war er nicht von demselben, denn die Zeichen, die ihm Dedo gesagt, stimmten noch; eine wesentliche Hülfe gewährte ihm der Compaß, den der Kur-

fürst ihm schon in Prag geschenkt hatte und den er immer mit sich führte; so konnte er doch auf jeden Fall die Himmelsrichtung festhalten.

Endlich schien die Haide etwas lichter zu werden, ein Zittern fuhr durch die Gestalt des Junkers, da stand eine einzelne schneebelastete Weide, an ihrem Fuße rieselte eine Quelle, wie seltsam das lebendig fließende Wasser aussah mitten in dem Winterfrost, neben der Quelle zeigte sich eine Erhöhung mit Schnee bedeckt; barg sie den Stein mit dem Frauenschuh? Hastig eilte Heinz darauf zu, mit bebenden Händen griff er in den Schnee, es fühlte sich hart darunter an; nun suchte er ihn zu entfernen, was ihm auch mit einiger Mühe gelang, ein leiser Schrei entrang sich seiner Lippe, da war die Vertiefung in dem riesigen Steine, von der ihm der Kurfürst gesprochen hatte und täuschend glich sie einem Frauenschuh. Wieder sank Heinz nieder, sein Arm umfaßte den Stein und den Baum, hier also hatte seines Vaters Haupt, seine blutige Leiche gelegen, aber ob ermordet oder verunglückt, kein Zeichen sagte es ihm. Wohl versuchte er es mit Stock und Messer die Erde vom Schnee zu befreien, das wollte ihm denn doch nicht gelingen, todtenstill war's ringsum, leise fielen jetzt

auch einzelne Flocken hernieder und wo er ein Stück vom Himmel sehen konnte, da war's eintönig grau. Das erhebende Gefühl, das er vor einer Stunde noch gehabt hatte, war verflogen, es legte sich um ihn wie ein dunkler Schleier, der Athem ging ihm schwerer, eine große Bangigkeit, deren er sich schämte, und deren er doch nicht Herr werden konnte, kam über ihn. War hier doch ein Verbrechen geschehen, daß ihm die Luft hier so schwer und heiß dünkte, obgleich es schneite?

Gewaltsam raffte sich Heinz auf; seine Glieder waren steif und eine Müdigkeit ergriff ihn, die er nur mit Aufbietung all' seiner Kräfte bezwang, denn das wußte er, gab er ihr nach, schlief er hier ein, so war ihm der Tod gewiß auf derselben Stelle, die seines Vaters Blut getrunken hatte. Ein Schauer packte ihn, er begann zu laufen, nach der Richtung hin, in welcher das einsame Gehöft lag, von dem der Kurfürst gesprochen. Es mußte ihm um die Hälfte näher sein als Quetzborn und wenn die blonde Frau noch darin war, so würde sie ihn ja wohl eine Stunde an ihrem Herde rasten lassen. Vielleicht wußte sie auch etwas von seinem Vater, hatte ihn vielleicht gesehen; rascher und

rascher strebte er seinem Ziele zu, obgleich das Wetter immer böser wurde und er durch das Schnee=gestöber kaum noch hindurch zu sehen vermochte. Da hörte er dicht vor sich Hunde anschlagen, wie Musik drangen ihm die unmelodischen Töne ins Ohr, wo Hunde waren, da mußten auch Menschen sein und er sehnte sich jetzt fort aus der wilden Öde märkischer Haide nach Menschen, nach Wärme und Obdach.

Endlich sah er ein tief eingeschneites Gehöft vor sich liegen, ein niedriger Zaun umgab es, hinter dem die Hunde bellten. Eine Thür sah er nicht, er setzte deshalb mit einem Sprunge über den Zaun, sah sich aber auch sofort von ein paar mächtigen Wolfshunden angefallen, deren er sich mit Stock und Messer zu erwehren suchte. Den Einen hatte er bei der Kehle ge=packt, der Andere aber biß ihn in den Arm, so daß ihm das Messer entfiel, in demselben Augen=blick traten aus der Thür des niedrigen Hauses, das noch etwa hundert Schritt von ihm entfernt war, ein Mann und eine Frau. „Die blonde Frau," dachte Heinz, denn ihm war es, als sähe er unter der Pelzkappe einen goldigen Schimmer.

„Iron, Garlei," rief eine helle Stimme.

Der eine Hund ließ sofort von Heinz ab

und er gab den Anderen frei; Beide eilten auf die Frau zu und sprangen an ihr empor.

„Was suchst Du hier, Fremder?“ redete der Mann den Junker an. „Obdach und Rast für eine Stunde, einen Verband für die Wunde, die mir Euer Hund gebissen hat,“ sagte Heinz und trat näher. „Iron hat Euch gebissen,“ fragte die Frau erschrocken, der Mann aber rief: „Ein Franke sucht Obdach bei uns, ei, für so feine Herren ist unser armes Haus nicht gemacht.“

„Er ist verwundet, Winich,“ sprach die Frau, „und fast noch ein Knabe!“

„Thu, was Du nicht lassen kannst,“ erwiderte der Mann, ein langer, hagerer Gesell mit ergrauendem Haar und unheimlich, aus tiefen Höhlen herausfunkelnden Augen, „und sieh, wie Dir ein Franke dankt!“

„Schmäht mein Volk nicht,“ fuhr Heinz auf, „lieber will ich weiter wandern, im Schnee verbluten und erfrieren.“

„Das wolle Gott verhüten,“ sprach die Frau, „ich bin die Herrin hier, kommt, Ihr sollt Obdach und Ruhe finden.“

„Wilfriede,“ rief der Mann warnend, sie sah ihn, obgleich sie viel kleiner war als er, mit

einem Blicke an, so, als ob sie von oben herab auf ihn sähe, und sagte: „Ich will es!“ Er widersprach nicht mehr und Heinz folgte der Frau, die der Andere Wilfriede genannt hatte, über einen dunklen Flur in einen niedrigen, mit Kalk beworfenen Raum, in dessen einer Ecke sich ein großer Herd befand. Ein Schemel stand davor, sonst sah man nichts als eine mit Fellen belegte Truhe und einen Tisch. Auf der Truhe lag ein Spinnrocken und dem Herde gegenüber war in halber Höhe ein eichenes Brett angebracht, auf dem kleinere und größere Steine lagen. Fenster und Rauchfang schien der Raum nicht zu haben, der Rauch zog durch die in den Flur gehende Thür ab. Auf dem Herde brannte ein mächtiges Feuer, in eisernen Ringen an der Wand steckten dicke, gelbe Wachskerzen, deren Duft zuweilen den Rauchgeruch übertäubte.

„Setzt Euch an den Herd,“ sagte Wilfriede in befehlendem Tone, „trinkt einen Schluck heißen Biers, während dessen verbinde ich Eure Wunde.“

Sie war eine stattliche Frau von vielleicht dreißig Jahren, ihr Gesicht hatte keine regelmäßigen, aber auch keine unedlen Züge; sie hatte die breite Stirn, wie sie die fränkischen Franen vielfach künstlich durch Wegkämmen des Haares

herstellten, gleich von Natur und unter dieser breiten weißen Stirn schauten ein paar ernste, blaue Augen hervor, von einer so eigenthümlichen Tiefe des Blicks, daß Heinz an einen stillen Waldsee denken mußte. Sie hatte ihm unterdeß einen hölzernen Krug mit heißem Bier gefüllt, den er gierig austrank; dann holte sie Leinen, Schwamm und Salbe herbei, kniete neben ihm nieder und schnitt mit einem scharfen Messer den Aermel seines Gewandes auf. Mit großem Geschick verband sie seine Wunde mit ein paar hübschen weißen Händen, die so wenig wie ihre ganze Erscheinung in diesen finstern, schmucklosen Raum zu passen schienen. Ein Gefühl des Wohlbehagens kam über den Junker, er mußte immer auf die breite weiße Stirn der Frau hinabsehen, seine Lippen brannten in leichtem Wundfieber, er hatte ein seltsames Verlangen, sie auf diese kühle, weiße Stirn zu legen, dann verwirrten sich seine Gedanken, er war wieder allein auf breiter Haide, es war ihm, als rieselten die Schneeflocken leise, langsam auf sein Haupt nieder. Dazwischen sah er Wilfriede ein Lager von Fellen bereiten, er fühlte, wie sie ihn mit ihren Armen umfaßte und sanft darauf niedergleiten ließ. „Schlaft jetzt und die Heiligen

behüten Euch!“ hörte er sie sagen, dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über ihm und verließ das Gemach.

Im nächsten Augenblick war Heinz fest eingeschlafen.

Achtes Kapitel.

Wilfriede.

Seltsames Weib! Giebt's deines Gleichen
Noch mehr in diesen rauhen Lande?
Du blickst so ernst und machst das Herz mir weich,
Ich sah noch keine so wie dich!

Altes Schauspiel.

Heinz Wildenreuth wußte nicht, ob es Abend oder Morgen sei, als er aus einem von allerlei seltsamen Träumen beunruhigten Schlaf empor-fuhr. Auf dem Herde flackerte das Feuer, die Wachskerzen brannten mit ruhiger Flamme; auf der Sitztruhe, das Gesicht ihm zugewendet, saß Wilfriede in einem schlichten blauen Wollen-kleide, das goldig schimmernde Haar wogte jetzt in weichen Wellen um ihre Schultern, fast bis zum Knie herab und ließ sie jetzt viel jugend-licher erscheinen als zuvor. Sie flocht es in zwei schwere Zöpfe, ihre Augen schienen nach in-nen gerichtet, und zuweilen sah sie hinüber nach

dem anscheinend Schlummernden; der aber öffnete seine großen braunen Augen recht weit, sobald sie weg sah. Nun stand sie auf und hob die Arme empor, um das Haar aufzustecken, ehe sie es unter dem Pelzkäppchen verbarg. Ihre Bewegungen waren rasch und entschieden, aber nicht anmuthslos, nun war sie fertig und sah wieder nach Heinz hinüber.

„Seid Ihr wach?“ fragte sie, als sie seine weit geöffneten Augen erblickte, „laßt mich zuerst Eure Wunde untersuchen.“

Sie wollte wieder neben ihm niederknien, aber rasch erhob er sich. „Nicht doch,“ sagte er und schob ihr den Schemel hin. Erstaunt sah sie ihn an, aber sie gehorchte und nun kniete er nieder; sie nahm den verbundenen Arm zwischen ihre weichen Finger, löste den Verband, wusch die Wunde und verband sie auf's Neue.

„In ein paar Tagen ist's heil,“ sagte sie freundlich.

„So kann ich heut weiter wandern?“ fragte er.

„Seid Ihr meiner Gastfreundschaft schon müde? Freilich, Ihr seid ein Franke, und seid's besser gewöhnt,“ erwiderte sie spöttisch, „aber fort könnt Ihr nicht, der Schneefall war in letz-

ter Nacht so arg, daß kein Weg durch die Haide zu finden ist, zumal für einen Fremden."

Heinz erhob sich; der Unmuth, der ihn bei diesen Worten Wilfriedens erfaßte, zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Ihr herbergt den Franken nicht gern?" nahm er dann das Wort.

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich mag's nicht leugnen, ein Märker wär' mir lieber."

„Thaten Euch die Franken je ein Leid?"

„Nein," sagte sie ehrlich, „aber sie machten sich zu Herren unseres Landes."

„Herr Friedrich meint es gut mit den Marken!"

„Das sagten sie Alle, die aus der Fremde daher kamen, um der Askanier Erbschaft anzutreten, die Bayern, die Lützelburger und wer sie Alle waren, gut gemeint hat's nur der große Kaiser Karl mit uns, aber er war auch nur klein, denn er schalt den großen Waldemar unecht, als er wieder kam."

„Aber Ihr müßt doch wieder einmal einen Herrn haben," meinte Heinz.

„Glaubt Ihr, wir hätten hier zu Land keine Männer gehabt? Der Quitzow hätt' keinen schlech-

ten Markgrafen gegeben und er war kein Fremder!“

Der Fremde! Das war's, was an dem märkischen Herzen nagte, daß ein Fremder Herr geworden war über sie, der nicht zwischen Sumpf und Sand geboren war, der nicht vom ersten Lebenstage an Kiefernduft geathmet hatte. Heinz begriff dies Gefühl, was hätte er gethan, wenn die Märker gekommen wären, um sich zu Herren des Frankenlandes zu machen?

„Sie sind uns nicht nur fremd, die fränkischen Herren und Frauen, nein sie verachten uns auch, weil wir rauhere Sitten haben, seht Euch und mich an, Eure Sprache klingt weicher als die meine, sie verrieth uns Eure Abstammung. Ihr wolltet mich nicht knien lassen neben Euch, was hätt' ein Märker danach gefragt; ich sah's halb unmuthig, halb verächtlich um Euren Mund zucken, als ich, die reife Frau, neben Euch, dem Knaben, kniete. Ich hatt' nur an Eure Wunde gedacht, nicht an höfische Sitte.“

„Für diesmal war Eure märkische Art die bessere,“ erwiderte er, „zürnt mir nicht, wenn ich die meine auch nicht ändern kann. Ihr sagt, ich kann nicht fort, nun so müssen wir ja mit einander Haus halten, thun wir's lieber in Frie-

den und Freundschaft als in Streit und Zank; ich mein' es ist klüger."

„Es ist auch besser," sagte sie.

„Wie soll ich Euch aber nun nennen?" fragte Heinz, „wer zusammen hauf't, muß sich doch auch kennen, könnte Euch, ohne es zu wissen, Euren rechten Titel versagen. Ich bin der Junker Heinz von Wildenreuth, der Schildknappe des Kurfürsten von Brandenburg."

„Heinz von Wildenreuth," wiederholte sie; „gut, Junker," fuhr sie dann fort, und stützte das Haupt in die Hand, „nun soll ich Euch sagen, wer ich bin."

„Ich bitt Euch darum!"

„Wenn ich's nur könnte," flüsterte sie, mehr zu sich selbst als zu ihm sprechend, „denn seht, eigentlich bin ich eine Gestorbene."

Ein unsägliches Weh sprach aus den tiefen, schönen Augen, die feinen Lippen zitterten leicht, als wollten sie weinen, dann sagte sie fest: „Nennt mich, wie die mich nennen, die noch etwas von mir wissen, kurzab Wilfriede, laßt's Euch gleichgültig sein, ob ich Frau, Mädchen oder Wittwe bin, Ihr kommt und geht und vergeßt mich bald, und es ist auch am Besten so."

Die tiefe Trauer des seltsamen Weibes er-

griff ihn; es giebt Bäume, die treiben lustig Zweige, so daß sie schön und gesund anzuschauen sind, aber der Blitz ist hineingefahren und seine Spur ist nicht zu vertilgen. An solche Bäume erinnerte ihn Wilfriede.

„Ihr habt schweres Leid erfahren?“ sagte er mit seiner weichsten Stimme. Wie Glockenklang berührte sie diese Stimme, „nichts, was Euch zu wissen frommte,“ entgegnete sie abwehrend, „was weiß die Jugend von Leid.“

„Meint Ihr?“ fragte er zurück, „ich sag' Euch, der dunkeln Tage sind viele in meinem Leben.“

„Dann werdet Ihr leichter aushalten in meinem Hause, Junker,“ sagte sie ernst, „ich will Euch eine Kammer zeigen, darin sollt Ihr hausen, bis Eure Wunde heil und der Weg frei ist, am Herd hier aber ist auch allezeit ein Platz für Euch!“

Das Kämmerlein, das sie ihm wies, war viel dürftiger ausgestattet als das, darin Meister Lodters Söhne zu Nürnberg hausten, aber ihm war's recht.

„Den Wirich, meinen Bruder, werdet Ihr wenig sehen,“ sagte sie ihm noch, „er ist ein kranker Mann, und meine alte Mutter dürft

Ihr nicht verhöhnen, denn sie ist kindisch. Eine böse Herberge habt Ihr Euch ausgesucht, eine Kindische, ein Kranker, und eine Gestorbene!“

Fast wär's dem Junker unheimlich geworden, als sie sich zum zweiten Mal eine Gestorbene nannte, war sie vielleicht nur eine Wahnsinnige, aber in den schönen Augen, die ihn so voll und ruhig ansahen, war nichts von Wahnsinn zu spüren. So gern er auch nach Tangermünde heimgekehrt wäre, weil er wußte, daß Herr Friedrich sich auf die Rückkehr nach Costnitz rüstete, wohin er ihn begleiten sollte, eben so sehr lockte es ihn doch, auch das Räthsel des Haide-hauses zu lösen. Warum nannte das seltsame Weib sich eine Gestorbene? —

Als er wieder hinunter kam in den weiten düstern Raum, der als Küche und Wohngemach zugleich diente, saß am Herd eine kleine alte Frau, die unaufhörlich mit dem Kopfe nickte und leise vor sich hin sprach. Ihr Haar war weiß, ihr Gesicht gelb und vertrocknet, die dunkeln Augen aber gingen in demselben hin und her mit unruhig flackerndem Glanze. Sie streckte ihm freundlich eine gelbe Hand hin und nannte ihn Stephan, er sah, daß Wilfriede bei diesem Namen zusammenzuckte, dann sagte sie: „Hört

nicht auf der Mutter Reden, sie meint's nicht bös und sie hat viel gelitten!"

Wunderliche Tage waren's, die der Junker verlebte da mitten in der Haide; den langen Wirich sah er selten, nicht einmal zu den Mahlzeiten kam derselbe immer und dann sah er den Franken mit finsterer Miene an. Die alte Mutter nickte und flüsterte, gab aber sonst nicht sonderlich auf ihn Acht. So mußte er sich an Wilfriede halten, wenn er nicht hinaus ging an den kleinen zugefrorenen See, der dicht hinter dem Hause lag, und den Sprüngen seiner Feinde Iron und Garlei zusah. Sie waren ihm aber bald Freunde geworden und als Wilfriede das bemerkte, sagte er: „Dürft Euch darob nicht wundern, denn alle Kinder und alle Hunde sind mir Freund."

„Dann seid Ihr ein guter Mensch," meinte sie nachdenklich.

„Ihr glaubt's nicht gern von einem Franken," meinte er und lachte. Er hatte lange nicht gelacht und wunderte sich selber darüber, daß er es that; Wilfriede aber sah ihn an mit einem Blicke, als erwache sie aus einem tiefen Traume, als töne eine längst vergessene Melodie an ihr

Ohr. „Vielleicht lernt Ihr doch besser von ihnen denken," fügte er hinzu.

„Dann wär's Euer Verdienst," sagte sie in der ernst freundlichen Weise, die ihr eigen war.

Sie sprach manchmal stundenlang kein Wort und dann konnte sie wieder stundenlang erzählen; sie saß mit ihrem Rocken am Herdfeuer, er lag zu ihren Füßen auf einem Bärenfell und schaute träumend in ihre schönen Augen. Sie hatte nichts von der höfischen Bildung seiner Schwester oder der Kurfürstin, und doch blieb sie ihm selten die Antwort auf eine Frage schuldig; ja sie wußte Bescheid in Dingen, deren Kenntniß ihn bei einem Manne in Erstaunen gesetzt hätte, die ihm aber bei dem einsamen Weibe im Haidehause ein doppeltes Räthsel war.

Warum hießen ihre Hunde Iron und Garlei, was bedeuteten diese Namen? Garlei, das war ein starkes Bier, welches zu Gardelegen in der alten Mark gebraut wurde; Iron aber, das war ein märkischer Held, ein Herzog von Brandenburg, groß und mächtig wie Keiner auf Erden, bis er die Treue brach und die Strafe ihn ereilte. Trauernd stehen Roß und Rüden an seinem Grabhügel.

Schwermüthig verklang ihre Stimme; daß

sie ihres Volkes Sagen kannte, wunderte ihn nicht, ihn wunderte nur, daß in diesen rauhen, öden Haiden die Sage überhaupt blühte, und wenn er so zu ihr aufschaute, dann sagte er: „Wie schön sie ist“ und wieder kam jenes heiße Verlangen über ihn, nur ein einzig Mal seine Lippen auf ihre weiße Stirn zu pressen. Dann aber flog's zuweilen wie ein grauer Schleier über ihr Antlitz, daß sie um zehn Jahr älter aussah, und er lachte sich selber aus, weil er nahe daran gewesen war, sich in eine alte Frau zu verlieben. Aber der Zauber kam immer wieder, sie war so ganz anders wie all' die Frauen, die er bisher gesehen hatte. Wie eine Magd arbeitete sie im Hause, es war da noch ein Knecht, der zuweilen sichtbar wurde; der aber lebte im Stall bei seinen Kühen und Schweinen und half ihr wenig. Aber so viel sie auch arbeitete, ihre schlanke Hand blieb weiß wie ihr Antlitz und mit einem seltsam fragenden Blick sah sie ihn an, wenn er ihr die Thür öffnete oder den schweren Haken aus der Hand nahm, um die Gluth auf dem Herde zu schüren. Am zweiten Tage flog ein Lächeln dabei über ihr Gesicht, als weckten solche Dienstfertigkeiten alte Erinnerungen in ihr, und dann ließ sie sich's ge-

fallen, ja schließlich rief sie ihn zu allerlei kleinen Hülfsleistungen. Aber nicht immer erzählte sie, wenn er so am Herde zu ihren Füßen lag, sie ließ auch ihn erzählen und ihre Augen öffneten sich weit, wenn er von seiner Heimath redete. Ihm aber wurde das Herz weit und er sprach immer mehr aus sich heraus, was Alles in seiner Brust durcheinander wogte; sie aber ließ ihn reden, hörte still zu und nur wenn er eine Frage that, dann gab sie Antwort.

„Was haltet Ihr von dem Huß? Hattet Ihr schon von ihm gehört?“ fragte er sie auch eines Abends.

„Wir hören hier von Allen, die gegen die Satzungen der römischen Priester sind, denn der Märker ist kein Freund der römischen Gebote,“ sagte Wilfriede, „habt Ihr nie vernommen, daß manche Bauern hier ihre Priester fortgejagt und eine geheime Lehre angenommen haben, weil die Priester ihnen erbarmungslos den Segen der Kirche weigerten? Habt Ihr nie von dem Heinseln gehört!“

„Nein, nie,“ gestand Heinz.

„Nie von den Luciferariern?“

Der Junker fuhr entsetzt auf. „Von den

Teufelsanbetern und ihren Greulen," rief er, „ja in Nürnberg sollte es welche geben."

Sie schüttelte den Kopf. „Keine Greuel treiben sie, auch beten sie den Teufel nicht an. Verzweiflung hat sie ergriffen, ob des harten Jochs, das die Priester ihnen aufgelegt, sie thuen nichts Anderes, als was Huß auch that, sie schreien nach Erlösung von Rom!"

„Das schreien wir Alle," erwiderte Heinz. „Huß hat mir gesagt, ich soll in der Bibel lesen, ich thu's und ich dank's ihm, denn was ich um mich her sehe, das giebt mir ein Siegel auf das, was ich darinnen finde. In tiefer Einsamkeit auf märkischer Haide sah ich den Schöpfer zur Wahrheit werden, mächtig hat mich's ergriffen, wer bin ich, daß ich zu ihm aufschreien darf und sagen: Vater! zu ihm, vor dem die Schöpfung zu Eis erstarrt und der die Erstarrte belebt mit dem Hauch seines Mundes."

Sie hatte den Rocken hingelegt und sah mit unbeschreiblich mildem Lächeln zu ihm nieder. „Nein," sagte sie dann, „wir können's nicht, es muß Einer kommen uud uns an die Hand nehmen, daß er uns zu ihm führe!"

„Wen meint Ihr?"

„Den Gottessohn," sagte sie ernst, zwischen

ihn und den Vater stellt sich der Priester mit all' seinen Heiligen, die alle doch nichts helfen können. Wenn die Verzweiflung kommt über das Menschenherz, ob eigener und fremder Sünde, kein Priester kann uns erlösen, kein Heiliger, nur Jesus, Jesus allein! Habt Ihr den Vater gefunden, so sucht nun den Sohn!"

Heinz sah still vor sich nieder, er mochte nicht mehr sprechen, auch Wilfriede sprach nicht, sie hatte die Hände gefaltet; an einem ihrer Finger glänzte ein Goldringlein, leise drehte sie es hin und her.

Nach langer Pause sagte Heinz: „Habt Ihr je in der Bibel gelesen, Wilfriede?"

„Ich," entgegnete sie verwundert, „ich kann ja nicht lesen!"

„Und doch habt Ihr so tiefe Gedanken?"

„Muß man erst lesen, um die zu haben?" fragte sie zurück, „aber ich will's Euch sagen, der Wirich, der ist gar gelehrt, der hat viel im göttlichen Wort gelesen, der und ein Anderer, den ich gar gut kannte, von den Beiden hab' ich meine Weisheit!"

„Ist Wirich ein Priester?"

„Wie kommt Ihr darauf?" sagte sie erstaunt, „hätt' er's werden können, vielleicht wär's besser

gewesen, fragt mich nicht so viel nach ihm, ich könnt' Euch doch keine Antwort geben."

Sie war überhaupt mehr bereit, ihm ihre Gedanken zu sagen, als von ihren Schicksalen und denen ihrer Verwandten zu reden, so daß Heinz nach einigen Tagen gar viel mit ihr gesprochen hatte, und doch sehr wenig von ihr wußte.

Seltsam war's, daß jede Rede, die er mit ihr begonnen, eine gar ernste Wendung nahm. So fragte er sie, was all die Steine bedeuten sollten, die da auf dem Eichenholzbrett lagen.

„Die suche ich mir zur Sommerzeit in der Haide," erwiderte sie, „seht, jeder hat ein seltsames Zeichen. Der hier," sie nahm einen grauen Stein herab, auf dem sich fünf blutrothe Punkte befanden, „trägt das Zeichen des Kreuzes, der," sie nahm einen zweiten vom Brett, „hat eine Figur, anzuschauen wie ein Adler, einer weist mitten in der grünen Farbe einen grünen Stern und wenn ich dann die langen Winterwochen allein sitze, dann schaue ich sie an, sie scheinen Leben zu bekommen, die wunderlichen Zeichen reden zu mir eine seltsame Sprache, die ich wohl verstehe, aber nicht nachsprechen kann."

Sie wollte ihm nicht sagen, was die Steine ihr erzählten.

„Im Winter laß' ich mir das gefallen," erwiderte er, „aber im Sommer würd' ich doch lieber Blumen pflücken, die Haide wird doch auch welche haben."

„Freilich hat sie Blumen," erwiderte Wilfriede, „rothe Sterne und duftende gelbe Kreuzlein, blaue Wollköpflein und weiße Riegel, aber die pflücke ich nicht mehr, wem das Herz versteint und starr geworden ist, der sammelt Steine statt Blumen zu pflücken."

„Euer Herz aber ist nicht erstarrt," sagte er lächelnd, „wer so lind einen Wunden zu pflegen weiß, wie Ihr, der hat noch keinen Stein in der Brust."

„Nun ja," sagte sie mit schwermüthigem Lächeln, „eine weiche Stelle mag's noch behalten haben, es könnte mir ja sonst nicht mehr weh thun."

Sie war auf ihren Sitz am Herde zurückgekehrt, er warf sich zu ihren Füßen nieder: „Was kann Euer Herz erstarrt haben?"

„Etwas, davon Ihr nichts wißt, die Liebe!"

„Leider Gottes weiß ich von ihr," rief er und legte die Hand über die Augen, als wolle

er sie nicht anschauen, „ein hohes Bild trug ich einst von ihr im Herzen und ich sah sie so häßlich, so unrein, daß mir das Wort schon verleidet ward. Zu Keinem sprach ich je davon, ich kann's auch zu Euch nicht, aber in meinen Träumen seh' ich das Weib mit den heißen gierigen Augen, die eines Anderen war und doch mir von Liebe sprach; an meinem Herzen frißt noch heut der Ekel, daß ich ihr meine Freiheit verdanke. Nur im Lärmen der Schlacht, nur wenn ich bei meinen Malereien oder unter dem Bibelbuch saß mit dem Waldow, dann wich das häßliche Bild, und," setzte er hinzu, indem er die Hand vom Gesichte nahm, „wenn ich Euch anschaue, wenn ich Eure Stimme höre, Wilfriede!"

„So denkt meiner, wenn wieder die Versuchung an Euch herantritt," sagte sie mit ihrem stillen Lächeln, „noch besser aber schützt Euch ein Spruch aus dem Bibelbuch, wäre er auch noch so kurz."

Sie erhob sich, um die Lichter zu putzen. „Der Duft erinnert mich immer an Nürnberg," sprach er, als der Wachsgeruch sich ihm bemerklich machte, „Ihr sagt selbst, Eure Mark sei ein armes Land und brennt Wachskerzen?"

„Weil's uns an Wachs und Bienen Gottlob

nicht fehlt, ich meine unser Haidehonig hat Euch nicht schlecht gemundet."

Vieles hatte der Wildenreuther der einsamen Frau erzählt, was ihn aber eigentlich in die Haide geführt hatte, das erzählte er ihr zuletzt und in banger Scheu that er die Frage, ob sie sich nicht entsinne, daß vor nunmehr vier Jahren zwei Reiter am Hause vorbei gesprengt wären, ob sie wisse von dem todten Manne unter der Weide.

„Vor vier Jahren!" sagte sie, „o ja, ich entsinne mich, da kam eines Abends ein Franke hier vorbei, der fragte nur nach dem Weg nach Tangermünde, ich bot ihm Herberge an, aber er wollte nicht, doch bracht' ich ihm 'nen Trunk alten Meth."

„War er verwundet?"

„Ich hab' nicht sonderlich darauf geachtet, möglich, daß er eine Wunde hatte, gesagt hat er nichts."

„Könnt Ihr Euch nicht auf sein Aussehen besinnen?"

„Nein, was kümmerte mich ein Franke, was kümmerte mich überhaupt ein Mann; am anderen Tage oder am zweiten sauf'ten wieder fränkische Reiter durch die Haide, sie lachten über mein

finsteres Antlitz, was wußten sie, die hochmüthigen Feinde, über das Leid, welches ich trug!"

Heinz überhörte den Vorwurf, der in ihren Worten lag. „Ihr wißt nichts von dem Erschlagenen, Ihr kamt nicht hinaus an den Quell und den Stein mit dem Weiberschuh?"

„In jenen Tagen nicht, obwohl ich oft dorthin gehe, auch Wirich kam damals nicht zur Quelle, aus der er sonst oft schöpft, weil sie heilkräftig ist gegen eine schwere Krankheit, die ihm hart zusetzt; damals war er so elend, daß er nicht bis dorthin kommen konnte."

„Also keine Spur zur Lösung des Räthsels!" seufzte Heinz.

„Eins aber will ich Euch geben, das von dem Manne kommt, der mich nach dem Wege frug. Werdet ja wissen, ob Euer Vater solchen Tand bei sich getragen habe, mir kam's seltsam vor für einen Mann. Er war kaum meinen Blicken entschwunden, jener Franke, in dem Ihr Euren Vater sehen wollt, ich schaute ihm nach, da stieß mein Fuß an etwas Buntes, ich bückte mich und hob es auf, da ist es."

Sie hatte vom Herdmantel ein Kästlein herab geholt und etwas daraus hervorgesucht, das sie in seine Hand legte. Ein winziges Holz-

püppchen war's, andem noch hie und da die Spuren der Bemalung sichtbar waren, ein werthloses Stückchen Nürnberger Tand.

Hell auf schrie der fränkische Junker. „Frau Noah," rang es sich von seinen Lippen, „ich sollte sie Flori zurückbringen, sie schützte den Vater, als er sie verlor, ereilte ihn der Tod."

Und mit bebender Stimme erzählte er der blonden Frau die Geschichte der kleinen Puppe. In Wilfriedens Augen stiegen die Thränen auf. „So war's doch gut, daß ich sie aufbewahrte," sagte sie, „sie haben mich früher oft gescholten um meiner Art willen, nichts wegzuwerfen, als Knabe hatte Wirich eine grausame Freude daran, meine Kästlein auszuleeren, jetzt denkt er daran nicht mehr, und so blieb das Püppchen erhalten."

„Werdet Ihr mir's lassen?" bat Heinz.

„Es ist ja Euer Erbe," sagte sie mit dem seltsamen Spott, den sie mitten im tiefsten Ernst haben konnte; der Wildenreuther wußte noch nicht, daß er jedem märkischen Kinde eigen ist, aber ihre Worte trafen ihn tiefer, als sie ahnen konnte. Ein ganz anderes Erbe hatte ihm sein Vater hinterlassen und er hatte es hingegeben; jetzt dünkte ihm das Stücklein Nürnberger Tand werthvoll, es war aus der Heimath, es war von

seinem Vater. Jetzt erzählte er auch, wie er sein Erbe hingegeben hatte, und Wilfriede sagte sanft zürnend: „Ihr wart ein Thor; lieber sich in Stücke reißen lassen, als das Erbe der Väter fortschleudern; glaubt mir's, diese That wird Euch nachgehen Euer Leben lang und Euch nicht froh werden lassen, es wäre denn, Ihr könntet wieder auf Burg Wildreuth sitzen."

„Das wird nie und nimmer geschehen," entgegnete er trübe, aber die kleine Frau Noah verbarg er sorgfältig in einem Kästlein, das ihm Wilfriede gab, damit sie nicht noch einmal verloren gehe.

Neuntes Kapitel.

Der Scheidende.

Ist Alles nur ein Kommen und Gehn
ein Scheiden und Wiedersehn;
wir freun uns, hoffen und leiden
und müssen endlich scheiden,
leb wohl! wir scheiden.
Hoffmann von Fallersleben.

Auf einem Ruhebette in seiner Kammer lag der hagere Wirich; seine Finger hielten die seiner Schwester umklammert, auf seiner Stirn standen Schweißtropfen und die Spuren eines eben überstandenen heftigen Leidens lagen auf dem bläulichen blassen Angesicht.

Vor einer halben Stunde war Wilfriede mit der Morgensuppe in die Kammer herauf gekommen, die reicher ausgestattet war als die anderen Räume im Hause. Hier sah man sogar Bücher und Schreibzeug.

„Wie lange hältst Du den Franken noch fest

hier im Hause?“ hatte Wirich finsteren Angesichts gefragt.

„Ich halt' ihn nicht fest,“ hatte sie erwidert, „aber Du weißt es ja, im Winter heilen Wunden schwer. Zudem kannst Du mir's gönnen, einmal wieder etwas zu hören vom Leben und der Welt.“

„Ich glaube der Junge hat's Dir angethan mit seiner weichen Stimme und seinen braunen Augen,“ zürnte Wirich, „die Weiber sind sich alle gleich.“

Unerschrocken sah ihm Wilfriede in die düsteren Augen, darin es unheimlich zu glühen begann, „was soll das, Wirich,“ sagte sie zornig, „Du weißt, daß ich beinahe seine Mutter sein könnte.“

„Das dürfte denn doch nicht gut möglich sein,“ erwiderte er.

„Ich bin älter als meine Jahre,“ fuhr sie fort, „aber Du hast recht, angethan hat mir's der Knabe mit seinem edlen ehrlichen Herzen, es ist mir, als hätt' er mir nach langem Verschmachten einen Labetrunk gereicht. Störe uns Beide nicht, ich sag's Dir im Guten!“

„Ein Franke, einer von unseren Todfeinden?

Willst Du auch zur Fahne des Nürnbergers schwören?“

„Weil ich seines Schildknappen Wunden verband, Wirich, Du träumst, denkst Du, ich könne je vergessen, daß Quitzowsches Blut in meinen Adern fließt?“

Die Mutter vergaß es auch; wär's nicht geschehen, Alles wäre anders gekommen, aber so seid Ihr Weiber, Du hast die Franken ehrlich gehaßt, wie ich, wie Tausende von uns, da kommt dieser bartlose Junker, mit der weichen Stimme, thut als wärst Du eine Ritterfrau und der Haß ist verschwunden!“ Er lachte grimmig; Wilfriede seufzte tief auf, dann sagte sie: „Ich mag nicht mit Dir streiten, denn ich sehe Dein Uebel schon wieder herannahen, ich bitte Dich, laß mich meine Wege gehen, neidest Du mir's, wenn noch einmal eine Blume darauf blüht.“

Der Ton ihrer Stimme, der traurige Blick ihrer Augen gingen ihm zu Herzen: „Nein, nein, armes Weib,“ murmelte er, „Du hast Recht, es ist Sünde, Dir eine Freude zu verweigern, Dir, die mehr that, als sonst Weiber vermögen; wollte Gott, Du könntest vergessen und wieder glücklich werden!“

„Vergessen, glücklich werden,“ wiederholte sie,

„das ist vorbei, Du weißt es, darum laß mir die Freude an der jungen Menschenblume, die da so ungesucht auf meinem Pfade aufsproß."

„Wenns' nur kein Franke wäre," grollte Wirich.

„Franke oder nicht," erwiderte sie, „aber er gehört zu uns; so jung er ist, er hat erkannt, wo das Verderben liegt, er sucht nach Wahrheit."

Die Züge Wirichs nahmen einen milderen Ausdruck an. „Hat er Rom fluchen gelernt?"

Er flucht überhaupt nicht," sagte sie, „er hat mir gesagt, sein Herr hasse vor allen Lastern Spielen und Fluchen, und darin hat er recht, Du weißt, ich habe Rom nie geflucht."

„Und doch war's an Deinem Unglück schuld!"

„Nein, Wirich," sagte sie ernst, „ich selber und Stephan trugen die Schuld; wer waren wir, daß wir uns aufbäumten gegen ein Gebot."

„Das Menschen gaben, nicht Gott!" fuhr Wirich auf.

„Stephans Obrigkeit gab das Gebot," seufzte Wilfriede, „sie hatte Macht über ihn, wir hätten gehorchen müssen. Nein, Wirich, mein Bruder, ich sehe das Elend, das Verderben der Kirche so gut wie Du, aber meine Schuld bleibt dieselbe,

wir wollten Gott vorgreifen, darum vernichtete er uns."

„Dich hat er vernichtet," rief Wirich, „Dich, die einzig Unschuldige von uns Allen, klaglos trägst Du Dein Opfer."

„Mahne mich nicht daran," bat sie, „sei Du gut und mild, dann wird mir Alles leichter."

„Ich, gut und mild," er lachte höhnisch auf, „wenn Du Alles wüßtest!" Er schauderte zusammen, dann fragte er, wie um ihre Gedanken von sich auf Andres abzulenken: „Wie heißt denn der junge Gesell und woher stammt er, Franken ist groß!" Bis dahin hatte er in der That nicht einmal nach dem Namen des Fremden gefragt. Sein Blick nahm jetzt eine eigenthümliche Starrheit an, seine Finger zuckten; Wilfriede trat dicht an ihn heran und beobachtete ihn aufmerksam, während sie ihm erzählte, was sie von Heinz gehört hatte. Auch den Tod seines Vaters unter dem Weidenbaum verschwieg sie ihm nicht, da entrang sich ein dumpfer Schmerzenslaut seiner Brust und was Wilfriede schon lange hatte kommen sehen, in einem schweren Anfall von fallender Sucht stürzte der Unglückliche zusammen. Das war die schwere Krankheit, die ihn so an seine Kammer bannte, Wilfriede aber wußte Be-

scheid mit ihr und leistete ohne jedes Grauen den nöthigen Beistand. Als er wieder zu sich kam, sagte er leise: „Ich will mich auf mein Lager begeben, ein paar Tage werd' ich daran gefesselt sein, laß mich so viel wie möglich allein." Sie nickte nur. „Wirich, mein armer, lieber Bruder," sagte sie dann. „Fluche mir lieber," fuhr er wild auf, aber sie lächelte nur, sie wußte schon, daß er nach jedem Anfalle sich und sein Geschick verwünschte. „Ich sagte Dir bereits, erwiderte sie, daß ich nie fluche." Er winkte ihr mit der Hand, daß sie gehen möge; sie gehorchte und während er ihr nachsah, flüsterte er: „Wenn Du Alles wüßtest, würdest Du mir doch fluchen! O daß ich leben muß, nicht sterben kann, nicht sterben darf!"

Wilfriede war unterdessen hinabgegangen, wie suchend blickte sie sich in der Küche um, was wollte sie denn? Die Mutter saß am Herd und nickte und flüsterte, wer fehlte ihr denn, der Raum sah so düster und leer aus, da schlug von draußen ein helles Lachen an ihr Ohr, sie seufzte tief auf. Wenn dies Lachen verhallt war, und wie lange würde es noch dauern, bis es so weit war, dann würde es immer so leer, still und düster in der Küche sein wie jetzt, wie es jahre-

lang gewesen; sie würde wieder immer nur dem einen Gedanken nachhängen, dem Gedanken an ihr Leid, nein, sie warf plötzlich den Kopf in den Nacken, sie würde auch an die Zeit gedenken, da sie eben so sorglos gelacht wie der Jüngling draußen, sein Lachen hatte sie an das Glück erinnert, an das wilde, stürmische und doch so stolze, süße Glück, das sie besessen, ehe das Leid kam. Und sie würde auch an ihn denken, den träumerischen, heiteren Franken, obwohl er dem Süden entstammte, aus dem noch niemals Gutes gekommen war für Mark Brandenburg.

Mit raschen Schritten verließ sie das Haus, um zu sehen, worüber denn der Junker so unbändig lache. Er mußte draußen am See sein und so schlug sie den Weg nach demselben ein Ein Kranz von Föhren, unterbrochen von starken Weißdornbäumen, umgab den kleinen See mit den flachen Ufern, auf dessen zugefrorenem Spiegel die Sonne glitzerte. Hart am Ufer stand Heinz von Wildenreuth, sah den Sprüngen Irons und Garleis zu und lachte aus vollem Halse dazu, denn die Thiere sprangen nicht nur zornig an etwas Weißem in die Höhe, sondern bellten auch wüthend.

„Was haben denn die Thiere, Junker," rief

Wilfriede schon von Weitem, „ruft sie doch zur Ruhe, sie gehorchen Euch jetzt ja beinahe so gut wie mir!“

„Sie können sich mit meinem Freunde Weißärmel hier nicht vertragen,“ rief Heinz und deutete auf einen großen Schneemann, den er aufgerichtet hatte, während Wilfriede oben mit Wirichs entsetzlichen Leiden rang. Die Kälte hatte seine Wangen dunkel geröthet, seine Augen leuchteten, das braune Haar hing ihm wie einem Kinde ins Gesicht, er sah aus wie ein Bild der Jugend und Wilfriedes Gedanken gingen weit, weit rückwärts in die Vergangenheit und sah im Geiste einen anderen Jüngling, der war noch schöner, noch jugendfreudiger. — „Ihr seid doch ein Kindskopf, Heinz,“ unterbrach sie sich in ihren Gedanken. Sie nannte ihn zuweilen kurzweg bei seinem Taufnamen und der stolze Junker ließ sie ruhig gewähren. „Ihr seid ein Kindskopf, Heinz,“ wiederholte sie. Seine Lippe zuckte unmuthig. „Ich hab' in mancher Fehde gefochten,“ sagte er trotzig, „ich meine, da braucht Ihr mich nicht mehr für einen Knaben anzusehen.“

„Soll das vielleicht Männerfreude sein?“ fragte sie und wies auf den Schneemann, auch um ihre Lippen zuckte es, aber nicht wie Unmuth

sondern wie Lachen. Wie er das sah, lachte er wieder. „O Männer denken an ihre Jugend, und Jünglinge an ihre Kindheit. Ich dachte daran, als ich den vielen Schnee sah, wie oft ich auf dem Burghof von Wildenreuth Schneemänner gebaut habe, und mancher Reisige hat mir dabei geholfen, der wahrlich kein Kindskopf mehr war. Hätt' ich meine Farben hier gehabt, so hätt' ich gemalt, statt dessen hab' ich einen Schneemann gemacht."

„Malen könnt Ihr, malen wie die Mönche in den Klöstern?" fragte sie erstaunt, „und doch wißt Ihr ein Schwert zu führen."

„Danach müßt Ihr die Quitzowschen fragen!"

„Ihr standet gegen die Quitzows?"

„Gegen Hansen Quitzow!"

„Und ich habe Eure Wunde geheilt; den Arm geheilt, der sich wider die Quitzows hub! Wirich hatte Recht, es thut nicht gut, mit dem Franken freundlich sein!"

„Kommt die Laune wieder über Euch, Wilfriede?" erwiderte Heinz, mich schreckt sie nicht mehr; Ihr seid viel besser als Eure harten Worte; wenn Euch aber Eure gute That an dem Franken reut, da ist mein Arm, schneidet die Wunde wieder auf!"

„Sie schob seinen Arm bei Seite und sagte zum dritten Mal: „Kindskopf!“

„Wilfriede,“ nahm er nun ernst das Wort, „wo soll ich als meines Herrn Schildknappe denn stehen als neben ihm und daß die Quitzows ihm immer wieder absagen, das wißt Ihr doch!“

„Sollen sie sich ihm gutwillig beugen, ihm, der mit seinen Donnerbüchsen ihre Schlösser brach? Die Mähr von der faulen Grete ist auch zu mir gedrungen.“

„Warum nicht lieber die von der schönen Else!“

„Die Wittelsbacherin,“ fuhr Wilfriede auf, „nennt sie nicht, sie stammt aus einem Geschlecht, das die Mark unsäglich elend gemacht.“

„Sie wird's gut machen, denn sie liebt die Mark, sogar für die Quitzows hat sie gebeten.“

„Ich dank's ihr nicht,“ grollte Wilfriede, „was weiß sie von ihnen!“

„Daß sie rechte Ritter und kluge Männer sind, selbst mein Kurfürst hat mehr denn einmal gesagt: Was könnte ich mit ihnen ausrichten, wenn ich nicht gegen sie sein müßte!“

Wilfriede war während dieses Gesprächs heftig auf und nieder gegangen, jetzt blieb sie stehen

und sagte: „Das ist ein Wort, das nur ein großer Mann von seinem Feinde sagt!“

Des Wildenreuther Augen leuchteten bei diesem Lobe seines Herrn, „er ist auch ein großer Mann,“ rief er begeistert aus, „und mancher Märker hat sich davon überzeugt. Focht ich doch Seite an Seite mit einem, der nicht der Schlechteste ist, mit dem Junker von Quetz.“

„Ja, ja, ich weiß,“ fiel ihm Wilfriede ins Wort, „Dedo Quetz hielt's mit ihm von allem Anfang an!“

„Ihr kennt den Junker?“ fragte jetzt Heinz, „freilich, ich erinnere mich, er war erst dagegen, daß ich Euch aufsuchte, und schien zu fürchten, wir möchten nicht gut mit einander auskommen; es ist aber doch recht gut geworden zwischen uns.“

Wilfriede übersah den fast zärtlichen Blick aus den Augen des Junkers und bemerkte sinnend: „Denkt Dedo Quetz noch an uns, an deren Tische er manchmal saß?“

„So seid Ihr doch edel geboren!“ rief Heinz freudig erregt, „ich hab' Euch nie fragen mögen.“

„Weil der Quetz an unserem Tische saß? Unsere Junker sind nicht so stolz gegen ihre Hörigen, wie die Franken; es soll bei Euch oft

Todfeindschaft herrschen zwischen Bauern und Junkern, davon weiß man bei uns nichts."

„Ihr könnt doch keine Hörige sein?" frug Heinz erschreckt.

„Nein, nein," erwiderte sie, „darüber dürft Ihr beruhigt sein, nimmer war ich hörig, und ich dürfte mich wohl eine Edelfrau nennen, ist aber besser, ich bleibe für Euch und Alle Wilfriede. Wollt Ihr mir aber einen Dienst leisten, so redet am Hofe Eures Herrn so wenig als möglich von mir, absonderlich nicht mit dem Quetzborner."

So zogen sich die Räthsel nur dichter zusammen um die Gestalt Wilfriedens, gerade wie um den Tod seines Vaters, und mit keinem Schritt sah sich Heinz der Lösung nähergekommen.

Unmuthig begann er seinem Schneemann die Mütze vom Haupt zu schlagen, dann ballte er den Schnee zu einem Klumpen zusammen und zielte damit nach Iron, den er auch glücklich traf. Im nächsten Augenblick fühlte er selbst einen Schneeball im Nacken, und als er sich umwandte, sah er Wilfriede stehen, die lachend zu einem zweiten Wurf ausholte.

„Wer heißt Euch meinen Hund werfen?" rief

sie, „gebt Acht und wehret Euch, wenn Ihr könnt!“

Lustig flogen die Schneeballen hin und her, helles Lachen erklang über den Spiegel des Sees hin und die Hunde bellten wie toll dazwischen. Eine Viertelstunde hätte man glauben können, es jagten sich da zwei spielende Kinder in heller Winterfreude, dann hielt Wilfriede plötzlich inne.

„Genug, Junker,“ sagte sie hochaufathmend, „ich dank' Euch, das hat mich um zehn Jahr verjüngt, aber nun ist's genug, ich muß zu Mutter und Bruder, und wenn Ihr heimkehren wollt nach Tangermünde, so bringe ich Euch morgen auf den Weg, mein alter Eusebius sagt, er sei gangbar, denn Eure Wunde ist heil.“

Erschrocken starrte er sie an.

„Weist Ihr mich so unfreundlich aus dem Hause, Wilfriede?“ sagte er vorwurfsvoll.

„Habt Ihr nicht ungeduldig heim verlangt?“

„Heim, ach, Wilfriede, ich hab' keine rechte Heimath mehr und von Tangermünde hab' ich in den letzten Tagen auch nicht mehr gesprochen.“

„Mir wär's schon recht, Ihr bliebt da,“ sagte sie wehmüthig, „wird mir viel fehlen, wenn Ihr nicht mehr hier seid, ich möchte nur, daß Ihr

ginget, ehe Ihr das Haus in der Haide satt habt!“

„Wilfriede!“ rief er fast zornig, dann setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu: „Ihr habt Recht, ich muß fort; zehn Tage bin ich hier, sie sind mir dahin geschwunden wie ein Tranm, aber —“ setzte er mit aufleuchtenden Augen hinzu, „ich komme wieder!“

Sie schüttelte den Kopf. „Ihr zieht hinaus in die Welt, sie liegt vor Euch, goldig schimmernd, Alles bietet sie Euch, Ruhm, Liebe, Freude, Ihr werdet nicht mehr an das Haidehaus und Wilfriede denken; ich zürne Euch darum nicht; Ihr seid jung und ich bin alt!“

„Wilfriede,“ erwiderte er ernst, „Ihr habt mir so manches von den Sagen Eures Volkes erzählt, sie sind nicht grausam und roh, sie klingen aus in mildem Spott, eins aber ging hindurch wie ein rother Faden, das Lied von der Treue; Untreue gegen Herren, Frauen und Freunde sie scheint dem Märker allezeit ein Verbrechen, eine Schande, glaubt Ihr nicht, daß auch fränkisch Blut dankbar und treu sein kann? Es ist mir oft gewesen, wenn ich zu Euren Füßen lag, als rede meine Mutter oder mein Vater mit mir, als hätte ich wieder eine Heimath gefunden

und Ihr meint, ich sollte fürder nicht pilgern zu dieser zweiten Heimath? Seht, Wilfriede, ich fühl's, ich werde zu anderen Menschen nicht viel reden können von Euch, aber Euer Bild steht doch tief drinnen in meinem Herzen wie in einem Heiligenschrein." —

Er brach ab; Wilfriede lehnte an einer Föhre, die Thränen liefen ihr über das weiße, stille Gesicht; stumm reichte sie ihm die Hand und so standen sie eine ganze Weile, dann sagte sie: „Gott segne Euch, Heinz, für Alles, was Ihr meinem einsamen, müden Herzen gewesen seid; denkt alle Zeit, daß mein Gebet mit Euch geht, wo Ihr auch weilen möget; Ihr habt mir viel Gutes gethan, aus starrem Leid habt Ihr mich gelöst, Ihr habt mich wieder lachen und wieder weinen gelehrt. Ich konnte Beides nicht mehr und nun ich's wieder kann, weiß ich erst, was ich entbehrt. Habt Dank dafür!"

„Nicht Ursach, Wilfriede," antwortete er, „ich könnte dasselbe von Euch sagen, aber nun laßt uns den letzten Tag noch fröhlich sein miteinander."

„Den letzten Tag," wiederholte sie und schauerte zusammen; nun wußte sie erst, was sie heraufbeschworen hatte, und das Trennungsleid kam

über sie, aber rasch nahm sie sich zusammen, sie hatte ja so viele Jahre einsam leben müssen, sie würde es auch wieder können, „ich gehe jetzt hinein," sagte sie ruhig, „wenn ich mit meiner Kocherei fertig bin, rufe ich Euch!"

Sie haben noch viel mit einander gesprochen an dem Tage, und Heinz hat mehr als je gelacht, aber es kam ihm doch nicht ganz von Herzen. Wilfriede blieb ernst; sie wollte nach Frauenart sich in den Abschied versenken, er nach Männerart darüber hinwegspotten. Sie wurde ordentlich zornig auf ihn und schalt ihn einen Kindskopf über den anderen. Am Abend riß ihr der Faden beim Spinnen unglaublich oft, und mit einem Mal sagte sie aus tiefer Träumerei heraus: „Wie schwer muß Eurer Mutter das Sterben geworden sein!"

Er antwortete kein Wort; aber er fühlte wohl, welche tiefe, heilige, reine Liebe aus diesen Worten klang, und das Herz wurde ihm schwer, daß er sie nun missen sollte. Zwei edle Frauen hatte ihm Gott auf seinem Lebenswege gesandt, ihn zu trösten für die verlorene Mutter, ihm zu zeigen, daß es noch eine Frauenliebe giebt, die heran grenzt an die der Mutter, die Kurfürstin und Wilfriede. Aber die Kurfürstin stand zu

hoch über ihm, sie hatte zudem ihre eigenen Kinder, Wilfriede gab ihm Alles, was in ihrem Herzen überhaupt noch lebte von Liebe. Und doch wußte er, daß es noch eine andere Liebe gab, die Minne, von der die Sänger sangen und der er aus dem Wege gehen wollte, dann sagte er mit wichtiger Miene: „die schlägt des Mannes freien Willen in Fesseln und ich will frei bleiben.“

„Ganz unrecht habt Ihr nicht,“ sagte Wilfriede, „aber ein rechtes Weib, die löst auch die Fesseln wieder und weiß, daß der Mann nicht allein leben kann von der Minne.“

„Ei, Wilfriede,“ meinte Heinz, „ich hab's doch gesehen, daß den Damen nichts lieber war, als wenn die Ritter ihre Sclaven wurden, „hab' nie gesehen, daß eine freiwillig ihr Opfer losließ.“

„Ich aber hab's gesehen,“ erwiderte sie tonlos, „und ob auch das Herz darüber bricht, ist's die echte Frauenliebe, so denkt sie nicht an sich.“

„Wilfriede,“ fuhr er plötzlich auf, „ich glaube Ihr habt das gethan, denn Euch traue ich's zu, daß Ihr im Stande wäret, klaglos zu sterben wo ihr liebt.“

„Ich bin gestorben,“ flüsterte sie, „gestorben für den einzigen Mann, den ich liebte, weil's zu seinem Heile war, es ist kein Heldenstück, der

Heiland starb auch für seine Feinde, ich nur für meine Liebe!“

Er sah zu ihr auf wie zu einer Heiligen, aber er fragte sie nichts weiter; er wußte, daß sie es nicht liebte.

Obwohl an diesem Tage sich im Haidehause Alles früher zur Ruhe gab, wie gewöhnlich, so konnte Heinz doch keinen Schlummer finden und endlich sprang er empor vom Lager. Es zog ihn hinaus in die schweigende Nacht. Der Vollmond stand über dem See, die Luft war milder als seit lange, die Eisdecke des stillen Gewässers knisterte leise, wie seltsam die Töne in der Nachtstille an sein Ohr schlugen. Wann würde er das Haidehaus, wann Wilfriede wiedersehen! Ja der Abschied ward ihm schwer, aber Heinz Wildenreuth war zwanzig Jahr und vor ihm lag das Leben, lag die ganze, weite Welt. Auf die Liebe hatte er verzichtet, wie er glaubte, aber nicht auf den Ruhm, nicht auf die Ehre, er wollte ja an der Seite seines Herrn kämpfen und arbeiten für Ordnung und Recht, was Wunder, wenn durch die Wolken die der Abschied an seinem Himmel aufsteigen ließ, immer wieder die Sonne künftiger Größe, künftigen Glücks

durchbrach. Die Stimmen der Nacht, die um ihn flüsterten, sie redeten nicht von Wilfriede und dem Haidehause, sie redeten von ganz anderen Dingen, sie flüsterten in seine Träume hinein, als er sich endlich wieder zur Ruhe begeben hatte.

Am andern Morgen wollte er auch dem langen Wirich Lebewohl sagen, aber Wilfriede meinte er sei kränker, als je; sie wurde roth bei der Lüge, denn er war gesunder als sonst, aber er hatte mit seinem finstersten Blick gesagt: „Ich rühre keine Frankenhand an und will auch keinen Frankendank; die Sache geht Dich an, Du bist hier Herrin!“

So mußte denn Heinz ohne Abschied von Wirich gehen, was ihm nicht sauer wurde, denn der unheimliche Geselle gefiel ihm gar nicht; die alte Mutter begriff nicht recht, was er wollte, sie nickte und kicherte in sich hinein, dem Junker wards trübe zu Sinn, wenn er auf Wilfriede sah, die so still und schön da stand und er nun denken mußte, daß sie bald keine andere Gesellschaft mehr habe als den unheimlichen Gesellen da droben und die kindische Alte hier unten.

Ja still und schön sah sie heut aus, wie schön mußte sie gewesen sein, als sie noch jung

war; er mußte immer wieder staunen über den seltsamen Wechsel in ihrem Aussehen. Sie hatte ihm gesagt, sie wolle ihn begleiten bis zur heißen Quelle, ein Lächeln spielte um ihre Lippeu, als er ihr den Arm gab, um sie zu führen, das war nicht märkische Art, aber sie stützte sich doch mit einem gewissen Gefühl des Wohlbehagens auf ihn. Der Weg war heut besser als bei seiner Ankunft, obgleich noch immer tief verschneit, aber der Schnee schien Wilfrieden keine Beschwerden zu verursachen; ihre kleinen Füße traten so fest und sicher auf, daß der stützende Arm des Junkers kaum eine Nothwendigkeit war. Hie und da sah man Spuren des eintretenden Thauwetters. Wilfriede deutete darauf hin und sagte: „Es war Zeit, daß Ihr Euch auf den Weg machtet, fängt es erst an wirklich zu thauen, so werden die Pfade grundlos und Ihr wäret vielleicht auf Wochen im Haidehause gefangen gewesen."

Heinz machte ein Gesicht, als hätte er's in der Gefangenschaft ganz gerne ausgehalten, aber er sagte nichts.

Nun standen sie an der Quelle, der Schnee auf dem großen Stein war im Thauen, so daß die Vertiefung sichtbar wurde; Heinz deutete auf die Stelle und sagte leise: „Hier fanden sie ihn!"

Wilfriede legte die Hände aneinander, Heinz folgte ihrem Beispiel und Beide beteten für die Ruhe der armen Seele; dann streckte Wilfriede ihm die beiden Hände hin, „lebt wohl, Heinz,“ sagte sie mit leicht bebender Stimme, „Gott und die Heiligen mögen Euch behüten!“

Er preßte ihre kleinen kalten Hände in den seinen, die braunen Augen ruhten mit Kindes-zärtlichkeit auf dem weißen Frauenantlitz, tiefer neigte er das Haupt, sie löste ihre Hände aus den seinigen und machte das Zeichen des Kreuzes über seiner Stirn. Da jagte er davon mit drei bis vier großen Sprüngen, erst als er an das Ende der kleinen Lichtung kam, wandte er den Kopf noch einmal. Starr und unbeweglich stand Wilfriede neben dem großen Stein, wie die ver-körperte Einsamkeit, hohl pfiff der Wind über die Haide — Heinz sah sich nicht mehr um.

Zehntes Kapitel.

Der Hussit.

Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir,
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land und aller Länder Zier. — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth!

Gustav Schwab.

Von den Stiften am Rhein, welche die große Pfaffengasse im Reich bildeten, von der es heißt: Unterm Krummstab ist gut wohnen, sagte das Sprüchwort: Straßburg sei das edelste, Chur das oberste, Costnitz das größeste, Basel das lustigste, Worms das ärmste, Speier das andächtigste, Mainz das heiligste, Trier das älteste, Cöln das reichste. In dem größesten, in Costnitz, tagte nun schon im dritten Jahre das Concil, welches Kaiser Sigismund und Papst Johann XXIII.

ausgeschrieben hatten. Den Papst hatte es abgesetzt, Huß und Faulfisch verbrannt, die weltlichen Fürsten hatten glänzende Turniere veranstaltet, Possenreißer und Schauspieler hatten die Menge ergötzt, Verträge waren abgeschlossen, Reden waren gehalten worden, die Kirche schrie weiter nach Reformation, aber trotz der mehr als zweitausend Priester und kirchlichen Würdenträger, die sich in der Stadt befanden, wurden der Kirche Wunden nicht geheilt. Sie glich dem, der unter die Mörder fiel im Gleichniß des Herrn, Priester und Leviten gehen ihr vorbei und noch sendet Gott keinen Samariter; ob auch Tausende nach ihm seufzen.

Mitten in einer herrlichen Landschaft, die ihres Gleichen sucht, liegt die alte Stadt, himmelan strebt der stolze Bau des Münsters, der über all' die anderen Thürme, Kirchen und Kapellen emporragt; kein Gebäude ist ohne den Schmuck eines schön verzierten Erkers oder Giebels, an denen die bunten Wappenschilde der fremden Herren prangen, die für die Dauer des Concils hier Wohnung genommen haben. Durch die Gassen ziehen sich lange Budenreihen hin, in denen feil geboten wird, was es nur Köstliches und Nützliches auf Erden giebt. Tragbare Backöfen werden auf

Karren durch die Straßen gezogen und ihre heiße Waare geht reißend ab, schwer beladene Frachtwagen schwanken zum Thor herein; Sänften, Reiter und Fußgänger drängen sich durcheinander, Damen, Ritter, Edelknechte, Juden, Krieger, Wäscherinnen, Cardinäle und Erzbischöfe unterhalten sich laut und leise in den Sprachen aller Völker, Musik ertönt, Glocken läuten, es ist ein Leben und Treiben, wie es Costnitz noch nicht gesehen hat und nie wieder sehen wird.

Still und schweigend aber liegt der blaugrüne Spiegel des Bodensees, still und freundlich erheben sich am gegenseitigen Ufer die Gebäude des Thurgaues, schweigend ragen über ihn die Häupter der Berge, schneebedeckt, empor. Die alten Eisriesen hätten vielleicht zu Manchem, was da unten geschah, ihre Häupter geschüttelt, wenn sie nicht gar zu unbeweglich gewesen wären.

An einem hellen Aprilmorgen des Jahres 1417 wandelte ein schlanker, junger Mann in reicher roth und weißer Tracht vom Fischmarkt aus dem Schantzthor zu; vor ihm her ging ein Benedictiner Mönch, der die Kapuze seines oberen Rockes hoch hinaufgezogen hatte. Dicht beim Thore, an einem der letzten Häuser, schien des Mönches Fuß zu stocken, scheu hoben sich seine

Augen, dabei hatte er den Kopf gewandt und erblickte den schmucken Junker. Auch dieser blieb stehen, Beide sahen sich an, als riefe Jedem des Anderen Gesicht eine Erinnerung zurück und als wüßten sie nur nicht, welche.

Der Mönch fand sich zuerst zurecht. „Verzeiht, Junker," sagte er bescheiden, „daß ich Euch aufhalte, aber an einem Wildenreuther kann ich nicht vorbei, nicht daheim und nicht in der Fremde!"

„Bruder Conrad," rief Heinz überrascht, „wie kommt Ihr aus dem Nürnberger Schottenkloster aufs Concil nach Constanz?"

In Angelegenheit meines Ordens," erwiderte der Schottenmönch, dessen Orden der Regel des heiligen Benedictus folgte, „ich bin schon lange unterwegs, habe viel gesehen und viel gelernt."

Heinz warf einen prüfenden Blick auf den Mönch; sein Gesicht sah still und friedlich aus, aber es trug die Spuren von heißen Kämpfen.

„Habt Ihr Zeit, Bruder Conrad," fragte er, „ich hörte lange nichts aus der Heimath, Ihr könnt mir erzählen von Franken, von! Nürnberg und" — er sprach es zögernd — „von Burg Wildenreuth."

„Sehr neu werden meine Botschaften kaum

sein, Junker," erwiderte der Schottenmönch, „ich bin seit Jahr und Tag von Nürnberg fort, damals stand auf Burg Wildenreuth Alles wohl, hab' zum Oefteren dem Junker erzählen müssen, wie Ihr mich als Boten an ihn gesendet vor zwei Jahren. Hab' ihn dazumalen nicht gefunden und er Euch nachher nicht mehr in Nürnberg."

„Wie geht's meiner Schwester?" unterbrach Heinz den Mönch.

„Sie ist still und sanft, sie nennen sie die kleine Himmelsbraut, denn man sagt, sie habe sich schon seit Jahr und Tag dem Kloster verlobt."

„Und die Burg?"

„Steht fest wie immer; Junker Philipp hat ein paar Fehden mit dem hochwürdigsten Bischof von Bamberg gehabt, jetzt haben sie sich vertragen. Von Euren Basen haben sich etliche vermählt, Junker Arnulf wächst frisch und freudig heran, Frau von Wildenreuth hat's wohl nicht immer leicht mit den Stiefkindern, aber die Leute von Wildenreuth beten sie an und sie sagen, ein besserer Herr sei kaum Junker Ludwig gewesen als Junker Philipp."

Gar widerstreitende Gefühle kämpften in der Brust des Knappen mit einander; der Mönch

sprach weiter: „Nur daß Ihr gar nimmer wieder nach Wildenreuth gekommen seid, bedauern sie; oft hab' ich die Leute erzählen hören vom lustigen Junker Heinz!"

„Der ist gar ernst geworden," antwortete der Knappe, „aber ich hör's gern, daß sie meiner noch gedenken. Wohin geht Euer Weg, Bruder?"

Der Mönch sah den Junker einen Augenblick an, dann sagte er zögernd: „Ihr solltet ja jetzt eigentlich mein Herr sein, wenn ich nicht ins Kloster gegangen wäre und Ihr nicht Junker Philipp an Eure Stelle hättet treten lassen, ihr werdet ein Wildenreuther Kind nicht verrathen. Ich wollte das Haus sehen, in dem sie den Huß ergriffen, und die Stelle, da sie ihn verbrannten!"

„Wollt Ihr ein Loblied singen, ein Dankgebet sprechen, daß sie den Ketzer vernichtet?" erwiderte Heinz bitter.

„Wollte ich das, würde ich dann Verrath fürchten?" fragte der Mönch milde, die Bitterkeit in Wildenreuths Ton war ihm aufgefallen und ließ sein Auge hell aufleuchten.

„Mönch, was war Euch der Huß?" fuhr Heinz auf.

„Ich meine, dasselbe wie Euch," entgegnete

Bruder Conrad, „o mein lieber, lieber Junker, sind wir denn wirklich Beide heimliche Hussiten!“

Einen Augenblick sahen sie sich sprachlos an, dann sagte Heinz: „Aber wie konntet Ihr Hussit werden, Ihr, der Mönch?“

„Das ist's eben, daß ich Mönch bin,“ erwiderte Conrad, „das Kloster hat mich zum Hussiten gemacht.“

„Das Kloster, nach dem Ihr so heiß verlangtet?“

Ein schmerzliches Lächeln spielte um die schmalen Lippen des Mönchs. „Einst hab' ich Eurer edlen Stiefmutter die Schleppe geküßt zum Dank dafür, daß sie mir die Pforte des Klosters erschloß, und es ist gekommen wie mit allen Dingen, die man so heiß begehrt, daß man nicht mehr Gottes Willen, sondern nur noch seinen eigenen befragt, ich hab' im Kloster so viel des Aergerlichen gefunden, hab' in den Lehren, denen ich einst gläubig gelauscht, so viel Irrthümer entdeckt, daß ich, Gott sei's geklagt, zum Ketzer geworden bin.“

Das Gesicht des Mönchs war erblaßt, seine ganze Gestalt bebte, leise sagte Heinz: „Mir ging's ähnlich, da kam der Huß, hier, wir stehen vor dem Hause, in dem sie ihn ergriffen, sein Wort

zündete in meinem Herzen, es wies auf die Schrift hin, ich hoffte, er würde ein Reformator der Kirche sein, und sie verbrannten ihn."

Sie waren langsam zum Thore hinaus gegangen der Stelle zu, an der sich der Scheiterhaufen für den böhmischen Märtyrer erhoben hatte, in Zorn und Schmerz sprach Heinz weiter: „Dann kam ich hierher mit meinem Herrn, wir glaubten Beide, das Concil würde der geängstigten Christenheit zum Frieden verhelfen, uun ja, ich habe in manchem Buchurt geritten, ich hab' manch' Schauspiel gesehen, an Lust und Freude hat's nicht gefehlt, aber meine Sehnsucht, aus einem Ketzer ein Rechtgläubiger zu werden, ist nicht gestillt worden, denn des Huß Lehren bleiben verdammt."

„Nur auf Erden, Junker," sagte der Mönch sinnend, „Gott weiß es wohl besser!"

„Aber meint Ihr," rief Heinz, „es sei leicht, sich als ein Ketzer zu fühlen?"

„Nein, Junker, das meine ich nicht, denn ich hab' ja dieselben Kämpfe durchgestritten; ich habe meine Kirche unsäglich geliebt, ja, ich liebe sie noch und ich lasse auch nicht von ihr, aber gerade darum schmerzt es doppelt, daß sie uns von sich

stoßen will, sie ist eine Stiefmutter geworden, die sonst eine so milde Mutter war."

Die Gestalt des Mönches schien zu wachsen, Heinz hatte ihm die Hand hingestreckt, auf der Stelle, da Johann Huß seinen Geist aufgab, standen der Mönch und der Junker; sie rangen nach Wahrheit, sie wollten nicht von ihrer Kirche lassen und diese Kirche war altersschwach geworden, sie hörte den Ruf ihrer Kinder nicht mehr.

„Sie haben uns eins nach dem anderen genommen, diese überklugen Römer," flüsterte Bruder Conrad, „Euch Laien den Kelch im Abendmahl, den sie noch vor zweihundert Jahren Euch gaben; glaubt mir, ich fand es in den alten Büchern und in der ganzen Bibel fand ich nichts von dem Verbot. Deshalb nehmen sie Euch auch die Bibel, deshalb redeten sie in fremder Zunge zu Euch; o mein lieber Junker, ich hab' zu Straßburg die Predigten des Pater Tauler gefunden, wie klingt Gottes Wort so lieblich in deutscher Zunge! Aber sie thaten mehr die klugen Römer, sie verboten den Priestern die Ehe und der, auf den, sie sich berufen, der Apostel Petrus hatte ein Weib."

Heinz schrie hell auf; die Kelchlehre, die

deutsche Predigt, das Studium der Bibel, das Alles hatte er schon überdacht, aber die Priesterehe, sie dünkte ihm etwas Ungeheuerliches, eine entsetzliche Bangigkeit kam über ihn.

„Bruder Conrad," sagte er athemlos, „hat Euch Sinnenlust verblendet, tragt Ihr ein Weib im Herzen und wollt Gottes heiliges Wort zum Deckmantel Eurer Sünde machen?"

Ein Blick in das reine, stille Antlitz des Mönchs genügte, seinen Verdacht niederzuschlagen. „Verzeiht," sagte er mit sanfter Stimme, „und jetzt sind wir zur Stelle!"

Oede und kahl war das Stück Erde, wo der Scheiterhaufen des Märtyrers gestanden hatte, wie ein häßlicher Brandfleck auf dem herrlichen Kleide der Natur ringsum sah es aus; von leisen Schauern gepackt, traten die beiden jungen Männer näher. Da stieß Conrads Fuß an etwas.

„Hier liegt ein Mensch," rief er erschrocken.

„Ein Ermordeter oder ein Trunkener," sagte Heinz und bückte sich nieder.

Da erhob sich ein großes, häßliches Haupt von starren borstigen Haaren umgeben, das Haupt eines Geschorenen, eines Mönches, zwei schwarze Augen funkelten in einem gelbbraunen

Gesicht scharf und spitzig wie zwei Pfeile nnd eine harte Stimme sagte; „Nicht ein Ermordeter, nicht ein Trunkener, sondern nur ein Träumender küßt die Erde, die eines Heiligen Asche düngt."

„Ihr seid unvorsichtig, Bruder," erwiderte Heinz, „wenn wir Euch anzeigen, theilt Ihr sein Schicksal!"

„Was liegt an meinem Leben," rief der Andere, „wenn Er sterben mußte!"

„Ihr seid ein Hussit," fragte Heinz, von so großer Anhänglichkeit und Trauer erschüttert.

Der Geschorene richtete sich auf; er war ein kleiner unansehnlicher Mann, zu dessen Gestalt der große Kopf in schreiendem Mißverhältniß stand, seine halb mönchische, halb weltliche Kleidung war abgetragen und zerlumpt, dennoch lag etwas Gebietendes in seiner Erscheinung. das lediglich von seinen Augen ausging.

„Ihr sagt's, ich bin ein Hussit," gab er zur Antwort, sein Deutsch hatte, wenn er es auch geläufig sprach, einen fremden Anklang. Heinz sah und hörte, daß er einen Böhmen vor sich hatte.

„Was trieb Euch hierher?" forschte er.

„Muß ich's Euch sagen, junger Fant?" er-

widerte der Hussit, „was habt Ihr mich auszuforschen; mag auch mein Kopf geschoren sein, ich bin ein geborener Edelmann und leicht verkaufe ich mein Leben nicht.“

„Mich lüstet nicht danach,“ sprach Heinz langsam, „am Wenigsten, weil Ihr um den trauert, der hier geopfert ward, denn auch ich hab' ihn verehrt.“

„Auch ich,“ sprach Conrad.

„Dann reicht mir Eure Hände,“ entgegnete der Böhme freundlich, hierher kam ich, um zu sterben, oder um ihn zu rächen, entweder sterben, wo er starb, oder mir von diesem Fleck Erde Kraft zu holen für mein Rächeramt! Gott gab mir ein Zeichen, daß ich leben und rächen soll, denn die Ersten, denen ich mein Geheimniß verrieth, sind Hussiten!“

„Wie wollt Ihr den Todten rächen und an wem,“ fragte Heinz, „wollt Ihr der ganzen Kirche den Fehdehandschuh hinwerfen, Ihr müßtet den Kürzeren ziehen!“

„Ihr wollt jung sein, Ihr wollt den Todten verehrt haben und seid so klug, so vorsichtig,“ fuhr der Böhme auf, „geht, geht, Ihr seid kein rechter Hussit!“

„Ich habe überhaupt noch nicht gesagt, daß

ich ein Hussit sei; nur den Huß hab' ich verehrt."

„Haha," hohnlachte der Böhme, „vielleicht verehrt Ihr auch Christus und seid kein Christ!"

„Bruder," rief jetzt Conrad und schlug entsetzt ein Kreuz, „Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht."

„Mag sein," entgegnete der Andere finster, „aber ich weiß, was ich will, wir wissen's Alle, Rache an den Deutschen, deren Opfer unser Meister ward."

„Der Deutschen?" fragte Heinz verwundert, „Ihr meint der Römer?"

„Wer war's, der ihm das Geleit brach," fuhr der Böhme auf, „der deutsche Kaiser!"

Es war dem Wildenreuther zu Muthe, als habe ihm Einer einen Schlag ins Gesicht gegeben, seine Hand zuckte nach dem Schwerte, aber er zog es nicht, denn der Andere war waffenlos, aber er rief ihm mit drohender Stimme zu: „Kein Wort wider den Kaiser, hat er gefehlt, wird Gott ihn richten!"

Höhnisch lachte der Andere. „Noch viele Worte werde ich reden wider den deutschen Kaiser und nicht Worte soll er hören, sondern er soll auch meinen Arm fühlen; Blut und Brand

werden die Hussiten nach Deutschland tragen, in Blut und Brand werden sie ihren Meister rächen, den Kelch, den man ihnen verweigert, sie werden ihn füllen mit dem Blute der falschen Priester, sie werden die Götzenbilder stürzen und triumphieren wird der Böhme!“

„Wenn der Deutsche ihm nicht den Schädel spaltet,“ erwiederte Heinz, dessen Augen flammten und dessen Wangen glühten.

„Wollt Ihr dazu helfen?“ rief der Böhme.

„Ja, und tausendmal ja,“ schrie Heinz, „wer mein Vaterland bedroht, ist mein Feind und wenn er sonst noch so edel wäre!“

„Werd Euch seinerzeit daran erinnern,“ meinte der Böhme, „ich denke, wir sehen uns wieder, wollen uns unsere Namen nicht sagen, Gesichter wie die unseren vergessen sich nicht, das meine um seiner Häßlichkeit, das Eure um seiner Schönheit willen. Aber das sag' ich Euch, von Euch verträumten philosophirenden Deutschen wird die Heilung der Kirche nicht ausgehen!“

„Nicht von den verträumtein, philosophirenden, da habt Ihr Recht,“ sprach jetzt mit sanfter Stimme Bruder Conrad, „aber von den glaubenden, und betenden, nicht von den Helden der Gewalt, sondern von denen des Glaubens!“

Er stand hochaufgerichtet, in seinen Augen leuchtete eine heilige Flamme, der kleine Böhme mit dem großen Kopfe schien in sich selbst zusammen zu sinken, er wickelte sich in seinen Mantel und schritt rasch davon, Heinz und Conrad kehrten um, sie waren Beide nachdenklich.

Bruder Conrad hatte im Dominikanerkloster, an dessen Abt er eine Botschaft hatte, Aufnahme gefunden, dort wo Johann Huß gefangen gesessen hatte. Es war ihm lieb, daß Heinz ihm seine Begleitung antrug, denn er fand sich in der fremden Stadt nicht zurecht, Heinz aber erzählte ihm nun von seinen Schicksalen und bat ihn, wenn er in die Heimath zurückgekehrt sein würde, doch nach Wildenreuth zu gehen.

„Grüßt mir die kleine Schwester," bat er, „und sagt ihr, ich hätte die Frau Noah wiedergefunden, aber ich wollte sie noch ein Weilchen behalten und hütete sie, wie einen Talisman."

Da nun solche Botschaft dem Bruder Conrad doch seltsam dünken mußte, so erzählte ihm Heinz die Geschichte der kleinen Docke, Conrad neigte das Haupt, „Gottes Wege sind wunderbar," flüsterte er, „ein Menschenleben lischt aus und ein Stücklein Nürnberger Tand bleibt bewahrt."

So schritten sie über den Münsterplatz, und

über die kleine Brücke, die nach der Rheininsel hinüberführte, auf der sich das Kloster der Dominikaner erhob. Hier nahmen sie Abschied.

„Gebt Morgen früh Acht, wenn mein Kurfürst investirt wird," sagte Heinz, „es wird ein herrlicher Aufzug, betet für ihn und seine Leute." Das versprach Bruder Conrad und Heinz trat den Heimweg an.

Dicht am Ziele begegnete ihm ein Mann in schwarzer Gelehrtentracht. Beide sahen sich an und Heinz erkannte den Doctor Helfer. Die Abneigung gegen den falschen Mann, der ihm wie der böse Geist seines Hauses dünkte, war noch so stark in ihm, daß er auf die andere Seite eilen wollte, um möglichst schnell aus seinem. Bereich zu kommen, aber der Doctor hielt ihn fest. „Nicht so eilig, Junker, übersieht einen alten Freund nicht."

„Wüßte nicht, wann Ihr mein Freund gewesen wäret," wehrte ihn der Junker ab.

„Ich verhalf Euch zur Freiheit!"

„Mahnt mich nicht daran," rief Heinz und die Zornader schwoll auf seiner Stirn.

„Also unversöhnlich, und jetzt weiß ich's auch, daß ich es Euch verdanke, wenn Euer Herr mich

hart anließ und meine Dienste nicht mehr begehrte, die ich ihm anbot."

„Was wollt Ihr von meinem Herrn, Ihr seid des Bambergers Mann!"

Helfer biß sich auf die Lippen, „der Bamberger hat mich zum Teufel gejagt," sagte er zornig, „weil ihm Wildenreuth nicht geworden ist. Den Wildenreuthern dank' ich mein Unglück, hütet Euch, Junker, Ihr könntet meinen Haß einmal spüren!"

„Ich fürchte Euch nicht," erwiderte Heinz kalt und ging weiter. Er freute sich, daß sein Herr den zweideutigen Gesellen abgewiesen hatte. Als er den Flur des Hauses betrat, in dem Herr Friedrich Wohnung genommen hatte, kamen ihm eine Anzahl märkischer und fränkischer Edelleute entgegen, die den Kurfürst nach Costnitz begleitet hatten. Als Friedrich das erste Mal nach Constanz geritten war, da hatte er nur Franken im Gefolge gehabt, heute waren auch Märker bei ihm, Rechows und Rochows und wie sie Alle heißen. Wohl wollte es ihnen freilich am Bodensee nicht werden, die Schönheit der schneebedeckten Bergkuppen leuchtete ihnen nicht ein, blaues Wasser hatten sie daheim auch und das Treiben in der Stadt kam ihnen selt-

sam vor. Sie hatten immer das Gefühl, als müßten sie ihren Kurfürsten vor einer Gefahr schützen, ja sie erboten sich zu Wächtern bei des Kaisers Person, was dieser dankend ablehnte, indem er sich jede Spötterei über die braven Märker verbat, die dunkel ahnten, daß auf diesem sogenannten Concil nicht Alles so war, wie es sein sollte.

Märker und Franken empfingen den Wildenreuther mit lautem Halloh.

„Wir dachten schon, Du wärest wieder verschwunden, wie im Winter," rief ihm ein Seckendorf entgegen.

„Ja, und Quetz war doch nicht hier, daß er Dir wieder hätte nachreiten können, um uns zu erzählen, Du seiest verwundet, hättest aber gute Pflege."

„Ich meine, die pflegende Hand ist eine zarte gewesen," fiel ein Treutlingen ein, „sie haben Beide in alle Wege so geheimnißvoll gethan, der Quetz und der Wildenreuth dazu."

„Na, diesmal hat ihn seine neueste Huldin schneller losgegeben," lachte ein Dritter.

Heinz gab sich kaum Mühe, sich dieser Neckereien zu erwehren, er war sie gewohnt, aber

trotzdem schwieg er über Wilfriede. Der Quetz hatte ihm nur erzählt, der Kurfürst, namentlich aber Cilli seien über sein Ausbleiben schließlich unruhig geworden, besonders da seine Wanderung einem Ziele gegolten hatte, an dem schon einmal Wildenreuthisches Blut geflossen war.

„Da mir aber nichts daran lag, daß die drin im Haidehause aufgestört würden," hatte Quetz erzählt, „so ritt ich eines Abends hin, langte mir den alten Eusebius, der mich wohl kennt, fragte ihn aus und ritt mit meiner Kunde heim, ohne daß mich Einer von Euch gesehen hätte."

Weiter erfuhr auch Heinz nichts; selbst über Wilfriede entlockte er dem Quetz nichts. „Ich weiß mehr von ihr, als sie selbst ahnt," meinte der Rothharige, „da sie es Euch aber nicht gesagt hat, so wird sie wohl nicht wollen, daß Ihr's wißt, und darum kann ich's Euch auch nicht sagen. Ihr Franken mögt uns in Vielem über sein, aber schweigen können wir Märker vielleicht doch noch besser!"

Aber auch der Franke konnte schweigen; Quetz beobachtete ihn scharf, Wilfriedes Namen kam nicht über seine Lippen und nur selten

sprach er von dem Hause in der Haide. Darum foppten ihn die anderen Knappen so viel mit demselben und dichteten ihm ein Abenteuer nach dem anderen an, gerade weil Heinz sich sonst den Frauen gegenüber ziemlich kühl verhielt; wenigstens verrieth er's Keinem, wenn wirklich einmal Eine sein Herz schneller schlagen ließ, am wenigsten dieser selbst.

„Jetzt schweigt endlich einmal," sagte er zuletzt, als die Neckereien gar kein Ende nehmen wollten, „mit einem Mönche bin ich gegangen, der mir von meiner Heimath erzählte, und einen Hussiten habe ich getroffen!"

„Einen kleinen Kerl mit großem Kopf?" sagte ein Seckendorf.

Heinz nickte.

„Wir sahen ihn auch," berichtete Seckendorf, „er verfluchte den Kaiser, den Papst, die ganze Welt; wir hielten ihn für einen Narren und ließen ihn ruhig in einen Kahn springen, mit dem er rheinabwärts fuhr. Ein paar böhmische Herren, die hinzu kamen, erkannten ihn; sie bestritten uns seine Narrheit nicht, wohlweislich, denn war er bei Sinnen, so hätten wir anders mit ihm geredet. Sie meinten aber, er sei von Adel!"

„Sagten sie Dir seinen Namen?“ fragte Heinz.

„Ja,“ erwiderte der von Seckendorf, „aber wer kann diese böhmischen Namen behalten!“

Elftes Kapitel.

Der neue Kurfürst.

Ich habe unser Haus mit Kur und Mark vermehret
Mit welcher Sigismund der Kaiser mich beehret.

Preußens Ehrenspiegel.

Zwar hatte Friedrich von Nürnberg bereits die Huldigungen der Mark als ihr Kurfürst empfangen, aber noch fehlte ihm die feierliche Investitur durch den Kaiser. Sie sollte ihm am 17. April 1417 ertheilt werden.

Zu all' den Aufzügen, Einholungen und Feierlichkeiten, die Costnitz während der letzten Jahre gesehen hatte, kam nun auch noch die Investitur hinzu, die im Laufe des Concils die einzige war. Was Wunder, daß am Morgen des 18. April noch mehr Leute auf den Beinen waren als in den Tagen zuvor, man hatte Fürsten einziehen und ausziehen, einen Papst gefangen nehmen, Ketzer verbrennen sehen, nun

wollte man auch noch wissen, wie ein Kurfürst investirt wurde.

Das hohe Ansehen, in dem Friedrich von Nürnberg nicht nur als des Kaisers Schwager, sondern auch um seiner persönlichen Eigenschaften willen stand, erhöhte nur noch die Neugier der Menge.

Auch Bruder Conrad verließ gehorsam der Weisung, die ihm Heinz am Abend zuvor ertheilt, das Kloster der Dominicaner, um sich die Feierlichkeit mit anzusehen: ein geistlicher Bruder begleitete ihn und schon hörten die beiden Mönche den Schall der Posaunen und Zinken.

Auf prächtig ausstaffirten Rossen saßen die Musikanten, gefolgt von all' den Märkern und Franken, die Herrn Friedrich nach Costnitz begleitet hatten; ihnen schlossen sich die Lehnsleute der übrigen auf dem Concil anwesenden deutschen Fürsten an, alle waren ohne Harnisch und Helm, aber in Feierkleidern von leuchtenden bunten Farben, Federn wehten auf den Baretts und den Mützen und stattlich waren die Rosse aufgezäumt; jeder Adlige aber führte am Lanzenschaft ein rothes Fähnlein. Zwei Ritter in funkelnden Rüstungen schlossen den Zug; der eine war ein Rochow, der trug die Fahne von Kur-

brandenburg mit dem rothen Adler, der andere, ein Treutlingen hielte die Fahne Friedrichs, die von schwarz und weiß quadrirt war. Auch Heinz von Wildenreuth war im Zuge. Bruder Conrad sah ihn ganz deutlich und wunderte sich, daß er so bleich war. Aber es lag wie ein Alp auf der Seele des Knappen, so daß er sich des großen Ehrentages seines Herrn nicht so zu freuen vermochte, wie er wohl gewollt hätte. Zudem wußte er nicht, sollte er sich um Herrn Friedrich bangen oder um sich selbst; die widrige Erscheinung Helfers gaukelte immer vor ihm her und wollte sich nicht verscheuchen lassen, so viel er sich auch bemühte, seine Gedanken von ihr abzulenken.

Drei Mal ritt der Zug durch die Stadt, dann hielt er vor dem hohen Hause des Heinrich von Tettikon auf dem Fischmarkt, wo die deutschen Fürsten sich versammelten, um Herrn Friedrich abzuholen. Da trat er aus dem Hause im rothen kurfürstlichen Kleid und unter dem lauten Jubelruf der Menge bestieg er sein Roß. Langsam ritt nun der ganze Zug — es war um die neunte Morgenstunde — durch kleine Gäßchen, die Mörder- und Neuegasse, die St. Paulsgasse herab auf den oberen Markt. Die Banner

wurden dem Markgrafen vorgetragen, des reitenden Volks aber ward so viel, daß es an der Rheingasse bis zum St. Paulsbrunnen halten mußte, wo denn von der ganzen Ceremonie freilich herzlich wenig zu sehen war. Alle Häuser waren von Leuten überfüllt, ja selbst die Dächer waren abgedeckt worden.

„Seltsam," sagte der Dominicaner, der den Schottenmönch begleitete, „hab' manchen Einzug mit angesehen, gewöhnlich riß das Volk Maul und Nase auf, die Einziehenden aber hatten da ihren Spott. Diese Märker und Franken jedoch schauen so ernsthaft drein, als sähen sie gar nichts von all' den Menschen."

Der Mönch hatte nicht Unrecht, die Märker und Franken fühlten, daß mit dem heutigen Tag eine neue Zeit anbrach für die Zollern und die Mark. das Volk, ja selbst die andern Fürsten ahnten die Bedeutung dieser Stunde kaum, vielleicht hätten sie sich sonst nicht so bereit gefunden, den kleinen Burggraf von Nürnberg zum deutschen Reichsfürsten zu machen.

Auf dem oberen Markte war an dem hohen Hause zum Hafen — in Costnitz hatte noch jedes Haus seinen Namen, wie es auch anderwärts vielfach üblich war — eine mächtige Tribüne erbaut,

auf der vierzig Menschen stehen konnten, eine breite Treppe führte hinauf. Alles war mit golddurchwebten Tüchern bedeckt, in der Mitte der Bühne aber stand der kaiserliche Thron, ein hoher Armsessel, dessen Seitentheile aus zwei vergoldeten Greifen bestanden, die mit Kopf und Fuß sich auf den Boden stemmten, während ihre Kämme die vorderen Kanten und die Flügel die Arme des Sessels bildeten. Mit leuchtend blauem Sammet war die Lehne bezogen, auf dem Sitz lag ein golddurchwirktes Kissen und ein vergoldeter Balchdachin wölbte sich darüber. In den Ecken der Bühne standen burggräfliche, am Thron kaiserliche Trompeter und lustig flatterten die Fahnentüchlein an den Trompeten im Frühlings-Winde. Auf jeder Seite des Thrones standen zwei niedrigere Stühle.

Kaum hielt der Zug, so ertönte von den Trompetern auf der Bühne eine helle Begrüßungsfanfare und aus dem Hause trat durch einen schmalen Gang zuerst Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf von Heidelberg auf die Bühne im rothen Gewand des Kurfürsten mit dem Reichsapfel und Kurfürst Rudolf von Sachsen mit dem Reichsschwert. Sie stellten sich rechts und links vom Throne auf, so daß Schwert und

Reichsapfel weithin zu sehen waren. Dann erschienen drei Cardinäle und des Kaisers Kanzler, die sich auf die Sessel zu beiden Seiten des Thrones niederließen. Er hielt die Lehnsbriefe mit den gewaltigen Siegeln in seinen Händen. Zuletzt kam noch Herzog Heinrich von Bayern mit dem Reichsscepter und stellte sich neben dem Kurfürsten von Sachsen auf. Dann aber ward's todtenstill auf der Bühne da oben und drunten auf dem oberen Markte; zwei Edelknechte erschienen mit großen brennenden Kerzen und nach ihnen trat heraus Herr Sigismund von Gottes Gnaden, römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und zu Ungarn, Dalmatien und Croatien König. Ein hoher schöner Mann war's, der da in der rothen Dalmatica vor seinem Volke stand; lange blonde Locken wallten unter der kaiserlichen Krone hervor, die sein Haupt bedeckte, Freundlichkeit und Milde, aber auch Schwäche und Genußsucht sprachen aus seinen Zügen. Die Märker reckten ihre Hälse, um ihn besser zu sehen, ihn, der ihr Kurfürst gewesen war und sie um schnödes Geld hingegeben hatte an den ernsten Mann, der da so stolz und gebietend auf seinem Rosse saß, als sei er selbst der Kaiser. Mochte aber Sigismund seine Märker

verhandelt haben, er blieb immer noch ihr Kaiser und ehrfurchtsvoll entblößten sie ihre Häupter vor ihm.

Jetzt rückte der ganze Zug der Bühne etwas näher und alle Banner neigten sich vor dem Kaiser. Der aber ließ sich auf dem Throne nieder mit den Antlitz gegen den Markt, sodaß ihn jeder sehen konnte. Scepter und Reichsapfel reichten die Fürsten dar, das Schwert aber ward ihm auf den Schoß gelegt; zugleich begannen Posaunen und Pfeifen ihre Melodie. Darnach aber ward großes Stillschweigen geboten und dann Burggraf Friedrich aufgerufen. Der saß nun ab von seinem Rosse und trat vor den Kaiser, gefolgt von Rochow und Treutlingen, drei Heldengestalten, die laute Bewunderung hervorriefen. Mit ihm zugleich stiegen eine Anzahl Fürsten, Grafen und geistliche Würdenträger die Treppe hinan, die sich ihrem Range nach als Zeugen um den Thron ordneten.

Friedrich und seine Brandenburger näherten sich, drei Mal das Knie beugend, dem Kaiser; so mit gebeugtem Knie dankte er dem Herrscher für die ihm ertheilte Kur der Mark Brandenburg und die Erzkämmerer-Würde, indem er zugleich um gnädige Belehnung bat.

Auf diese Rede, die weithin über den Marktplatz schallte, neigte der Kaiser gewährend das Haupt und nun erhob sich der Kanzler.

„Wir Sigismund von Gottes Gnaden, römischer König," las er mit deutlicher Stimme aus der entfalteten Bestätigungs-Urkunde, „bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen und jeden, die ihn sehen und lesen hören. Da wir seit der Zeit, wo wir zum römischen Könige erwählt wurden, allezeit erwogen haben, daß es uns und dem heiligen römischen Reiche unbequem sein würde, wenn die Zahl der sieben Kurfürsten, welche des Reiches vornehmste Glieder und dessen feste Stützen sind, unvollständig bleiben sollte, und weil wir den hochgeborenen Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Burggrafen zu Nürnberg, unsern lieben Oheim und Kurfürsten, in allen Sachen so redlich, fest, bieder, vernünftig und allezeit getreu erkannt und befunden, auch solche gute, ganze und unzweifelhafte Zuversicht zu ihm haben, daß wir zu Gott hoffen und vertrauen, er sei des betreffenden Kurfürstenthums der Mark, zu Brandenburg, seiner Kur und Zubehör wohl würdig, und möge sie auch redlich,

vernünftig und rechtlich ausrichten, verwesen und um uns und das Reich verdienen.

Darum, und um die vorige Zahl der Kurfürsten wieder zu erfüllen, und angesehen des heiligen römischen Reichs, dessen gewöhnlichen Hof wir jetzt in der Stadt zu Constanz bei dem heiligen Concilio halten, das daselbst in Einigkeit des heiligen Geistes versammelt ist, Ehre, Nutzen und Bestes, und auch des jetzt gemeldeten Friedrichs Redlichkeit, Festigkeit, Biederkeit und Vernunft, besonders aber seine willigen, unverdrossen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns und dem Reiche lange Zeit gethan hat, täglich thut, und künftig thun soll und mag, haben wir, als wir in unserer königlichen Majestät zu Constanz saßen, mit wohlbedachtem Muthe, gutem und einfältigem Rathe der nachbenannten, unser und des Reiches Kurfürsten, geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen, Edele und Getreue den vorgedachten Friedrich zu dem erwähnten Kurfürstenthum auserkoren, ihn auch dazu gefordert und berufen, und also ihm das Kurfürstenthum, die Mark zu Brandenburg mit der dazu gehörenden Kur und sonst mit allen und jeden Herrlichkeiten, Würden, Ehren, wie sie auch heißen mögen, nichts ausgenommen, wie denn das von uns dem Reiche zu

Lehen rühret, heute gnädiglich verliehen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und in bester Form, wie sich das gebühret, was wir ihm darum von Gnaden und Rechtswegen verleihen sollen, daß künftig er und seine Erben dieselbe zu Lehn haben, halten und besitzen sollen, von männiglich ungehindert, wie es der Kurfürsten und der vorgedachten Mark Lehn, Rechte und Herkommen erfordern. Auch hat uns der vorgedachte Friedrich die gewöhnlichen Gelübde und Eide darauf gethan, uns und dem Reiche getreu, gehorsam und gewärtig zu sein, und uns zu thun und zu dienen, wie ein getreuer Kurfürst des Reiches seinem rechten Herrn, dem römischen Könige und Kaiser, pflichtig zu thun ist, ohne alle Gefährde."

Der Kanzler hielt einen Augenblick inne. Amen — flüsterten die Märker, sie hatten mit lautschlagenden Herzen gelauscht, ob in der Urkunde etwa von einem Rückkauf die Rede sei, der sie dann wieder anderen Händen überliefert hätte, aber nichts davon, dem Zollerngrafen und seinen Erben gehörten sie, keinem Anderen.

Da sprach Sigismund: „Herr Kurfürst des heiligen Reiches, wollt Ihr das Vorgelesene beschwören?"

„Mächtiger König, gern!“ lautete Friedrichs Antwort.

Ein Priester legte nun dem Kaiser das Evangelium vor, der Kanzler las den Lehneid, den Friedrich nachsprach, indem er die Hand auf das Evangelium legte. Dann winkte der Kaiser Wicharden von Rochow, nahm ihm das Adlerbanner von Brandenburg aus der Hand und legte es in die Friedrichs. Mit leuchtenden Augen faßte es der, hielt es eine Weile fest in der Hand, während seine Augen wie betend nach oben schauten, dann reichte er es dem märkischen Ritter zurück.

Danach gab der Pfalzgraf dem Kaiser den Reichsapfel, dieser händigte ihn dem Kurfürsten ein, der ihn einen Augenblick hielt und dann zurückgab. Ebenso geschah es mit dem Banner Friedrichs, hei, wie die schwarz-weiße Fahne im Winde flog — und danach mit dem Schwert. Dazu schmetterten die Trompeten hell in den Frühlingsmorgen hinein; Heinz Wildenreuth aber verwandte kein Auge von seinem Kurfürsten; die Hoffnung einer neuen großen Zeit, kam über ihn, die alte Hoffnung der Jugend aller Zeiten.

Da winkte Herr Friedrich mit der Hand und wieder ward es stille. Der Kurfürst dankte dem

Kaiser in längerer wohlgesetzter Rede für die Belehnung; als er geredet, erhob sich Sigmund die Kurfürsten und Pfalzgrafen des Reichs, Friedrich in ihrer Mitte, traten ihm vor und geleiteten ihn unter Posaunenschall in seine Pfalz.

Auch die zweitausend Pferde, die auf dem Markte und in der St. Paulsgasse gehalten hatten, setzten sich jetzt in Bewegung; der Adel begab sich in seine Herbergen, so weiter nicht von Friedrich zu einem großen Mahle auf das Rathhaus geladen war. Auch der Kaiser erschien bei demselben, außer ihm 23 Fürsten, viele Erzbischöfe und Bischöfe — und 36 Grafen. Reichlich beschenkte Friedrich alle Spielleute und Dienerschaft, sodaß bald die ganze Stadt seines Lobes voll war.

Bei diesem feierlichen Mahle stand Heinz Wildenreuth hinter dem Sessel seines Herren, seine großen braunen Augen beobachteten scharf; anfänglich ging's ruhig und feierlich her, außer kurzen Trinksprüchen wurde wenig geredet, dann wurden die Schaugerichte bewundert. Eins davon ließ der Kurfürst als anstößig entfernen, obgleich mehrere der Herren höhnisch die Achseln zuckten, ob solcher Zimperlichkeit. Je mehr getrunken wurde, desto lauter wurde es an der

Tafel; man sagte den Deutschen nach, sie schauten gern tief in die Becher, aber die Italiener gaben ihnen nichts nach, und jedenfalls schrien sie viel lauter als die Andern. Die Franken schwatzten lustig, die Märker tranken stumm, aber die Köpfe begannen immer heißer zu werden; nur Herr Friedrich saß mit ernstem unbewegtem Angesicht an der Tafel, seine Gedanken weilten in der Zukunft, er fühlte, daß er und sein Haus zu Größerem berufen waren, darum war er einsam mitten unter dieser halbtrunkenen Gesellschaft, aus welcher sich der Kaiser schon längst entfernt hatte, während die geistlichen Würdenträger noch aushielten. Die Cardinäle waren nicht gekommen, weil sie nicht unter den Kurfürsten sitzen und diese ihnen keinen Platz über sich einräumen wollten.

Immer wilder ward es an der Tafel, die Stirn des Kurfürsten zog sich finster zusammen und endlich verließ er dieselbe. Heinz folgte ihm, aber an der Thür seiner Herberge winkte ihm Friedrich ab. Er wollte allein bleiben.

„Wahrlich," dachte Heinz, „es thut noth, daß eine andere Zeit kommt und andere Hände die Zügel des Reichs, der Kirche ergreifen; ist uns denn alle Scham' und Scheu abhanden gekommen?

Er hatte in den letzten Monaten so viel des Häßlichen gesehen, eine Mischung von Verfeinerung und Rohheit, daß er sich fast mitschuldig glaubte an den Sünden seiner Zeit, die ein Concil berief und eine Orgie feierte. Wie ein Schwan aus einer Heerde, häßlicher, giftgeschwollener Ungethümer, schien ihm sein Kurfürst hervorzuragen unter den Andern; sein Gerechtigkeitsgefühl verließ ihn ein wenig, denn es gab auch zu Costnitz brave Männer genug, freilich, darin hatte er Recht, an Friedrich reichten sie nicht heran und immer wieder sagte er sich „Nur vom Norden Deutschlands kann Deutschland das Heil kommen, nur von den Hohenzollern!

Er war aus dem Hause getreten, der Abend brach herein, und er überlegte eben, ob er seinen Schritt noch einmal nach der Stätte richten sollte, da er gestern mit dem Hussiten zusammengetroffen war. Der Mann hatte doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als ihm im Augenblicke klar geworden war, und er hoffte fest, ihn an derselben Stelle wieder zu treffen. Er hatte aber kaum den Entschluß gefaßt, noch einmal vors Thor hinaus zu gehen, als er sich am Arm gefaßt fühlte und in das weinglühende Gesicht eines in lange rosa und hellblaue Gewänder gehüllten

burgundischen Edlen blickte, den er schon vorher im Rathhaus bemerkt hatte.

„Gieb mir Deinen Arm, Knappe," redete der Burgunder den Franken an, „mein Gang ist nicht ganz sicher, führe mich in ein Badehaus, ich will mich abkühlen."

Am liebsten hätte sich Heinz geweigert; er hatte die Badehäuser bis jetzt vermieden, in denen es oft gewaltig wüst herging, und hatte es vorgezogen, im Bodensee oder im Rhein zu baden, aber an den Füßen des Burgunders glänzten die goldenen Sporen, der Knappe durfte dem Ritter den Gehorsam nicht weigern und zudem sollte er ihn ja nur ins Badehaus begleiten. Er litt es also, daß der Ritter sich auf seinen Arm stützte, und ging langsam mit ihm durch die Straßen, ohne zu bemerken, wie Doctor Helfer seinen Spuren folgte. Der hatte vom Fenster seiner Herberge aus den Wildenreuther gesehen, erkannte auch den Burgunder, als einen der tapfersten, aber wüstesten Männer, wie kam der tugendstolze Heinz in seine Gesellschaft und wohin gingen die Beiden? das mußte er ausfundschaften.

Seine Verwunderung stieg noch, als er Beide in ein Haus treten sah, das der ausgehängte

Büschel von Birken- und Eichenlaubreisern als Badestube kennzeichnete. Kopfschüttelnd trat er nach den Beiden über die Schwelle des Hauses, aus dem lautes Lachen und Becherklirren bis hinaus auf die Gasse schallte.

Zwölftes Kapitel.

Crucifixus.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht,
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.
Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben
Und hilft in Angst und Schmerz?
Geh zu dem Wunderstamme.

Novalis.

Während Heinz Wildenreuth den burgundischen Ritter durch die Straßen von Costnitz geleitete, kniete Bruder Conrad in der kahlen Zelle des Dominikanerklosters, die ihm als Wohnung angewiesen war, in eifrigem Gebet vor einem hölzernen Crucifix. Dies bildete den einzigen Schmuck des unwirthlichen Raumes und war offenbar aus der Hand eines Meisters hervorgegangen; nicht nur waren Hände, Füße und die Dornenkrone bis ins Kleinste hinein mit Sorgfalt aus-

gearbeitet, sondern es lag auch in dem geneigten Haupt ein so gewaltiger Ausdruck der Majestät und des Erbarmens zugleich, daß es in einem Augenblick erhob und erschütterte.

Mit gläubiger Inbrunst waren die Augen des Mönchs zu dem Kreuzesbilde erhoben — von dem Sturm der Hussiten gegen den Bilderdienst schien er nicht zu wissen, aber Niemand hätte behaupten können, daß Bruder Conrad seine Andacht an ein todtes Stück Holz richte. Mochten seine Augen auf dem von Künstlerhand gefertigten Christusbilde ruhen, seine Seele hob sich weit, weit darüber hinaus; sie weilte in der unsichtbaren Gemeinde, am Throne des Ewigen und flehte ihn an, Erbarmen zu haben mit seiner Kirche auf Erden, sie zu reinigen von ihren Flecken und ihr Männer zu senden, die todesmuthig den Kampf aufnehmen könnten, in dem Huß unterlegen war.

Immer glühender ward das Gebet des Mönchs, immer weiter entrückte er sich von der sichtbaren Welt, sodaß er nichts davon gewahr wurde, wie ein rascher Schritt sich hören ließ, eine rasche Hand seine Thür aufriß und Jemand in sein Gemach stürmte. Erst als ein lauter Schrei an sein Ohr drang, fuhr er auf, wandte sich um

und erblickte den Junker von Wildenreuth, der sich mit einem zweiten, noch entsetzlicher klingenden Schrei zur Erde warf, indem er das leichenblasse, ganz entstellte Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Junker, lieber Junker," rief Bruder Conrad erschrocken und beugte sich zu dem am Boden Liegenden nieder, „was ist denn geschehen?"

Heinz ließ eine Hand vom Gesicht sinken und starrte den Mönch mit unheimlich funkelnden Augen an, dann griff er in sein Gewand und zog ein kleines vergilbtes Elfenbeincrucifix heraus, das er dem Mönch in die Hand drückte, während seine blassen, zitternden Lippen flüsterten: „Nimm ihn, verbirg ihn, er war ja schon gekreuzigt, dürfen sie es zum zweiten Male thun?"

„Ach, mein lieber Heinz," sagte der Mönch, während er vergeblich den Versuch machte, den Junker aufzurichten, „der Herr wird alle Tage millionenmal gekreuzigt —"

„Ja, ja," stöhnte Heinz, „ich habe es eben gesehen!"

Er hatte sich soweit aufgerichtet, daß er sich auf seinen Arm stemmen konnte; die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht. Conrad goß Wasser aus einem steinernen Kruge in einen hölzernen Becher und reichte ihn dem Junker.

„Trinkt," sagte er freundlich, „es wird Euch ruhiger machen!"

Aber Heinz wies den Becher zurück. „Ihm gaben sie Essig zu trinken, als ihn dürstete, und er wußte nichts von Sünden; die Sünder müssen verschmachten, sie haben nichts Besseres verdient. Justitia, justitia," murmelte er, „wie hieß nur das andere Wort, ich hab's vergessen!"

„Junker, wo waret Ihr?" fragte der Mönch zitternd.

„In der Hölle," schrie Heinz auf, und auf seine Brust deutend, fügte er hinzu, „hier hat sie sich eingebrannt und es war die Hölle, denn wenn es Menschen, wenn es keine Dämonen waren so muß ich verzweifeln!"

Er hatte sich erhoben und sah mit wilden Blicken um sich, Bruder Conrad aber faßte ihn an der Hand und sagte mild: „Nicht so, mein lieber Junker, so darf ein Christ nie reden, ich hab' solche Stunden auch durchlebt, aber es ist Sünde, wißt Ihr denn nicht, daß es Einen giebt, der allen Schaden heilt!"

„Wüßtet Ihr, was mir begegnet ist," flüsterte Heinz, „Ihr würdet anders reden, soll ich Euch beichten?"

Bruder Conrad trat zurück. „Ich habe nicht das Recht, Beichte zu hören," sagte er leise.

„Was kümmert's mich," rief Heinz, „Ihr wißt, daß es einst erlaubt war, jedem Christen zu beichten, und Ihr müßt mich hören, mögt Ihr nun Beichte nehmen oder nicht, herunter muß es von meiner Seele oder es tödtet mich. Einst hab' ich einsam auf breiter Haide Gott gefunden jetzt die Sünde, die Sünde die durch alle Welt erbt, von Kind zu Kindeskind, und die uns die Himmels-thür schließt. Hört, was mir geschehen!"

Er theilte nun dem Bruder Conrad mit, wie er von dem burgundischen Ritter aufgefordert worden sei, ihn in einen Badestube zu führen.

„Auf der Schwelle des Hauses wollte ich ihn verlassen," fuhr er dann fort, „denn der laute Gesang, das Becherklirren sagten mir, daß wie gewöhnlich nach dem Bade von den Badenden, Männern und Frauen ein Gastmahl gehalten wurde. Ich hatte aber zu solchem Mahl keine Lust, der Ritter riß mich indessen mit sich fort und öffnete ohne Weiteres eine Thür. Sie führte auf einen niedrigen Altan, darauf stand eine lange Tafel, an der Männer und Frauen bei-sammensaßen. Blumen dufteten, Wein floß in Strömen, verbuhlte Lieder erklangen, Marmor-

stufen führten hinab zu einem Wasserbecken, in dessen heller Fluth die Badenden sich ergötzten, angesichts der tafelnden Gesellschaft auf dem Altan. Bruder Conrad, da ergriff mich erst ein Schauer, dann ein Ekel und dann faßte mich eine wilde Lust, es mit den Anderen zu halten. Da sah ich's die Stufen heraufsteigen und mir war's, als treffe mich ein Blitzstrahl, nackende Frauengestalten waren es und da oben saßen, Bruder Conrad," er schrie wieder gellend auf, „es waren Edelleute und Priester dabei, auf eines Priesters Brust sah ich dies Kreuz, da erfaßte mich's mit Entsetzen, mit Angst nnd Grauen, mir war's, als schwimme alles in Blut, als fließe dies Blut von dem Gekreuzigten hinab, als spräche seine Lippe: Umsonst bin ich gestorben, die Sünde ist mächtiger denn ich, Ihr seid verdammt, verdammt in Ewigkeit, Gott ist gerecht und Ihr seid verloren!"

Der Mann aber, auf dessen Brust das Kreuz also sprach, der streckte die Arme aus nach einem der Weiber, da konnt' ich den ungeheuren Frevel nicht mehr mit ansehen, mir war's, als donnere es über mir, als wollte die Welt zu Grunde gehen, ich rieß ihm das Kreuz von der Brust und stürmte davon. „Joseph, keuscher Joseph,"

riefen sie mir unter höhnischem Gelächter nach, mich aber riß es zu Euch, der Bruder Pförtner wies mir Zelle, nun Bruder Conrad, könnt Ihr mir wieder geben, was ich verloren, den Gott, den Vater der Menschen, sein Antlitz ist verhüllt, ich sehe nur Sünde und Schuld!"

„Ihr thatet ja nicht wie die Anderen," mahnte Conrad.

„Nein, ich that nicht wie die Andern," erwiederte Heinz, „aber meint Ihr, daß ich darum besser bin? Hat mich nicht auch die höllische Lust ergriffen, alle Zucht, Ehre und Ruhm zu vergessen, hab' ich nicht in dem Augenblick erkannt, daß unser Herz verderbt ist bis in seine tiefsten Tiefen hinein und daß Niemand uns von der Sünde erlöst —" „Als Einer," fiel ihm Bruder Conrad ins Wort, „Ihr nahmt ihn ja mit Euch fort, den Erlöser, den Sohn, der Euch wieder zum Vater führt. Heil Euch, daß Ihr die Sünde fühltet, in ihrer ganzen Macht, denn nur der Sünder wird erlöst, kennt Ihr ihn nicht den heiligen Namen des Erlösers?"

„Jesus," sagte Heinz von Wildenreuth ganz leise und demüthig, der einst so freudig gerufen hatte: „Gott!" dann strich er sich mit der Hand

über die Stirn und rief aufwallend: „Ja, er ist es, er muß sein, sonst müßten wir verzweifeln!“

„Die Gerechtigkeit verdammt uns, die Gnade erlöst uns,“ sprach der Mönch in tiefem Ernst, „es ist Alles nur Gnade.“ Sie legten Hand in Hand und beteten mit einander; stiller ward es in des Junkers wildaufgeregter Seele, der da gefunden hatte, wo er glaubte verloren zu haben.

„Seht, Junker,“ nahm Conrad nach langer Pause das Wort; „es hat auch in mir gestürmt, wie in Euch und auch mir ist erst geholfen worden, als ich meine Sünden erkannte, als ich einsah, daß Alles Gnade ist, und ich meine, damit kommen wir auch drüben durch. Was hilft alles Streiten um die Wahrheit, die Hauptsache ist doch: Wir sind arme Sünder und werden aus Gnaden selig! Sie nennen's eine ketzerische Lehre, aber wer einmal gefühlt, daß er ein armer Sünder ist, der weiß es, sie ist wahr!“

Er hatte die letzten Worte nur flüsternd gesprochen und Heinz nickte stumm; Conrad aber flüsterte weiter: „Den Vater, den Schöpfer, hast Du gefunden auf einsamer Haide, den Erlöser, den Sohn, inmitten der sündigen Welt, achte darauf, daß Du auch das Dritte findest, den heiligen Geist, den Tröster!“

„Ich las von ihm," sprach Heinz langsam, „aber dunkel ist mir sein Wesen."

„So suche nach ihm und harre, bis es hell um Dich wird," mahnte Bruder Conrad.

Die furchtbare Aufregung und Spannung, in der Heinz sich befunden hatte, ließ allmählich nach, jetzt trank er auch das Wasser, welches er vorhin zurückgewiesen hatte. Seine Augen blickten stetiger, er setzte sich auf das ärmliche Lager des Mönchs und fragte: „Ihr habt mir ein Wort gesagt, das ich nie vergessen werde, von dem aus Gnade selig werden, sagt mir nun noch, steht es auch in der Bibel, daß ich's daheim suchen kann?"

„Freilich steht es darin," entgegnete Bruder Conrad vorsichtig, „lies mit Fleiß und Andacht den Römerbrief St. Pauli, ich sag' Euch, das ist ein unvergleichlich Kleinod und wird der mal erst dem armen Volke recht ausgelegt, dann wird es anders stehen um die Christenheit auf Erden!"

„Der Brief an die Römer," wiederholte Heinz, um sich's recht einzuprägen.

Aber ihrem Gespräch hatten die beiden jungen Männer, denn Bruder Conrad war ja kaum fünf Jahre älter als der Knappe — ein leises Klopfen

an der Thür der Zelle überhört, das sich jetzt etwas lauter wiederholte.

„Vielleicht ein Bruder," meinte Conrad, „dann hütet Eure Zunge, denn die Dominicaner von Constanz sind ganz gewaltige Ketzerrichter, wie Ihr wißt."

„Wie alle Dominicaner," sagte Heinz verächtlich.

„Nicht alle," widersprach Conrad, „der selige Albertus Magnus und der Vater Tauler waren auch Dominicaner." Bei den letzten Worten hatte er die Thür geöffnet, ein Mann in schwarzen, weltlichen Gewändern stand davor; seine scharfen Züge hatten nichts Einnehmendes, sein Gesicht war blaß.

„Der Junker Heinz von Wildenreuth ist bei Euch, ehrwürdiger Bruder," redete er den Mönch an, „ich möchte demselben einige Worte sagen."

Beim Klang dieser Stimme fuhr Heinz auf.

„Warum spürt Ihr mir nach?" rief er, „ich sagte es Euch schon, daß ich nichts mit Euch zu schaffen habe, und in dieser Stunde seid Ihr mir unwillkommener denn je."

„Aufrichtig seid Ihr immer gewesen, Junker," erwiderte der Doctor Helfer und das alte höh= Lächeln zuckte um seinen Mund, im nächsten

Augenblick war es verschwunden und mit dem tiefsten Ernst sagte er: „Ihr habt Recht, mich also zu behandeln, Junker, und bis vor wenig Stunden nahm ich mir das Recht, Euch dafür zu hassen und auf Euren Schaden zu sinnen. Seitdem ist das anders geworden, ich hasse Euch nicht mehr, ich sinne nicht mehr auf Euren Schaden, ich hab' Hochachtung für Euch, Ihr habt mich beschämt."

Verwundert hörte ihn Heinz an; wo hinaus wollte der alte Versucher?

„Wenn das wahr wäre, so würdet Ihr mich doppelt hassen," erwiderte er geringschätzig.

Der Rechtsgelehrte biß sich auf die Lippen. „Ganz so klein und schlecht, wie Ihr glaubt, bin ich denn doch nicht," entgegnete er, „wißt, daß ich Euch folgte, als Ihr mit dem Ritter von Permeller die Badestube betratet, ich sah Euer Erröthen und Erbleichen, ich sah, wie Ihr den Abt von Trzencl, dem glattgäugigen Polen, das Kreuz von der Brust rissет, da schlug's wie ein Blitz vor mir nieder und ich sagte mir: Er hat Recht, unerhörter Frevel geschieht hier, doppelt unerhört, da Priester daran sich betheiligen, die nicht einmal das Bild des Gekreuzigten von sich thun, ehe sie sich in den Pfuhl der Schande

stürzen. Meine eigene Sünde stand auf einmal riesengroß vor mir, auch ich hatte Euch einst schwer versuchen lassen, in Zorn und Ekel wandtet Ihr Euch ab, heut thatet Ihr's zum zweiten Mal und wie sie Euch höhnend nachschrien, da wachte in meiner Brust etwas auf, für Euch, das ich lange nicht mehr gefühlt habe, ich glaube, zum letzten Mal, als sie meinen jüngsten Bruder, er starb im achtzehnten Jahr, zu Grabe trugen."

Wider seinen Willen fühlte sich Heinz bewegt, obgleich noch nicht alles Mißtrauen gegen Helfer in seiner Brust geschwunden war.

„Seid Ihr nur gekommen, um mir das zu sagen?" fragte er argwöhnisch. Er hatte Helfer im Verdacht, daß dieser ihn gewinnen wolle, um durch ihn die Gunst des Kurfürsten wieder zu erlangen.

„Nein," antwortete Jener, „der Pole bat mich, Euch nachzueilen und ihm sein Kreuz wiederzuschaffen; er sagt, es sei sein Talisman und Unglück drohe ihm durch seinen Verlust."

„Aberglauben, sündlicher Aberglauben," murmelte entsetzt Bruder Conrad.

„Ich habe keine Lust, ihm das Kreuz wiederzugeben," erwiderte Heinz langsam, „er profa-

nirt es nur — und doch, es ist sein Eigenthum!"

„Zwingen wird er Euch nicht zur Herausgabe," lächelte Helfer, „verklagen kann er Euch auch nicht, denn ich fürchte, es kostet ihm seine Würde, erfährt sein Bischof, wie er es eingebüßt hat."

„Und doch — es ist sein Eigenthum," wiederholte Heinz und legte es zögernd in Helfers Hand, „sein Eigenthum," sagte er noch einmal, mir ward es der Wegweiser zu Ihm, den es darstellt."

„Und eben, weil es doch nur sein schwaches, vergängliches Abbild ist," sprach der Bruder Conrad, „so gebt es hin und drückt dafür den Unsichtbaren, Unvergänglichen tiefer in Euer Herz!"

Heinz neigte das Haupt wie bejahend. Helfer sah verwundert bald ihn, bald den Mönch an, dessen Sprache ihm unverständlich dünkte; dann trat er noch einmal auf Heinz zu: „Wollt Ihr mir die Hand reichen, Junker," sagte er, „und meiner hinfort in Frieden gedenken?"

Heinz erfüllte mit leisem Widerstreben seine Bitte, dann fragte er: „Wohin wendet Ihr Eure Schritte?"

„Ich will zum heiligen Grabe pilgern," ent-

gegnete Helfer, „und wenn ich heimkehre, will ich meiner alten Herrin Justitia besser dienen als vorher, mehr zu ihrer, als zu meiner Ehre!“

Jetzt war die letzte Spur eines Verdachtes aus der Seele des Junkers geschwunden; Gottes Finger hatte wirklich an das Herz dieses Mannes gerührt und er hatte es während seines Aufenthaltes in Costnitz schon ein paar Mal beobachtet, daß besser Geartete ganz plötzlich umgekehrt waren auf ihren Wegen, ob für immer, wußte Gott allein, aber auffallend waren solche Erscheinungen nicht in jenen Tagen. Ganz im Geist derselben war die Pilgerfahrt des Doctors und ausgesöhnt mit dem schlimmen Versucher streckte ihm Heinz noch einmal freiwillig die Hand hin. Dann trat er ihm näher und fragte leise: „Herr Doctor, was ward aus Dorothea?“

Helfer zuckte zusammen. „Was fragt Ihr nach ihr!“ murmelte er; „um ihretwillen hab' ich Euch gehaßt, Ihr stahlt mir ihr Herz und stießet sie rauh von Euch!“

„Ich konnte nicht anders,“ flüsterte Heinz, „ich hab' schwer daran getragen, daß ich von einem Weibe einen Dienst annahm, und es dann hart anließ. Wißt Ihr von ihr?“

„Sie büßt im Kloster der Reuerinnen zu

Nürnberg," antwortete der Doctor, „sie nennen sie eine Heilige, ich war Euch gram drum, vielleicht danke ich's Euch noch!"

Wie eine schwere Last wälzte es sich von des Junkers Seele, nicht in Scham und Zorn brauchte er mehr an seine Befreierin zu denken und so schied er mit leichtem Herzen von dem Doctor.

Als er wieder allein war mit dem Mönche, sagte er hochaufathmend: „Das war ein Tag, desgleichen in meinem Leben nicht mehr wieder kommen wird; in die Tiefe war ich hinabgestürzt und in die Höhe bin ich gehoben worden, Conrad, von heute an ändere ich meines Hauses Wahlspruch und setzte Clementiam vor Justitiam, denn sie ist doch viel größer und herrlicher."

„Ich kenne nur noch sie allein," — sagte Bruder Conrad, „Ihr freilich steht noch in der Welt und da braucht's auch der Justitia noch recht sehr; der Klosterbruder denkt nur noch an die Gnade. Nun aber lebt wohl, mein lieber Junker, die Glocken rufen zur Complete, vielleicht sehen wir uns daheim im Frankenlande wieder, vielleicht drüben, wie Gott will, ich bet' für Euch, daß Euch der Erlöser nie aus Herz und Sinnen kommen möge und daß Euch bald der Tröster erscheine."

Unter dem Geläut der Glocken verließ Heinz das Dominikaner-Kloster, in dem Huß Gefangenschaft und er die Freiheit gefunden hatte. Aber nicht in die Herberge ging er, sondern hinab an den Rhein.

Leise, leise floß er dahin, der jugendliche Strom, in seinen grünen Wellen spiegelte sich der Mond, tiefer Friede lag über der sündigen und doch erlösten Welt, dem Junker war es, als sähe er das Kreuz von Golgatha aufsteigen aus dem Flusse und die ganze Welt überstrahlen mit sonnigem Glanz. Da fiel ihm ein altes Kreuzfahrerlied, das ihm als Kind ein Pilgersmann gelehrt hatte, und leise betete er:

Der durch sein theures Blut uns machte frei,
Und nicht den schnöden Banden wollte wehren,
Der Kreuz'gung nicht, noch Dornenkron', er sei
Geneigt, uns seine Hülfe zu gewähren,
Daß an dem jüngsten Tag beim Strafgericht
Gott unsrer Sünd' und Schuld gedenke nicht,
Vielmehr uns führe froh zum Paradiesesschimmer!

Dreizehntes Kapitel.

Blond und Schwarz.

Auf den Schnee, auf den Schnee
Folgt der grüne Hoffnungsklee,
Wenn der Winter ist vergangen,
Sollen neu die Blümlein prangen,
Solches ist der Christen Spiegel.
Auf den Schnee
Folgt der grüne Hoffnungsklee.

Volkslied.

Es war Frühling, warmer, leuchtender Frühling, auch in Mark Brandenburg, auch auf der Haide. Die Kiefern brauchten zwar kein grünes Kleid anzuziehen, denn sie hatten überhaupt kein anderes, aber sie verstatteten der Sonne, es tags über mit goldenen Säumen zu verzieren. Drunten am Boden grünte und sproßte es, spärlich zwar, aber es waren doch Grashalme und Blümlein, zwischen denen Bienen summten und Schmetterlinge gaukelten; hie und da ließ sich auch ein Vogel hören, im Sumpfe quakten die Frösche

und klapperten die Störche; lustig plauderten die Wasser, an denen nirgends Mangel ist in Mark Brandenburg, die Seen glichen blauen Spiegeln und der Sand glänzte schier blendend im Strahl der Mittagssonne.

Sehr verschieden war das Bild, welches heut die Haide darbot, von jenem, das sie Heinz Wildenreuth gezeigt hatte, als er zum ersten Male diese Straße gepilgert war. Wieder kam er sie heut daher gezogen, über Jahr und Tag, nachdem der Kaiser Sigismund zu Constanz Herrn Friedrich von Nürnberg als Kurfürst der Mark investirt hatte. Wie damals ging der Junker zu Fuße, er hatte Pferd, Knecht und Gepäck geradewegs von Buch aus nach Tangermünde gesendet; er selbst war dann rüstig zu Fuße weiter gewandert und näherte sich nun dem Haidehause von der entgegengesetzten Seite wie vor anderthalb Jahren.

Schon sah er's vor sich liegen, das Haus hatte sich nicht verändert, aber es machte einen freundlicheren Eindruck, weil nicht Schnee und Eis es umstarrten, sondern der Lenz auch um das alte Haus seinen verklärenden Glanz warf. Je näher aber Heinz Wildenreuth dem Hause kam, desto langsamer wurde sein Gang. Oft

genug hatte er sich das Wiedersehen ausgemalt, würde es so sein, wie er's gedacht hatte? Der Knappe hatte genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß Lieb und Haß, Freundschaft und Feindschaft gleich schnell wechseln, würde ihn Wilfriede so freundlich empfangen, wie sie ihn entlassen hatte? Er wußte es genau, daß es ihm weh thun würde, wenn sie eine Andere war als damals, es verlangte ihn wieder nach den stillen Stunden von ehedem, er sehnte sich nach ihrer Stimme, nach den tiefen, schönen Augen. Wenn er das nun Alles nicht wiederfand? Er blieb eine Weile stehen, da war's ihm, als vernehme er das Gebell seiner Freunde Iron und Garlei, hastig schritt er bis zum Thor, diesmal aber sprang er nicht über den Zaun, sondern rief die beiden Hunde bei Namen.

Da hörte er einen hellen Schrei, im nächsten Augenblick wurde der Riegel des Thores fortgeschoben, es flog auf, da stand Wilfriede und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ich erkannte Eure Stimme," rief sie und ihre Augen schimmerten feucht, „so kommt Ihr doch wieder? So habt Ihr meiner doch nicht vergessen!"

„Nein, Wilfriede," jauchzte er auf, „und Ihr seid die Alte geblieben!"

„Sogar noch ein gut Theil älter geworden," entgegnete sie und sah mit glücklichem Lächeln zu, wie er das Thor schloß, während die Hunde, die ihn jetzt erkannt hatten, freudig bellend an ihm emporsprangen.

Er warf einen prüfenden Blick in ihr Antlitz, als er mit seiner Arbeit fertig, ja, sie sah älter und müder aus, als sie vor seinen geistigen Augen gestanden hatte, „ich glaube, Ihr habt das Lachen wieder verlernt, seit ich hier war," sagte er, „nun, es soll schon wieder kommen."

„Ihr seid jünger, strahlender und fröhlicher denn je," entgegnete sie, „ein wenig brauner und männlicher seid Ihr geworden, aber es steht Euch gut."

Sie hatte Recht, Heinz Wildenreuth sah stattlicher und gereifter aus als vor anderthalb Jahren, um seine Lippen aber spielte das fröhliche Lächeln, in seinen Augen glänzte die Heiterkeit früherer Zeiten, wer aber genau zusah, der fand wohl auch eine leise Spur von den gewaltigen Kämpfen, welche die Seele des jungen Mannes erschüttert hatten.

„Kommt hinein," sagte Wilfriede, „und rastet

wieder an meinem Herd, die Mutter findet Ihr nicht mehr; der letzte Winter nahm sie hin, sie ruht im nächsten Kirchdorf in geweihter Erde. Als wir sie begruben, trat ich zum ersten Mal seit langen Jahren wieder unter Menschen; ich kannte Niemanden und Niemand kannte mich. Da ging ich wieder in meine Einsamkeit!"

Heinz wußte, daß Wilfriede oft lange nicht sprach, wenn Wirich einsam in seiner Kammer blieb und sie nicht zu sich ließ, daß sie sich dann aber für ihr Schweigen auch gern entschädigte und froh war, wenn ihr nur Jemand zuhörte. Deshalb ließ er sie sprechen, die Reihe mußte ja auch an ihn kommen und er wußte, daß auf der anderen Seite Niemand anmuthiger zuzuhören verstand als Wilfriede.

Drinnen war Alles unverändert, nur daß die alte Frau fehlte; aber da lehnte Wilfriedes Rocken, dort lagen die Steine, noch um einige vermehrt, nur brannten keine Lichter und auf dem Herde loderte keine Flamme, sondern die Fenster waren weit geöffnet und durch dieselben hindurch sah man auf den See, auf dem sich gelb und weiß die Wasserrosen wiegten.

„Wollt Ihr Eure alte Kammer wieder haben?" fragte Wilfriede.

„Heut nicht," wehrte er ab, „nur ein paar Stunden kann ich rasten, ich komme mit einem Briefe meines Herrn an seine Gemahlin, und nehme den Umweg über Quetzborn nur, um Euch zu sehen. So viel hab' ich wahr und wahrhaftig noch für kein Weib gethan!"

„Schad', daß ich nicht zwanzig Jahre jünger bin," lachte sie, „dann könnte mich's eitel machen."

Er freute sich, daß sie lachte, sie sah dann immer wenn auch nicht zwanzig so doch zehn Jahr jünger aus.

„Zwanzig ist ist doch ein Bischen viel gesagt," widersprach er ebenfalls lachend, „Ihr müßt auch nicht immer thun als wäret Ihr eine uralte Frau!"

„Alt genug wär' ich, um eine bessere Wirthin zu sein," unterbrach sie ihn, „jetzt muß ich für Euch kochen, daß Ihr mir nicht hungrig von dannen geht. Geschlachtet wird kein Huhn und keine Ente. Euer Kommen ist ein Freudentag, da tödte ich kein Thier."

„Hätt' Euch nicht für so weichmüthig gehalten!"

„Bin's auch nicht, aber soll denn jeder Freudentag der Menschen ein Trauertag für die stumme Creatur sein? Ich sag', wer so einsam lebt wie

ich, der statt Menschen nur Thiere um sich hat, der lernt sie verstehen; es liegt im Auge des Thieres eine Sehnsucht, wie nicht in dem vieler Menschen."

Sie ging geschäftig hin und her, Heinz aber zog ein buntes Blatt und ein hölzernes Bildwerk aus seinem Gewande. „Seht, Wilfriede, das Blatt hab' ich Euch gemalt," sagte er in seiner gewinnendsten Weise, „und die heilige Jungfrau hat ein Nürnberger geschnitzt, den ich zu Constanz mit seinen Waaren fand."

Wilfriede trat an den Tisch; sie faltete die Hände vor dem kleinen Marienbilde, das sehr schön ausgeführt war. Trauernd war das nicht mehr jugendliche Haupt zur Seite geneigt, ein Schleiertuch beschattete die Stirn und war dann in weichen Falten um Hals und Brust gelegt. Wunderbar ergreifend war der Ausdruck von heißem Schmerz und tiefer Ergebung in dem Antlitz.

„Mag mir's die Heilige verzeihen," flüsterte Heinz, „aber sie erinnerte mich an Euch, ich konnte mich nicht von ihr losreißen."

„Lästert nicht," bat Wilfriede sanft, „ich danke Euch, daß Ihr so treu in der Ferne meiner

dachtet, aber vergleicht mich nicht mit der Heiligen, ich bin nur ein sündiges Menschenkind!“

Dann fiel ihr Auge auf das bunte Blatt „Das ist der Rheinstrom,“ erklärte Heinz, und das soll die Stadt Constanz sein, wo mir Unheil und Heil wiederfahren, nicht in gleichem Maße, denn das Heil war größer.“

Die Malerei des Knappen war kein Kunstwerk, aber Wilfriede nahm es für ein solches; sie begriff nicht, wie eine Manneshand, eine schwertgewöhnte Hand, das hatte schaffen können, und sie sah fast ehrfürchtig zu dem jungen Franken empor.

Dann wandte sie sich wieder dem Herde zu und nach kurzer Zeit stand die dampfende Biersuppe vor Heinz auf dem Tische.

Er aß tapfer, blickte aber zuweilen durch das Fenster auf den See hinüber, ein Kahn schwankte auf demselben und darin standen eine Mann und eine Frau, beide im rüstigsten Alter.

„Wer sind die?“ fragte er erstaunt.

„Der Hans und die Anne,“ entgegnete Wilfriede, „der alte Eusebius wird doch gar zu hinfällig; als wir die Mutter begruben, trugen sie sich mir zum Dienst an, sie sind Hörige des

Quetzborners, aber er hat ihnen die Erlaubniß gegeben, mir zu dienen. Er denkt immer noch an alte Zeiten."

Es wollte Heinz dünken, als sei der roth-haarige Dedo eine Art von Schutzgeist für Wilfriede, ohne daß diese es merkte und wußte; er hütete sich auch, ihr etwas davon zu sagen, aber es war ihm lieb, daß er noch Jemand um sie wußte, außer dem hinfälligen Eusebius und dem kranken Wirich, denn der Hans und die Anne sahen aus, als nähmen sie es mit dem Stärksten auf.

Mit Befriedigung vernahm es Heinz, daß Wilfriede seit dem Tode der Mutter auch wieder die Kirche besuchte.

„Der Vater Appollonius ist mild wie ein Engel," sagte sie, „und mir ist wohler, seit ich wieder Gottes Wort höre, aber schwer ist mir's geworden, Wirichs Zorn deshalb zu besänftigen. Ich weiß wohl, es ist draußen viel Streit um die Wahrheit, aber soll ich ohne Kirche sein, bis er ausgefochten ist? Vater Appollonius kümmert sich auch nicht darum, er sagt: Ich gehorche meinen Oberen, und mir sagt er: bereue Deine Sünden, thue Gutes und vertraue auf Gott! Heinz, ich habe jahrelang ohne Kirche gelebt, es ist das elendeste Leben, das wir auf Erden führen

können, und darum sage ich: lieber eine schlechte, eine irrende Kirche, als gar keine!“

Heinz nickte. „Ich will Euch nachher erzählen, was mir begegnet,“ sagte er, „zwischen Essen und Trinken hinein will mir das Reden davon nicht richtig scheinen.“

„Freilich nicht,“ sagte Wilfriede, „und zudem hab' ich hier noch etwas besonders Gutes für Euch!“

„Bin neugierig, was das sein mag,“ meinte Heinz, „kocht es doch schon über eine Stunde da auf dem Herd und ich sah Euch nicht davon nehmen noch dazu thun.“

„Habt Ihr wieder zehn Dinge auf einmal gesehen?“ lachte sie, „ich glaube, Ihr seht nächstens durch ein eichen Brett hindurch, Gott erhalte Eure hellen Augen.“

Sie setzte mit den letzten Worten eine thönerne Schüssel auf den Tisch, in der lagen eine Anzahl Eier seltsam grünlich anzuschauen, mit bräunlichen Flecken und kleiner als Hühnereier.

„Was ist das?“ fragte Heinz erstaunt.

„Kibitzeier,“ rief Wilfriede stolz, „versucht sie einmal, Junker, die habt Ihr kaum in Franken, denn nur in sumpfigem Röhricht legt der Kibitz

seine Eier und nicht leicht sind sie zu finden. Die habe ich selbst gesucht."

Vorsichtig löste sie die dünne Schale und legte dann dem Junker das Ei auf den Teller. Wie in Glas gesetzt schwamm das gelbe Dotter in der durchsichtigen Masse, die nicht weiß, wie bei anderen Eiern, sondern licht grau war. Heinz Wildenreuth versuchte das Ei und bat sich sofort ein zweites aus.

„Ich will Euch etwas sagen, Wilfriede," nahm er dann das Wort, „wenn Mark Brandenburg noch mehr so köstliche Dinge hat, dann werden die Franken sie nun und nimmer aufgeben."

Ein Schatten flog über ihre Stirn. „Die Mark hat viel Köstlicheres," sagte sie ernst, „was ihr Bestes ist, das haben die Franken noch nicht entdeckt, vielleicht ahnt's die Kurfürstin, weil sie so unentwegt aushält auf dem Platze, an den sie ihr Gemahl gestellt hat. Aber trüber denn je sieht's aus hier zu Lande und leider Gottes ist es nicht der Franken Schuld, — aber auch nicht der Märker," setzte sie rasch hinzu, „es sind Mecklenburger, Sachsen, Pommern, welche die fürstliche Frau bedrängen, wahrlich ihr Muth läßt sie mich weniger hassen!"

Solches Lob seiner Kurfürstin behagte dem fränkischen Junker ganz gewaltig.

„Und nun laßt uns an den See miteinander gehen, Wilfriede," nahm Heinz das Wort, als er gesättigt war, „an den See wie damals."

„Aber heut' machen wir keine Schneeballen," meinte sie, „ich will versuchen, ob ich noch einen Strauß oder einen Kranz binden kann."

Sie rief nach der Anne, die inzwischen mit ihrem Mann zurückgekommen war, — sie hatten nach der Kuh gesehen, die jenseits des Sees auf der Weide war — und hieß ihr die Küche wieder in Ordnung bringen; dann schritt sie mit Heinz hinaus an den See.

Droben am Fenster stand Wirich, kränker und finsterer anzuschauen denn je; er erkannte den Wildenreuther auf der Stelle und murmelte: „Ist er wieder da, ich hoffte, er würde den Weg hieher vergessen; sei's drum, ich will auch das ertragen um Wilfriedes willen! Kann ich es doch auch ertragen, daß sie wieder zur Messe geht!"

Hart am Rande des Sees saßen Wilfriede und Heinz; sie hatte von den spärlichen Blumen der Haide so viel gepflückt, als sie vermochte, vor allen Dingen aber hatte sie von einem kleinen

Wiesenfleck eine Menge leuchtender Butterblumen gebrochen und begann aus ihnen einen Kranz zu winden. Der Aprilwind spielte mit ihrem blonden Haar und zerrte unter dem weißen Schleiertuch ein Löckchen nach dem andern hervor, das sie vergeblich aus der Stirn zu streichen versuchte. Jetzt sah sie der hölzernen Madonna aus Constanz gar nicht ähnlich und Heinz verlor sich nach alter Weise einmal wieder so in ihren Anblick, daß er ganz vergaß, was er ihr hatte erzählen wollen, bis sie selbst ihn daran mahnte.

„Von Unheil und Heil wollet Ihr reden, Heinz," sagte sie, „wolltet mir sagen, wie es gekommen, daß Eure Augen leuchten können, wie die eines Kindes, und doch ernst zugleich blicken, wie die eines Mannes; wahrlich Ihr seht aus, wie Einer, dem alle Lasten von der Seele gefallen sind."

„So ist's auch, Wilfriede," erwiderte er ernst, „die Lasten sind mir abgenommen, und eine Fröhlichkeit hab' ich gewonnen, wie nie zuvor, wißt Ihr wodurch? Dadurch, daß mir klar wurde, ich sei ein armer Sünder."

Sie blickte fragend auf und hielt inne in ihrem Kranzwinden. Da erzählte er ihr leise, wie wenn er in der Kirche sei, von Allem, was

zu Costnitz geschehen, und sie lauschte mit angehaltenem Athem. Als er geendet, schwieg sie lange, als suche sie auch für ihre Seele Nutzen aus dieser Unterredung, endlich sprach sie langsam in eindringlichem Ton: „Ihr habt Recht, mein Heinz, Euch ist ein großes Heil widerfahren, aber Ihr müßt es auch festhalten und werdet dafür zu kämpfen haben Euer Lebenlang.“

„Wie ein Ritter will ich dafür einstehen, so wahr mir Gott helfe, mein Lebenlang,“ rief der junge Knappe begeistert.

„Auch die Fröhlichkeit wird nicht immer bleiben, Heinz,“ fuhr sie fort, „trübe Stunden und Anfechtungen werden kommen, Gott gebe, daß sie alle vorübergehen und daß die Sonne immer wieder durchbreche!“

Er wußte es schon, wenn sie auch einmal lachte und fröhlich war, der Ernst gewann doch bald wieder die Oberhand; bei ihm war's umgekehrt, es schien, als sei die frohe Laune in ihm nicht zu ertödten.

„Jetzt aber ist's genug gerastet,“ rief er aufspringend, gerade als sie ihm den goldig leuchtenden Kranz aufgesetzt hatte, der gar nicht übel ließ zu seinem braunen Lockenhaar, „meine Pflicht ruft mich zu meiner Herrin!“

Heut begleitete sie ihn nicht und ihr Antlitz sah nicht traurig aus beim Abschied.

„Nun Ihr einmal den Weg wiedergefunden habt zu mir," sagte sie mit ihrem süßen Lächeln, „nun weiß ich, daß Ihr ihn auch weiter findet."

„Ade, Du süße blonde Frau," entgegnete er übermüthig, und drückte den Kranz fester ins Haar, „seltsam, alle Frauen, die ich verehrt, meine Mutter, meine Herrin, und Ihr, sie sind alle blond, möchte wohl wissen, wenn ich überhaupt ans Freien dächte, ob ich eine heimführen könnte, die dunkles Haar hätte!"

Sie lachte, und so schieden sie lachend, ganz anders wie damals im Winter. Lange winkte sie ihm noch mit ihrem Blumenstrauß, dem ersten, den sie seit Jahren gepflückt, denn oft noch wandte er sich um und lange sah sie noch den gelben Kranz durch die Kiefern schimmern.

Heinz schritt rüstig dahin, das Wiedersehen mit Wilfriede hatte ihn freudig bewegt, der Zauber, den sie auf ihn ausübte, war noch stärker geworden, er summte ein Lied vor sich hin, ein Frühlingslied Meister Reinmars des Alten:

Ich sah so schön und wonniglich
Die Haide mit den Blumen roth,
Das Veilchen ist so inniglich,
Die Nachtigall hat ihre Noth
Wohl überwunden, die sie zwang.
Zergangen ist der Winter lang,
Das zeigt ihr Sang.

Nun war zwar hier auf märkischer Haide weder viel von Veilchen noch von Nachtigallen zu spüren, aber wer dämpft deutsche Lust an Frühlingsliedern, mag der Lenz auch noch so kurz sein!

Je mehr sich Heinz der heißen Quelle und dem großen Steine unter dem Weidenbaume näherte, desto stiller ward er, und endlich verstummte er ganz.

Heut bedeckte kein Schnee die Vertiefung im Steine, und am Rande der Quelle blühten wirklich die Veilchen, von denen er vorher gesungen hatte. Wie damals kniete er nieder und betete für die Seele seines Vaters, dann nahm er langsam den Kranz vom Haupte und legte ihn auf den Stein. Er wußte, daß Wilfriede am andern Tage hierher gehen werde, sie hatte ihm gesagt, sie gehe alle Sonntage hierher und bete für seines Vaters Seele, dann sollte der Kranz sie

von ihm grüßen. Mit raschen Schritten wanderte er nun Quetzhorn zu; der Junker war daheim und erbot sich ihm ein Pferd zu leihen, damit er schneller nach Tangermünde komme, war auch bereit, ihn zu begleiten. Heinz fragte nach seiner Schwester und der riesige rothhaarige Junker erröthete wie ein Mädchen, meinte aber dann, sie sei wohlauf, und flüsterte dem jungen Knappen schließlich ins Ohr, sie würden im Sommer Hochzeit machen. Da drückte Heinz die Hand des Quetzers und wünschte ihm Glück.

Nach einem tüchtigen Satteltrunk ritten dann Beide gen Tangermünde; Quetz beantwortete kurz die Fragen seines Begleiters und fügte noch hinzu: „Hat sich die Frau Kurfürstin, da sie von Franken wiederkam, so ein Stücklein Nürnberger Tand von einem Frauenzimmer mitgebracht, das all' unsern Mannsleuten die Köpfe verdreht und neben Eurer Schwester doch aussieht, wie ein Haidekräutlein neben einer Lilie!“

Einer Antwort sah sich Heinz überhoben, denn sie waren jetzt bis an die Elbe gelangt, und im Abendsonnenschein lag Tangermünde vor ihnen.

Auf der Elbe zogen große Kähne ihre Straße, sie brachten hauptsächlich Tangermünder Bier,

Kuhschwanz geheißen, nach Hamburg. Nach der Wasserseite hin schloß eine Mauer die Stadt ab, lustig drehten zwei Schiffmühlen auf der Elbe ihre Räder, und der Thurm von St. Stephan ragte in den rosiggefärbten Abendhimmel hinein. Die Ufer der Elbe waren auf beiden Seiten mit allerlei Busch und Strauchwerk bestanden, wo sie nicht in Wiesen und Weideland umgewandelt waren, von dem eben das Vieh heimgetrieben wurde.

Die beiden Reiter saßen ab und leiteten ihre Thiere sorglich auf die Fähre, die eben vom jenseitigen Ufer herüber gekommen war, denn sonst hätten Jene noch eine geraume Weile warten können. Einen Weißpfennig warf Quetz dem Fährmann zu, der dafür dankend an seiner Kappe rückte. Dann saßen beide Junker wieder auf, und ritten im Trab der Burg zu. Die Stadt blieb zu ihrer Linken liegen.

Von Wall und Graben war die Burg umgeben, die der kluge Kaiser Karl IV. sich zu Tangermünde hatte erbauen lassen, für die beiden Ankommenden, die der Thurmwächter erkannte, wurde rasch die Zugbrücke niedergelassen und schon im Hof sahen sich Beide von allerlei guten Freunden umringt.

Da flog plötzlich etwas Weißes aus der Thür einer großen Halle und gerade auf Heinz zu, ein Kind schien es ihm in weißen Kleidern, hinter ihm sauste lustig Prinz Friedrich her und rief dem Junker zu: „Halt sie fest, laß sie nicht durch, Heinz!“

Heinz fühlte seine Augen feucht werden darüber, daß der noch nicht ganz sechsjährige Prinz ihn auf der Stelle wieder erkannt hatte, und lachend hielt er, gehorsam dem Befehl des= selben, die zierliche weiße Gestalt mit starken Armen fest. Wie ein gefangenes Vögelchen sträubte sie sich, der Junker vernahm ringsum ein lautes Lachen, beugte sich nieder und fuhr wie geblendet zurück. Ein paar mächtige graue Augen, wie man sie in dem kleinen Gesicht gar nicht gesucht hätte, blitzten ihn an und dies Ge= sicht war so ganz anders, wie alle Frauengesichter, die er sonst gesehen hatte. Nicht rosig schimmerte es, sondern in einer eigenthümlich reinen Weiße, die sonderbar abstach gegen das schwarze, frei fliegende Haar, er hatte dies Gesicht schon ge= sehen — erschrocken ließ er die zierliche Ge= stalt los.

„Vergebt,“ stammelte er.

„Sobald nicht,“ entgegnete zornig eine helle

Stimme, und eine kleine Hand ballte sich unter seinen Augen zu einer winzigen Faust. Er faßte dieselbe und küßte sie, aber unmuthig ward sie ihm entzogen.

„Kommt jetzt hinein, Prinz,“ sagte die kleine Dame, „und laßt künftig solche Dummheiten.“

„Geh nur allein,“ lachte der Prinz, „wenn Du böse bist, mag ich Dich nicht, und ich mag auch Heinz viel lieber als Dich, Du böse Agathe!“

„Mir auch recht,“ entgegnete Agathe trotzig und lief wie ein Pfeil in den Pallas, von einigen Junkern gefolgt, die gar zu gern einen Blick aus den großen grauen Augen gehabt hätten.

„Heinz,“ sagte der Prinz Friedrich und zupfte den Knappen am Aermel, „warum starrst Du denn so vor Dich hin, erzähl' mir lieber vom Vater.“

Ja, Heinz wußte selber nicht, warum er so vor sich hin starrte, er wußte jetzt, daß es Agathe Groß war, die er in seinen Armen gehalten hatte, aber er begriff nicht, wie aus dem Kinde eine so liebreizende Jungfrau hatte werden können, der selbst Trotz und Unmuth nur einen neuen Reiz verliehen. Er sah noch immer die funkelnden Augen vor sich, die so zornig zu ihm

aufblickten und in ihrem Zorn so schön waren, — da richtete er sich plötzlich höher auf, was gingen ihn die Augen der Nürnberger-Patrizier-tochter an? Er faßte die Hand Friedrichs und sagte in seiner freundlichen Weise: „Kommt, mein Prinz, ich gehe zu Eurer Frau Mutter und will Euch viel von Eurem Vater erzählen!“

Wie sie in die Halle traten, hörte Heinz die helle Stimme Agathes sagen: „Ich kann's nicht fassen, wie Du so ruhig stehen bleiben kannst; wenn mir Einer sagte, da draußen ist Dein Bruder, den Du anderthalb Jahr nicht gesehen hast, ich hätte den langweiligen Rocken längst weggeworfen und wäre ihm entgegengelaufen.“

„Das hast Du ja für mich gethan,“ antwortete eine andere tiefere Stimme, bei deren Klang Dedo Quetz, der mit Heinz in die Halle getreten war, zusammenfuhr.

„Cilli,“ rief Heinz, und im nächsten Augenblicke lag die Schwester in seinen Armen, sie hielt ihn so fest umschlungen, daß selbst Agathe zufrieden war und lachend zur Kurfürstin sagte, die im Hintergrund der Halle saß: „Gnädige Frau Pathe, die Wildenreuther vergessen ganz des Respekts vor Euch, und ich kann Euch gar nicht sagen, wie mich das freut!“

Da fuhren sie freilich auseinander, aber sie kannten ihre Herrin und wußten, daß diese ihnen nicht zürnte, sie hatte ja auch unterdessen Dedo Quetz willkommen heißen müssen. Der wandte sich nun der schönen Cilli zu, Heinz aber küßte knieend der Kurfürstin Hand und bat sie dann um ein scharfes Messer. Sie mußte ihn verstehen, denn mit leuchtenden Augen reichte sie ihm das Verlangte. Heinz aber trennte mit raschen Schnitten sein Gewand auseinander und zog aus dem Futter desselben einen mit rothem Seidenfaden umwundenen mit rothem Wachs gesiegelten Brief hervor.

Knieend überreichte er ihn der schönen Else, die ihn von allen Seiten besah. „Das Siegel ist unverletzt," sagte sie dann und erhob sich, um das Schreiben ihres Gemahls in ihrer Kammer allein zu lesen.

Mit wehmüthigem Blick sah Heinz der gütigen Herrin nach, er wußte, daß dieser Brief eine schwere Enttäuschung meldete. Sie hoffte die Nachricht von der Rückkehr ihres Gatten darin zu finden, und es stand darin, daß Friedrich nach Schluß des Concils den Kaiser nach Ungarn begleiten werde.

Als die Fürstin sich entfernt hatte, begab

sich Heinz, nachdem er noch eine Weile seine Schwester gesprochen hatte, auf seine Kammer, wo er seinen Knecht und seine Habe schon vorfand. Prinz Friedrich trippelte immer neben ihm her, er mußte an seinen kleinen Vetter Arnulf denken, der hatte auch so an ihm gehangen, auch Prinz Johann mit den stillen, ernsten Augen kam, und er erzählte ihnen wirklich von ihrem Vater. Dann ward er zur Kurfürstin beschieden, die gar viele Fragen an ihn hatte. Er sah's der edlen Frau an, daß sie geweint hatte, aber sie sprach mit ruhiger Stimme und Heinz beantwortete alle ihre Fragen, als ahne er nichts von der Sorge, welche die rings von Feinden umgebene Frau bewegte.

Als ihn die Fürstin entlassen hatte, schlenderte er wieder hinunter in die Halle; er mußte sich doch bei Agathe nach ihrem Vater erkundigen, der ihm vor vier Jahren Gastfreundschaft gewährt hatte. Daß es ihn danach verlangte, ihre großen grauen Augen zu sehen, gestand er sich nicht ein.

Er fand sie ganz allein in der Halle; sie saß auf dem Sims eines offenen Fensters und blickte mit gefalteten Händen in ein mondbeleuchtetes Gärtchen hinab. „Was giebt's da zu

sehen," fragte er und trat ans Fenster. Sie löste die Hände auseinander, legte den Finger auf die Lippen und sagte mit weicher, bittender Stimme: „Stört sie nicht!" Die vorhin so blitzenden Augen hatten jetzt einen tiefen, träumerischen Blick, wie er ihn noch nie in Frauenaugen gesehen zu haben glaubte, nicht einmal in denen Wilfriedens.

„Was meint Ihr?" fragte er und beugte sich hinab; sie war ihm so nah, daß er ihren Athem an seiner Wange zu spüren glaubte, und sein Herz begann rascher zu schlagen. Drunten aber sah er unter einer mächtigen Linde seine Schwester und den von Quetz Hand in Hand sitzen.

„Soll ich sie rufen?" flüsterte er.

Agathe schüttelte den Kopf. „Nicht doch," sagte sie, „stört Ihr die Menschen im Gebet? Minne ist etwas Heiliges!"

„Woher wißt Ihr das?" fragte er erstaunt.

„Ich sehe es jetzt eben," entgegnete sie leise.

Sie sprachen beide nicht mehr, bis die drunten im Garten aufstanden und sich trennten. Cäcilie nahm den Weg nach der Halle, Dedo ging langsam unten auf und ab. Noch ehe Cäcilie wieder eingetreten war, hatte sich Heinz von dem Fenstersims hinabgeschwungen und eilte auf Quetz zu.

Er ergriff dessen Arm und sie begannen von allerhand gleichgültigen Dingen zu reden. Agathe saß noch immer im Fenster, und gerade, als sie unter demselben vorbeigingen, fragte Dedo, der sie nicht bemerkt hatte: „Nun, wird Dir die kleine Nürnbergerin auch den Kopf verdrehen wie den Anderen, sie lief Dir ja schon in die Arme.“

Heinz sah die weiße Gestalt am Fenster recht gut, ein Uebermuth, wie er ihn lange nicht gefühlt hatte, kam über ihn, und rasch erwiderte er: „Ich bitt' Euch, so ein Stückchen Nürnberger Tand! Zu dem kann ich schwarzhaarige Mädchen nicht leiden!“

Es flog etwas am Haupte des Junkers vorbei, wie Sand oder kleine Steine; er wußte, daß ein Theil des Fenstergesimses abgebröckelt war, er hatte das Geröll vorhin durch Agathes kleine Hände gleiten sehen; laut auf lachte er und noch lange tönte sein Lachen durch den mondhellen Garten.

Vierzehntes Kapitel.

Agathe.

Wieder will die Linde
Vom Winde
Sich fälben,
Die sich vor dem Walde
Zu balde
Mag gelben.
Trauern auf der Haide
Mit Leide
Man übet.
So hat mir die Mimme
Die Sinne
Betrübet.

Konrad von Würzburg.

Der Wind pfiff hohl über die Elbe hin, der Sommer war wieder einmal vorbei und der Herbst war da. Im Hochsommer hatte Dedo Quetz wirklich Cäcilie Wildenreuth nach Quetzborn geführt; eine glänzende Hochzeit hatte die schöne Else dem Paar ausgerichtet, trotz aller Unruhen, die im Lande herrschten. Noch immer war Herr Friedrich fern, denn auch nachdem er in Ungarn gewesen war, konnte er nicht in die

Marken zurückkehren. Eilig mußte er nach Franken ziehen, wo ihm die Vettern seiner Frau ins Land fielen. Sie waren eifersüchtig auf seine wachsende Macht, nannten ihn spottend Neu-Edel und verwickelten ihn in die häßlichsten Zwistigkeiten. Für seine bedrängte Gemahlin konnte Friedrich nichts weiter thun, als daß er die Anzahl der ihr ergebenen Märkischen von Adel und der zu ihrem Hoflager gehörigen Franken um einige erprobte fränkische Mannen vermehrte. So hatte auch Heinz Wildenreuth den Befehl erhalten, bis auf Weiteres in der Mark zu bleiben, und sich demselben freudig gefügt. Kam ihm doch die Mark lange nicht mehr so rauh und unwirthlich vor als ehedem, ja, er meinte, heller als in diesem Sommer habe auch im Frankenlande die Sonne nicht geschienen.

Das Glück seiner Schwester trug viel dazu bei, sein Herz froh zu machen; er liebte Cäcilie und war stolz auf ihre Schönheit, und so sehr ihre Wahl ihn anfangs befremdet hatte, so sehr war er jetzt mit derselben ausgesöhnt, denn Dedo trug seine Frau auf Händen. Auf ihren Brautschatz hatte Cäcilie zu Gunsten ihrer jüngeren Schwester verzichtet, sie hatte Flori während des Aufenthalts der Kurfürstin in Franken zuweilen

gesehen; die Lieblichkeit der Kleinen hatte sich ihr tief eingeprägt, aber auch sie hatte es nicht über sich gewinnen können, Burg Wildenreuth wieder zu betreten, so sehr Flori darum gebeten hatte

„Der Vater trägt schwer daran, daß Ihr niemals wieder heimkommt, er denkt immer, Ihr grollt ihm noch."

„Wie magst Du ihn Vater nennen," hatte Cilli zornig erwidert, „der uns Alles nahm, hast Du unseren Vater vergessen?"

Da hatte die Kleine sie so todestraurig angesehen, daß ihr das Herz weh gethan hatte, und hatte gesagt: „Ich vergesse ihn nie, niemals, und ich werde ihn bald wiedersehen."

Seitdem hatte Heinz manchmal überlegt, ob er nicht den Kurfürsten, wenn derselbe erst einmal wieder in die Marken zurückgekehrt sein werde, doch bitten solle, ihn für kurze Zeit nach Franken zu entlassen. Cilli hatte ihm nicht verhehlt, daß Flori sich ganz besonders nach dem Bruder sehne, war's nicht seine Pflicht, dies Sehnen zu stillen? — Jetzt freilich konnte er seine Herrin nicht verlassen, und er mochte es sich nicht sagen, daß es ihm also sehr angenehm sei. Anfänglich meinte er, eine so glückliche Zeit noch nie verlebt zu haben; sein Herz schien in

Sprüngen zu gehen und alle Morgen erwartete er etwas ganz Ungeheures von dem anbrechenden Tage, ohne seine gute Laune einzubüßen, wenn nichts Besonderes geschah. Niemand in der Burg blieb von seinem Uebermuth verschont, wo er war, klang helles Lachen, er malte lauter lustige Bildchen, die er den Frauen zuwarf, über die der Kurfürstin Kinder jubelten. Am tollsten trieb er es der schwarzhaarigen Agathe gegenüber, und je zorniger sie ward, je mehr lachte er. Dann freilich gab es auch Tage, da er ganz sanft mit ihr war, er hätte so gerne wieder jenen Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen, wie an jenem ersten Tage nach seiner Ankunft, als sie ihm zuflüsterte: „Minne ist etwas Heiliges!“ Dann konnte er wirklich zornig werden, wenn ihm das nicht gelang, denn die meisten Frauen thaten gar gern, was er wollte, und doch gefiel ihm wieder, daß sie ihm trotzte. Es war ein lustiger Krieg, den er mit dem kleinen Mädchen führte, und er dachte nicht daran, ihn ernsthaft zu nehmen, weil er fest davon überzeugt war, als Sieger aus demselben hervorzugehen, gleich wie Dedo Quetz es gewonnen hatte über seine Schwester.

Oft ritt er nach Quetzborn und freute sich

an dem Glücke der Beiden, das sich wenig in Worten äußerte, aber ihnen aus den Augen strahlte; auf den Junker wirkte es ordentlich verschönend ein, er sah lange nicht mehr so häßlich aus, wie vor vier Jahren, als ihn Heinz zuerst gesehen hatte. Vier Jahr, es war eine lange Zeit und Heinz überlegte manchmal, ob er auch vier Jahr werde werben müssen um Agathe Groß.

Aber wollte er denn um sie werben, hatte er denn vergessen, daß die ältere Linie des Hauses Wildenreuth mit ihm aussterben sollte? Heinz Wildenreuth hatte noch manches Andere vergessen, z. B. daß er eigentlich nur blonde Frauen schön gefunden hatte; Wilfriede dachte manchmal daran und lächelte still vor sich hin, denn den Weg zu ihr hatte Heinz nicht vergessen. Er fand ihn sogar recht oft und Wilfriede, die süße, blonde Frau, wie er sie noch immer nannte, ward seine verschwiegene Vertraute, obgleich sie meist schon vorher wußte, was er ihr anvertrauen wollte. Sie las in seinem Herzen wie in einem offenen Buche, und wenn ihr manchmal bange werden wollte, weil er so Vieles vergaß, sie ward doch immer wieder ruhig, denn sie sah, daß er die Tage von Constanz mit ihren gewaltigen

Eindrücken doch nicht vergessen konnte. Durch allen Uebermuth, durch alles Minnetreiben hindurch ging auch ein ernsterer Ton und er fand noch immer Zeit, sich in den Römerbrief zu vertiefen, den er sich abgeschrieben hatte und als sein bestes Besitzthum ansah. Die gemeinschaftlichen Studien mit seinem edlen Freunde Johann von Waldow hatten freilich aufhören müssen, da dieser nicht mehr zu Tangermünde weilte, seit er zum Bischof von Brandenburg erhoben worden war. Dabei konnte es denn nicht fehlen, daß der alte Verdacht der Ketzerei aufs Neue gegen ihn erhoben wurde, obgleich er sich willig den Geboten der Kirche unterwarf. Wieder tauchte der Name Ketzer-Heinz auf und er warf einen prüfenden Blick auf Agathes weißes Antlitz, als derselbe zum ersten Male in ihrer Gegenwart genannt wurde. Sie war gerade an dem Tage besonders herb gegen ihn gewesen, er erwartete jetzt ein heftiges Wort, aber zu seinem Erstaunen sah sie ihm freundlicher als sonst in das Angesicht und sagte lebhaft: „Wenn sie Euch den Ketzer-Heinz nennen, so können sie mich die Ketzer-Agathe rufen; ich hab' ja der guten Stadt Nürnberg die Erklärung des Huß vorgelesen! Wißt Ihr noch?“

Ja, er wußte es wieder, wenn er auch all' die Jahre her nicht mehr daran gedacht hatte. Jetzt sah er sie auf einmal wieder auf der Schulter des riesigen Schmiedegesellen schweben und sah sie hinabspringen. Er sah sich mit ihr auf dem Wege nach ihres Vaters Hause; schon damals hatte sie dies seltsame aus Sanftmuth und Keckheit gemischte Benehmen gehabt; sie hatte noch immer etwas vom Kinde mit ihrer kleinen Gestalt und ihrem launischen Wesen, nur in ihren Bewegungen war sie anmuthig und jungfräulich geworden.

„Ja, ich weiß es noch," erwiderte er auf ihre Frage, „habt Ihr noch zuweilen an den Huß gedacht?"

„Ich habe geweint, als sie ihn verbrannten," erwiderte sie, dann winkte sie plötzlich Heinz näher heran, so daß sie fast allein waren in dem winzigen Gärtchen, welches die schöne Else angelegt hatte, da die andern Knappen und Fräulein sich mehr in der Nähe der Burg befanden. Agathe saß unter der Linde auf derselben Bank, auf der sie einst mit Heinz Dedo und Cilli belauscht hatte; sie hatte sich fest in ein mit weißem Schwan besetztes Mäntelchen gehüllt und gar lieblich hob sich das Köpfchen mit dem langen

dunkeln Lockenhaar von dem weißen Besatz ab.

Glückselig sah er zu ihr hinab, während er am Stamm der Linde lehnte, von deren Zweigen hie und da ein gelbes Blatt mit leisem Rascheln niederfiel; die jungen warmen Herzen achteten des Herbstwindes nicht, der kühl und schaurig daher sauste. „Was wollt Ihr mir sagen," fragte Heinz," nachdem sie einander lange schweigend angeschaut hatten.

„Daß ich noch recht viel an den Huß gedacht habe," erwiderte sie wie aus einem tiefen Traum auffahrend, „und hab' mir Alles, was ihn anlangt, von meinem Vater sagen lassen; ja, Ihr stolzer Junker, ich weiß um die Noth der Kirche, ich weiß um die Lehre des Huß und denke darüber nach, wenn ich auch nur Nürnberger Tand bin!"

Eine dunkle Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, hatte er jetzt den Schlüssel zu ihrem Wesen?

„Agathe," sagte er mit seiner weichsten Stimme, „vergebt mir doch den Übermuth, ich sah Euch ja auf dem Sims sitzen und darum warf ich mein keckes Wort hin."

„So haltet Ihr mich nicht für Nürnberger Tand?"

„Doch," sagte er und als sie zornig aufsehen

wollte, fuhr er rasch fort, „aber so denkt doch nach, Agathe, haben wir nicht den Nürnberger Tand so recht von Herzen lieb als Kinder —“

„Ich bin aber kein Spielzeug weder für Kinder noch für Männer —“ unterbrach sie ihn unmuthig.

„Was meint Ihr,“ sprach er weiter, ohne ihre Unterbrechung zu beachten, und legte die Hand auf die Brust, „was ich hier wie ein heiliges Kleinod auf dem Herzen trage, ein Stück Nürnberger Tand, und drin im Herzen ja, da hab' ich auch eine Nürnberger Docke, aber als Spielzeug sehe ich Beides nicht an!“ „Ich verstehe Euch nicht,“ sagte sie verwirrt.

Er beugte sich zu ihr nieder und erzählte ihr die Geschichte der kleinen Puppe, die auf so sonderbare Weise wieder in seine Hand gekommen war; die Thränen flossen ihr über das weiße Angesicht, wie Perlen, ohne daß sich ihre Züge verändert hätten. Wilfriede war nur schön, wenn sie lächelte, Agathe war auch schön, wenn sie weinte, und wie es kam, das haben sie Beide nachmalen selbst nicht gewußt, aber Heinz küßte ihr plötzlich die hellen Tropfen von den Wangen und sie litt es zitternd und mit geschlossenen Augen.

„Nürnberger Tand,“ flüsterte er dann zärtlich

und ein glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen, jetzt freute sie das Wort, um dessentwillen sie ihm eine Stunde vorher gezürnt hatte. Vor seinen Ohren aber tönte das Wort, das er am ersten Abend nach seiner Rückkehr von Costnitz aus ihrem Munde gehört hatte: „Minne ist heilig," und er fühlte es jetzt, daß sie Recht gehabt hatte, denn es war ihm so andächtig zu Muthe wie in der heiligen Weihnacht an der Krippe des Christkindleins.

Plötzlich fuhr sie auf. „Ich muß zur Kurfürstin," sagte sie hastig, „sie schilt mich schon lange, daß ich immer allein herumlaufe!" Flüchtigen Fußes eilte sie davon und er wagte es nicht, sie zurückzuhalten.

Nun kamen glückliche Tage für Heinz, Tage, die er während langer Jahre nicht vergaß. Zwar vermied es Agathe sichtlich, mit ihm allein zu sein, aber ihre Augen suchten die seinen doch überall und kein scharfes Wort kam über ihre Lippen, weder gegen ihn noch gegen einen Anderen, sie war sanfter und freundlicher gegen Alle als sonst und ihre Schönheit schien sich mit jedem Tage mehr zu entfalten. In jenen Tagen kam Heinz nicht viel nach dem Haidehause, aber Wilfriede konnte deshalb weder zürnen noch trauern, sie wußte,

daß ihr Liebling glücklich war, und betete für die Dauer dieses Glücks.

Dies Gebet schien indeß vorläufig nicht in Erfüllung zu gehen, anfänglich hatten nur die Kurfürstin und Cäcilie von Quetz die beiden jungen Menschenkinder schärfer beobachtet; von den Beiden war keine Störung zu fürchten, denn obwohl die Eine nicht mehr jung war, dachten doch Beide, wie Agathe, Minne sei etwas Heiliges, ließen sie gewähren und freuten sich an ihnen, allmählich aber gingen auch Anderen die Augen auf und nun war's als pfiffe der Herbstwind hohl auch über die blühende Aue ihrer Liebe, so daß sie von der Ahnung kommender böser Tage ergriffen zusammenschauerten. Da kamen die schlechten, derben Späße der Männer, die kleinen Bosheiten der Frauen, namentlich der alternden, die keiner Jungen ein Glück gönnten, auf das sie verzichten mußten. Hier gönnte der Neid dem Ketzer-Heinz die reiche Patrizier-Tochter nicht, dort fand man den stattlichen Knappen zu schade für die blasse Nürnberger Docke. Und die Beiden hatten noch nicht einmal überlegt, daß sie wohl daran denken müßten, sich für das Leben zu binden, während die Andern schon über Agathes Brautschatz und Wildenreuths Armuth verhandelten.

Heinz war übrigens nicht so leichtsinnig gewesen, gar nicht an die Zukunft zu denken; mit Wilfriede hatte er Luftschlösser genug gebaut, wenn er auch zu Agathe noch nicht davon gesprochen hatte. Ebenso war Agathe im tiefsten Grund ihres Herzens überzeugt, daß Heinz Wildenreuth ihr eines Tages den Brautring anstecken werde, aber das hatte ja noch lange Zeit, wozu jetzt schon daran denken.

Die kluge Wilfriede freilich schüttelte den Kopf und warnte vor zu langem Aufschub, aber Heinz meinte: „Der Kurfürst muß erst zurückkommen, dann will ich an seiner Seite kämpfen und mir von ihm ein Lehn erwirken, dahin ich mein Lieb führen kann; bis dahin gönnt ihr und mir noch die Freiheit!“

Wilfriede seufzte; sie wußte, daß Heinz sich viel weniger gegen die Ehefessel als gegen die Lehnsfessel sträubte; so wunderlich das auch war, sie verstand ihn besser, als er ahnte. Agathe hatte aber wirklich noch mit ihrem Mädchenstolz zu kämpfen und war froh, daß Heinz noch immer nicht bei der Kurfürstin um ihre Hand warb. Nie durfte er sie an jenen ersten Abend erinnern, da sie ihm wider ihren Willen in die Arme gelaufen, obgleich das für ihn entscheidend gewesen

war. „Gott selbst hat sie mir ans Herz gelegt," sagte er in vollem Ernst zu seiner Freundin Wilfriede, die ihn niemals daran erinnerte, wie er wenige Stunden vorher gesagt hatte, er glaube nicht, daß er je ein schwarzhaariges Weib heimführen könne.

Aber Heinz konnte nicht nur seiner Minne nachhängen, er mußte auch das Schwert ziehen, denn die Mecklenburger drohten der Kurfürstin fortwährend mit einer Belagerung von Tangermünde, bis jetzt aber war es noch immer gelungen, sie zurückzuschlagen.

Während Kurfürst Friedrich zum Reichsstatthalter mit allen Rechten eines römischen Königs ernannt wurde, also eine Höhe erklommen hatte, die kein weiteres Aufsteigen mehr zuließ, schlug sich Heinz wieder einmal mit den Mecklenburgern für seine Kurfürstin und hatte dabei das Glück, den jungen Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard als Gefangenen mit nach Tangermünde zu bringen.

Jubelnd ward der Ketzer-Heinz vom ganzen Hofe empfangen; die Kurfürstin selbst verehrte ihm eine goldene Halskette; aber höher noch schätzte er den schlichten Fichtenkranz, anderes Grün hatte Mark Brandenburg in den letzten

Novembertagen nicht mehr — den ihm Agathe reichte. Dennoch wollte es ihm dünken, als habe er eine solche Freude nicht daran, wie er eigentlich hätte haben sollen. Das machte aber der seltsam scheue Blick, mit dem Agathe ihn bei der Ueberreichung angesehen hatte, das war nicht das strahlende Auge seiner Agathe, es war etwas Fremdes darin, das ihn beängstigte. Zu gleicher Zeit flüsterte ihm sein Schwager Quetz zu: „Nimm Dich in Acht, es schleicht ein Wolf um Deinen Schafstall!“

Da öffnete Heinz seine Augen recht weit, sie konnten ja zehn Dinge auf einmal sehen, wie Wilfriede behauptete, und so sahen sie den Wolf auch bald genug.

War da, während er sich mit den Mecklenburgern schlug, eine stattliche Nürnberger Patrizierfrau, eine aus dem edlen Geschlechte der Löffelholze, die mit einem Hayden vermählt gewesen war, am Hofe zu Tangermünde erschienen, die war von ihrem Sohn begleitet und sie hatten Beide behauptet, der alte Groß habe eine gewaltige Sehnsucht nach seiner Tochter. Deshalb hätten sie sich aufgemacht und wollten dem Alten sein Kind wieder zuführen. Eigentlich hatten sie ihm eine Ueberraschung zu Weih-

nachten zugedacht; zum heiligen Christ wollten sie ihm seine Agathe als Puppe einbescheeren; aber die Kurfürstin wollte nichts davon wissen, ihr Pathenkind so schnell herzugeben. Sie bat daher Frau Euphrosina und den Junker Marx, es sich als ihre Gäste gefallen zu lassen, bis sie Agathe beurlauben werde. Bräche der Winter sehr stark herein, so sei vor dem Frühjahr nicht daran zu denken, denn wenn auch Agathe eine Winterreise nicht zu fürchten brauche, so sei doch Frau Euphrosine einer solchen nicht gewachsen. Mutter und Sohn waren damit wohl zufrieden. Offenbar lag ihnen hauptsächlich daran, Agathe unter Augen zu haben, die in der That eine große Freude über die Ankunft Beider gezeigt hatte. Die Haydin war ihrer verstorbenen Mutter weitläufig verwandt und Marx, obgleich sechs Jahre älter als sie, ihr Spielgefährte gewesen. Die Kurfürstin aber wollte Agathe nicht ohne Weiteres von sich lassen, einmal, weil sie das Kind wirklich lieb hatte und sich nicht so ohne Weiteres von ihm trennen mochte, dann aber, weil sie Wildenreuths Rückkehr abwarten wollte. Sie hoffte, daß die Erscheinung eines solchen Nebenbuhlers, denn für nichts anderes hielt sie den Marx Hayden, Heinz antreiben

werde, sich Agathe für immer zu versichern. Der nürnbergische Patrizier war ein stattlicher blonder Mensch, der es äußerlich vielleicht mit Heinz aufnehmen konnte; aber ihm fehlte dessen gewinnende Fröhlichkeit, dessen tiefes Gemüth und ernster Sinn. Er hatte etwas Steifes, Befehlshaberisches und um seine schmalen Lippen lag etwas Lauerndes, Hinterhaltiges. Trotz des Hochmuths, der ihm deutlich auf der Stirn geschrieben stand, zeigte er sich doch seiner reizenden Landsmännin Agathe gegenüber als der unterwürfigste Ritter, schmeichelte jeder ihrer Launen und suchte sich in ihrem Herzen möglichst festzusetzen. Daß er Heinz Wildenreuth daraus zu verdrängen habe, wußte er bald genug; Frau Euphrosine hatte Augen und Ohren überall; sie hatte zudem eine offene Hand, wie hätte sie also nicht erfahren sollen, was sie erfahren wollte. So erfuhr sie auch von den häufigen Ritten des Wildenreuthers in die Haide, von dem Gerede, das am Hofe ging, als zöge ihn die Liebe dorthin, und das Alles wurde dann wie langsam wirkendes Gift in Agathes Ohr geträufelt. Das Mädchen war zu jung, um Mißtrauen in die zu setzen, die ihr von Kind auf Gutes erwiesen, es kannte die Neigung des blonden Marx, Heinz war fern,

Heimweh nach dem Vater nach Nürnberg kam dazu, und es begann ein Kämpfen in dem jungen Herzen, das ihm nicht gut that, das es verblendete und nicht mehr recht beurtheilen ließ, was es eigentlich wollte. Als Heinz wiederkam, da wallte das junge unverständige Herz freilich in warmer Liebe auf, es regte sich etwas wie böses Gewissen, das aber machte das Mädchen scheu und verlegen und weckte nun wieder das Mißtrauen des jungen Mannes. Die ersten Glieder einer langen Kette von Irrthümern und Mißverständnissen waren geschmiedet, einer Kette, die nicht verbindet, sondern so schmerzlich drückt, daß die davon Umschlungenen um jeden Preis davon befreit sein wollen, koste es auch das Herz selbst. Geschickte Hände, die eine solche Kette weich und lind lösen, finden sich selten, dafür desto mehr solche, die sie schmieden und tiefer eindrücken helfen, das erfuhren auch Heinz und Agathe. Anfangs wehrten sich Beide noch gegen die Kette, sie strebten noch zu einander, aber sie rückten sich nur immer ferner und immer mehr hörte der Widerstand auf.

Vier lange Wochen waren so verstrichen, Heinz hatte Wilfriede nur einmal gesehen. Gesagt hatte er ihr wenig über sein Liebesleid,

aber sie hatte es errathen und war noch sanfter, milder mit ihm gewesen als sonst; Rath gab sie ihm nicht, sie wußte, daß es in Liebessachen keinen Rath giebt, aber ihr Herz schlug in banger Sorge um ihn. Obgleich sie ihm keinen guten Rath gegeben oder vielleicht gerade deshalb hatte das kurze Zusammensein mit ihr dem Knappen doch sehr wohl gethan; wie eine leise Hoffnung kam es wieder über ihn, als er nach Tangermünde zurückkam.

Er begab sich geraden Wegs in die große Halle, wo er die Kurfürstin und ihren ganzen Hof beisammen fand. Die schöne Else mühte sich ab, ihren kleinen Söhnen Friedrich und Albrecht die Worte einzulernen, die sie am andern Tage in der Kirche zu sprechen hatten, da sie im Verein mit ihrem älteren Bruder Johann die heiligen drei Könige darstellen sollten. Als ihr das endlich gelungen war, rief Agathe, die neben Frau Euphrosine saß: „Frau Kurfürstin, liebste Frau Pathe, backt Ihr denn morgen auch einen fränkischen Epiphaniaskuchen?“

„Ei freilich,“ erwiderte die Knrfürstin, „und wer die schönste Goldmünze von Euch hat, der mag sie mir geben!“

Jeder holte das Täschlein vor, das Männer

sowohl wie Frauen am Gürtel hängen hatten. Lachend kehrte Heinz das seinige um, es waren nur zwei Weißpfennige darin; die Frauen hatten auch wenig Gold aufzuzeigen, am meisten noch Agathe, da stürzte Marx Haiden seine sammtene, mit goldenen Schnüren verzierte Tasche um und ein ganzes Häuflein funkelnder Goldstücke lag auf dem eichenen Tische. Hochfahrend gingen die stahlblauen Augen des reichen Stadtjunkers von Einem zum Anderen und blieben endlich auf den zwei Weißpfennigen des Wildenreuthers haften.

„Helfe Euch gern aus, Junker, wenn Ihr in Verlegenheit seid," wandte er sich mit aalglatter Freundlichkeit an Heinz.

„Hab' Euch meines Wissens noch um nichts ersucht," erwiderte Heinz, in scharf abweisendem Tone, „brauch auch kein Geld."

Die Kurfürstin hatte unterdessen rasch eine Agathen gehörige Goldmünze ergriffen und sagte: „Die backe ich morgen in den Kuchen, wer sie findet ist König."

Dann nahm sie ihre Kinder an die Hand und begab sich in ihre Kammer. Die Hofmeisterin der Fräulein blieb mit den Fräulein noch in der Halle, auch Frau Euphrosine stand deshalb

nicht auf, da die Kurfürstin Niemand zu ihrer Begleitung gewünscht hatte. Die scharfen Worte zwischen dem Wildenreuther und Hayden hatte sie wohl gehört, aber sie glaubte, in Gegenwart der Frauen würden sie nicht weiter streiten und schließlich die Sache vergessen. Sie wünschte jetzt selbst, Agathe möchte Tangermünde verlassen, denn ihre Hoffnung, aus ihr und Heinz ein Paar zu machen, schien in immer weitere Ferne zu rücken, und so vortrefflich die Kurfürstin auch sonst war, so schob sie doch in diesem Falle ganz ungerechter Weise alle Schuld auf Agathe. Sie ließ das arme Mädchen das fühlen und ver=schüchterte dieses dadurch so sehr, daß es nicht wagte, Frau Else sich anzuvertrauen und sie um ihren mütterlichen Rath zu bitten. Nun wandte es sich ganz unwillkürlich den alten Freunden mehr und mehr zu, was Heinz in ohnmächtigem Zorn mit ansah; alle seine Bemühungen, Agathe einmal allein zu treffen und ihr zu sagen, was ihn bewegte, schlugen fehl. Daß ihn unter solchen Verhältnissen nicht gerade freundschaftliche Ge=fühle gegen Marx Hayden beseelten, war ganz natürlich und wäre die Kurfürstin nicht zugegen gewesen, so hätte er ihn bei seinem unverschämten Anerbieten ins Gesicht geschlagen.

Agathe war bei den Worten des Nürnbergers glühend roth geworden, sie fühlte die Rohheit derselben, aber sie ärgerte sich, daß Heinz sie nicht anders zurückweisen konnte, denn sie wußte, daß Marx Hayden nur vor einem Reichthum Ehrfurcht hatte, der größer war als der seine. Sie verachtete Heinz nicht wegen seiner Armuth, aber es ärgerte sie, daß Andere ihn deshalb verachten durften. Warum hatte er Burg Wildenreuth hingegeben; er hätte sich dann zwar auch noch nicht mit Marx Hayden messen können, aber er wäre dann doch nicht der abenteuernde fahrende Junker Habenichts gewesen, wie ihn Marx zu nennen pflegte.

Dieser hatte die Entfernung der Kurfürstin mit großer Zufriedenheit bemerkt, denn er war nicht gewillt, sich mit der scharfen Abweisung Wildenreuths zufrieden zu geben.

„Ihr braucht kein Geld?“ fragte er und that höchlich erstaunt, „ei, ein schmucker Junker braucht immer Geld, und wenn nicht für sich, dann für sein Liebchen.“

„Ich habe kein Liebchen,“ wehrte Heinz finster ab.

„Was sagt Ihr, die blonde Frau im Haide-

hause ist noch ansehnlich genug, um eines schmucken Junkers amye zu sein."

Flammend roth ward Heinz Wildenreuth, seine Hand fuhr nach dem Schwerte.

„Noch ein einziges Wort über diese Frau, und ich züchtige Euch wie einen ehrlosen Buben," preßte er mühsam zwischen den fest aufeinander gebissenen Zähnen hervor.

Empört erhob sich die Hofmeisterin und winkte ihren Fräulein, ihr zu folgen, als Agathe an Heinz vorüberstreifte, flüsterte sie ihm mit todtbleichen Lippen zu: „Wißt Ihr, was ich am meisten hasse von allen Lastern, Junker: die Lüge!"

„Und ich die Ungerechtigkeit," entgegnete er herb.

Als die Frauen die Halle verlassen hatten, sah Marx Hayden zu seinem Erstaunen, daß er ganz allein stand, die Männer waren ausnahmlos, Märker und Franken, selbst solche, die mit ihm um Agathens Gunst geworben hatten, auf die Seite des Wildenreuthers getreten. Das Geld war noch sehr unmächtig, aber es begann schon um die Herrschaft in Deutschland zu kämpfen.

„Wenn Ihr Händel sucht, Junker, so sagt's ehrlich heraus," donnerte Quetz jetzt den Nürn-

berger an, „aber mit meinem Schwäher sage ich: Laßt die Frau aus dem Haidehause aus dem Spiel."

Ein hämisches Lächeln zuckte um Haydens Lippen. „Sei's drum," sagte er kalt, „aber ich wünsche dann auch, daß hungrige Junker es unterließen, ihre leere Hand nach Nürnberger Patricierinnen auszustrecken, im übrigen weiß ich mein Schwert zu führen."

Wie vom Blitz getroffen stand Heinz einen Augenblick starr, sprachlos; der Junker mit der leeren Hand, der nach einer reichen Nürnberger Patricierin haschte, war es das, hatten sie das auch Agathe glauben gemacht? Endlich kam wieder Leben in seine Gestalt. Dicht heran trat er an seinen Gegner: „Ich fürchte Euer Schwert nicht, Marx Hayden," sagte er mit lauter Stimme, so daß ihn Jeder in der Halle verstehen konnte, „das wissen Alle, die mich kennen, ich schäme mich auch meiner leeren Hand nicht, das aber sage ich Dir, gleichgültig ist mir der Reichthum wie der Sand der märkischen Haide. Menschen Deines Schlages können das nicht verstehen, ich gebe mir auch keine Mühe darum, Dich's zu lehren, aber das kannst Du mir glauben, der Junker mit der leeren Hand denkt nicht daran,

um eine Nürnberger Patricierin zu werben —“ so weit sprach er laut, leise setzte er mit heißem Schmerz hinzu: „die ihn der Lüge zeiht!“

Marx Hayden lächelte wieder spöttisch — er wußte, daß er sein Ziel erreicht hatte, und verließ die Halle. Auch Heinz schickte sich an, sich seinen Freunden zu entziehen, nur Quetz stellte sich ihm in den Weg.

„Armer Kerl,“ sagte er, „der Nürnberger war zu fein für Dich, ich fürchte, Du hast Dir selbst am Wehesten gethan.“

„Mag sein,“ entgegnete Heinz finster, „Lieb und Glück sind nicht für mich, ich hätt's wissen können, und die einen Marx Hayden wählt, die ist seiner werth!“

Fünfzehntes Kapitel.

Haydin.

Ich war so fröhlich, daß ich lachte
Als mich der Traum hielt umsponnen
Mit solchen Wonnen,
Da ward es Tag und ich erwachte.

Walter von der Vogelweid.

Wie viel die Kurfürstin von dem Streite des Wildenreuthers mit Hayden erfuhr, ist schwer zu sagen; sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie sich zu früh aus der Halle entfernt hatte, in einem Augenblick, da sie ihn vielleicht noch hätte hindern können. Sie kannte Heinz gut genug, um zu wissen, daß die unselige Anspielung des Nürnbergers auf Agathes Reichthum genügt hatte, diesen alle Ansprüche auf die Hand eines Mädchens fallen zu lassen, dessen Liebe er nicht einmal sicher war, und sie hatte nicht die leiseste Einwendung, als Agathe sie bat, sie in den aller=nächsten Tagen unter dem Schutz der Haydens

heimziehen zu lassen. Das Mädchen hatte sich in wenig Tagen seltsam verändert; ein harter Zug machte sich um den Mund bemerkbar, der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ihr ja verwandten Marx Hayden hervorbrachte und sie Allen am Tangermünder Hofe weniger reizend erscheinen ließ als sonst. Heinz Wildenreuth schien für sie nicht mehr vorhanden zu sein, sie sah über ihn hinweg und schloß sich eng an den Vetter an. Es schien als würde Niemand sehr über den Abzug der drei Nürnberger trauern. Aber auch mit Heinz war man nicht ganz zufrieden; namentlich die Märker hätten Junker Marxen gerne eine empfindliche Züchtigung durch den Wildenreuther gegönnt, nun ging zwar Marx geflissentlich seit dem Tage Epiphanias jedem Handel aus dem Wege, aber Heinz hätte ihm einen solchen doch an den Kopf werfen können, wenn er gewollt hätte, und daß er's nicht wollte, das eben begriffen sie nicht. Aber Heinz war kein Raufbold, seine Ehre war nicht von Marx Hayden angegriffen worden und den Vorwurf, den ihm dieser anscheinend gemacht hatte, als gelüste ihn nach der Hand einer reichen Erbin, hatte er ja entkräftet. Am zornigsten wallte er auf, als er erfuhr, daß Hayden einen Weg ins

Haidehaus erkundschaftet hatte und dann mit einem halben Dutzend junger Gesellen dorthin geritten war. Sie hatten Wilfriede am See gesehen, hatten ihr auch eine Frage nach ihm zugerufen, aber hochauf hatte sie sich gerichtet, die ganze Gesellschaft mit ihren tiefen Augen so von oben herunter angesehen, wie nur sie es vermochte, obgleich sie so groß gar nicht war, und war dann ohne ein Wort der Erwiderung davon gegangen, so daß sie wie die Schulbuben dagestanden hatten. Das hatte ein ganz junger Edelknecht in tiefer Scham dem Quetz eingestanden. Aber auch dafür mochte Heinz keinen zur Rechenschaft ziehen, es ekelte ihn an, nur noch ein Wort darüber zu verlieren, und er kannte den Haß seines Herrn gegen solche Händel.

Am Epiphaniastag hatte Marx Hayden in seinem Kuchenstück die unselige Münze gefunden, die zu allem Streit den Anlaß gegeben hatte, er war König geworden und hatte Agathe zu seiner Königin erkoren, aber es war zu einer rechten Fröhlichkeit nicht gekommen.

So schleppten sich noch acht Tage hin, am vierzehnten Januar, dem Tage, da die Kirche die Flucht nach Aegypten feierte, wollte Agathe die Mark verlassen; Heinz aber beschloß jedem Ab-

schied mit ihr aus dem Wege zu gehen und schon am Abend vorher seine Schwester nach Quetzborn zu ihrem Gemahl heimzugeleiten, der schon seit einigen Tagen den Hof wieder verlassen hatte.

Als Heinz nach den Ställen ging, um die Pferde für sich und seine Schwester satteln zu lassen, nahm er den Weg durch das Gärtchen der Kurfürstin, das jetzt recht häßlich und schmucklos aussah. Es war seit Tagen Tauwetter eingetreten und die Luft für Januar ungewöhnlich mild, aber dafür war auch von Winterschönheit nichts zu bemerken. Als Heinz an der Linde vorbeikam, unter der er einst Agathes Thränen hatte fließen sehen, sah er ihre kleine Gestalt an dem rauhen Stamme lehnen, ihr Gesicht war leichenblaß und schmerzlich zuckte es um ihren Mund; ein tiefes Mitleid erfaßte ihn, er trat rasch auf sie. „Agathe," sagte er, mit leichtzitternder Stimme, sollen wir so von einander scheiden?"

Bis ins Herz traf sie der Klang seiner Stimme, aber Trotz und Eifersucht, gestachelt und genährt durch falsche Freunde, gewannen wieder die Oberhand. „Schmeichelt Eurer blonden Herzdame," erwiderte sie kalt, „und vergeßt die schwarzhaarige Nürnberger Docke!"

Damit wandte sie sich und eilte flüchtigen Fußes der Halle zu, sie hätte langsamer gehen können, er wäre ihr doch nicht gefolgt, trotz des bitteren Schmerzes in seiner Seele, trotz des einen heißen Thränentropfens, den er mit der Wimper zerdrückte, noch ehe er die Wange herabfließen konnte, dem Mädchentrotz gegenüber erwachte der Mannesstolz in ihm.

Eine halbe Stunde später ritt er an der Seite seiner Schwester nach Quetzborn. Die schöne Frau sah in ihrem pelzbesetzten dunklen Tuchkleide und der dicht anschließenden Pelzkappe bezaubernd aus; so rosige Wangen, so strahlende Augen hatte sie als Mädchen nicht gehabt, wie laut ihr das Herz schlug in dem Gedanken, heut den Gemahl wieder zu sehen, konnte freilich nur sie allein spüren, und sie lächelte glückselig darüber. Nur wenn sie den Blick zur Seite auf den Bruder wandte, flog ein Schatten über ihr Antlitz; sie wußte, warum er die Lippen so fest zusammenpreßte, warum seine Augen so düster blickten, aber sie wagte nicht, ihm in seinen großen Schmerz hinein zu reden. Nur einmal legte sie die Hand auf seinen Arm und fragte leise: „Hast Du gar keine Hoffnung mehr, Heinz?“

„Keine," entgegnete er tonlos, „und was das Schlimmste ist, auch keinen Wunsch mehr!"

Da trübten sich die schönen Augen der Frau von Quetz und mit einem Male sagte sie im tiefsten Ernst: „Heinz, wir Mädchen sind doch thörichte Dinger, hätt' mir's nicht auch so gehen können, ich war gerade so trotzig und unbändig —"

„Es war doch eine andere Weise," fiel Heinz mit müdem Lächeln ein.

„Quetz ließ sich aber nie irre machen," fuhr Frau Cäcilie fort, „sogar als ich mit der Kurfürstin nach Franken ging, ließ er mich ruhig ziehen und sagte nur: Wenn Ihr wiederkommt, werdet Ihr anders denken als heut, ich warte, ich habe Zeit! Und Er hat Recht gehabt, denn ich bin daheim fast gestorben vor Sehnsucht nach ihm, und wenn der Narr mir vorwarf, ich denke an Einen der Junker mit den wunderlichen Namen, so hab' ich nicht zornig auffahren können. Wie wir dann hierher zurück kamen, hat uns der Quetz in Tangermünde empfangen und sein erstes Wort war: Muß ich noch länger warten? Da hab' ich ihm fest ins Gesicht gesehen und gesagt: Nein! Das Nein aber war mein Ja!"

Wie ein unterdrückter Jubelruf klangen die letzten Worte; Heinz schien nicht viel von ihnen gehört zu haben, aber Frau Cäcilie hatte das auch gar nicht verlangt. Plötzlich hob Heinz den Kopf. „Hörst Du nicht Hufschlag, ich meine, es kommt uns ein Reiter entgegen!“

„Das ist Er, mein Dedo,“ jauchzte Cäcilie und ihr Pferd zu rascherer Gangart antreibend, jagte sie dahin, so daß Heinz ihr kaum zu folgen vermochte. Wirklich sah er nach wenigen Minuten seinen Schwager eben so schnell daher kommen. Sie waren noch ein gut Stück von einander entfernt, aber schon breiteten sich Dedo und Cäcilie die Arme entgegen, nun waren sie hart aneinander, Heinz sah, wie Dedo mit einem lauten Jubelschrei das zarte, schöne Weib von ihrem Pferde auf das seine herüber hob, sie dann mit starken Armen vor sich im Sattel festhielt und so mit ihr dahin sprengte.

Wildenreuth sah sein mächtiges rothes Gelock über das Pelzkäppchen Cillis hinfluthen, der gewaltige Mann dünkte ihm schön in diesem Augenblick, was hatten denn die Franken über die Märker zu spotten! Konnte ein fränkischer Junker heißer lieben als Dedo Quetz, wahrlich, seine

Schwester hatte Recht gehabt, das Weib dieses Mannes zu werden. Und dann ward der Schmerz wieder über ihn Herr, warum konnte er nicht auch so dahin jagen über die Haide, ein zartes, dunkelhaariges, fränkisches Weib vor sich im Sattel: seine Liebe hätte an Feuer und Kraft der des Märkers nicht nachgegeben, — ein Windstoß warf ihm eine Schneewolke von einem Baume herunter ins Gesicht, eisig durchschauerte es ihn, seine Liebe war in der Knospe geknickt, erfroren, ehe sie geblüht hatte. Er strich mit der Hand über die Stirn, als könne er all die dunkeln, schweren Gedanken wegwischen, ergriff das reiterlos gewordene Pferd seiner Schwester am Zügel, das übrigens ganz gemüthlich den Weg nach Quetzborn eingeschlagen hatte, und ritt langsam hinter den beiden Glücklichen her. Er mochte sie nicht stören in ihrem Glück, Minne war ja etwas Heiliges, wer hatte das doch gesagt: Agathe Groß — er lachte bitter auf, daß es eigentümlich wiederhallte in der nur durch die Hufschläge der Pferde unterbrochenen Windstille.

Als er in Quetzborn ankam, waren Dedo und Cäcilie längst von ihrem Roß gestiegen, Arm in Arm harrten sie seiner und hießen ihn willkommen. Er nächtigte in Quetzborn und

freute sich immer wieder, wie anmuthig Cäcilie als Hausfrau waltete. Dedo sprach nach seiner Weise nicht allzuviel, aber seine Augen schienen jeder Bewegung des geliebten Weibes zu folgen, und einmal sagte er so recht aus der Fülle seines Glückes heraus: „Nicht wahr, wenn der Kurfürst nun einmal wieder in Quetzborn einkehrt, dann findet er es anders hier.“

Das mußte ihm Heinz bejahen; Cilli hatte allerdings dem alten Hause ein ganz anderes Aussehen beigebracht und Heinz wunderte sich einmal wieder, wie schnell diese schwerfälligen Märker Besseres annahmen und sich hinein gewöhnten, sobald sie nur erst einmal den Willen dazu hatten.

Am anderen Morgen machte sich Wildenreuth auf den alten gewohnten Weg zu Wilfriedens stillem Hause. Wie damals, als er ihn zuerst gegangen, mußte er sich durch Eis und Schnee durchkämpfen, aber dies Ringen mit der Natur dünkte ihm gerade recht, er vergaß seinen Schmerz darüber. Dann fiel ihm ein, mit welchen heiligen ernsten Gedanken er einst diesen Pfad gezogen, und schwer legte sich's auf sein Herz, daß in den letzten Wochen sein Sinnen und Trachten alleinzig irdischen Gedanken gegolten hatte. Glück

und Leid hatten ihn so hingenommen, daß es gekommen war, wie Wilfriede ihm gesagt hatte, die Sonne war verschwunden, die bösen Stunden und Anfechtungen waren gekommen, und er hatte recht schlecht in ihnen bestanden; es wurde ihm klar, daß man für jenes Kleinod, das er in Costnitz gefunden, jede Stunde auf Wache sein, unabläßig dafür kämpfen müsse, damit man's nicht verliere. Er war in Gefahr gewesen, es zu verlieren, nahm ihm Gott vielleicht darum das irdische Glück, damit er das ewige nicht verliere!

Leicht wurde es dem armen Heinz nicht, sich mit diesem Gedanken auszusöhnen, er war jung und sein junges Herz verlangte nach Glück, es wollte nicht ohne Weiteres einen Segen in dem Verlust seiner Liebe sehen, und darum konnte er mit Recht sagen, nachdem ihn Wilfriede willkommen geheißen hatte: „Ich komme heut zu Euch, schwerer verwundet als damals, wo Euer Hund mich in den Arm biß, jetzt haben die gräulichen Raubthiere Schmerz und Reue sich in mein Herz gebissen, seht zu, ob Eure Hand auch diese Wunden lindern kann, daß die Heilung nur bei Einem steht, weiß ich ja, Gott sei Dank, obschon ich's bald vergessen hätte."

„Wenn's Euch nur zur rechten Zeit wieder eingefallen ist," erwiderte sie, „dann seid Ihr schon halb geheilt, und die Sonne wird auch wieder durchbrechen."

„Ich weiß es," entgegnete er, „aber die Nacht wird diesmal lange dauern und mir bangt vor ihr!"

„Seit wann seid Ihr so feige?" fragte sie, „und hat denn die Nacht keine Sterne?"

Da faßte er ihre beiden Hände, zog sie an seine Lippen und sagte: „Ihr habt Recht, Wilfriede, seid Ihr doch selbst mein hellster Stern, wahrlich, so tief ich um Agathe, meine helle Sonne, trauere, so heiß danke ich Gott für den milden Stern Wilfriede."

„Er war nicht immer mild, Heinz," seufzte sie, „er ist ein glühender, sprühender Irrstern gewesen lange Zeit und hätte viel lieber als Sonne geglänzt am hellen Tage, aber Gott hatte ihm nur Dunkel und Nacht bescheert. Einst aber kommt auch für ihn der Tag, die Klarheit!"

„Sie haben Euch in Eurem Dunkel aufgestört," nahm Heinz wieder das Wort, „sie haben's gewagt, Euch zu belästigen, die Gecken, warum sagtet Ihr mir das nicht?"

„Weil ich allein mit ihnen fertig werden

konnte," sagte sie ruhig, „ich bin ja kein jung Mägdlein mehr, das sich vor solchen Gesellen entsetzt, was soll ich Euch damit behelligen!"

„Es grimmt mich aber noch, daß sie es wagten, nach Euch zu forschen, und Euch benutzten, mir das Herz Agathens zu stehlen. Seit ich ihnen zuschwur, daß ich dem, der noch einmal unehrerbietig von Euch spräche, meinen Handschuh ins Gesicht zu werfen, lassen sie mich in Ruhe."

„Armer Heinz," meinte Wilfriede, „ich hab' Euch kein Glück gebracht, wie ich nie Einem Glück brachte, und doch zürnt Ihr mir nicht?"

„Ich Euch zürnen?" Er sah sie erstaunt an, als habe er ihre Worte nicht richtig verstanden.

„Wer weiß, wenn ich nicht war und Eure Treue gegen mich, Ihr wäret heute vielleicht der Verlobte der armen Agathe!"

„Wilfriede, Wilfriede, was sprecht Ihr da für ungereimtes Zeug! Ich habe dem trotzigen Kinde gesagt, daß ich es liebte, ich hab' ihr gesagt, als sie von Euch sprachen, daß nicht Minne mich zu Euch führe, mußte sie nicht mir mehr glauben als den Andern? Seht, ich wollte sie bitten mit mir zu gehen, mit ihr und meiner Schwester wollt' ich zu Euch kommen, Ihr hättet

mir's verstattet und dann hätte ich gesagt: Schaut Euch meine Wilfriede an und dann sagt selber, ob ich es je hätte wagen dürfen, meine Augen auch nur mit einem Gedanken an irdische Minne zu ihr zu erheben! Warum glauben sie denn nicht auch, daß ich um die Minne der Frau Kurfürstin werbe!"

„Die Frau Kurfürstin steht über den Knappen, wer aber ist Wilfriede?" entgegnete sie wehmüthig, „und doch," rief sie, sich aufrichtend, „fließt in meinen Adern edles Blut."

„Ich will Euch etwas sagen, Heinz," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „ich hab' nicht viel von der Welt gesehen, aber mein Bruder, Wirich, der hat genug in ihr gelebt, um sie zu kennen, und der hat mir mal gesagt: Die Menschen glauben das Einfachste nicht, wenn es groß und schön ist, aber sie glauben das Thörichte und Ungeheuerliche, wenn es klein und schlecht ist. Heute weiß ich, daß er Recht hatte, könnt Ihr Euch etwas Dümmeres denken, als eine Minne zwischen der alten Frau und dem jungen Knappen. Laßt ihnen ihre Thorheit, sie schlagen sich selbst damit ins Angesicht."

„Wie konnte aber Agathe —"

„Das arme Ding," unterbrach ihn Wilfriede, „das ist noch viel zu jung, um zu wissen, in welche schlechten Hände es gefallen ist; mit ihr hab' ich das größeste Mitleid, was muß sie leiden, um ihrer Thorheit willen! Die ahnt noch nicht, was sie Euch eigentlich angethan hat mit ihrer häßlichen Eifersucht!"

Erstaunt hörte Heinz ihr zu: bis jetzt hatten alle seine Freunde von der Kurfürstin und seiner Schwester an alle Schuld auf Agathe geworfen und sie sehr hart beurtheilt; nun kam Wilfriede und sprach für Agathe. Seltsam, es that ihm wohl, daß sie also verfuhr; sein eigenes Herz hatte schon lange nach einer Entschuldigung für sie gesucht. Wilfriede aber fuhr fort: „Und Ihr habt nach rechter Männerart den Augenblick versäumt, da ihr Herz noch ganz Euer war, sie an Euch zu binden durch Verspruch und Ring, Ihr seid auch Schuld daran, daß es so gekommen ist, habt gedacht, es kann Euch gar nicht fehlen, und so hat Euch Gott genommen, was Ihr nicht hoch genug geachtet, und so werdet Ihr auch noch das Kleinod Eures Glaubens hinwerfen und verlieren, wie die Burg Eurer Väter, wie Eure Liebe."

Eine lindernde Hand war's nicht, die Wilfriede heute auf die Wunden des Junkers legte,

sie preßte dieselben recht hart zusammen, nicht kühlendem Balsam, sondern scharfen Arznei=mitteln glichen ihre Worte und Heinz fuhr be=troffen zusammen. Sie sah wohl, wie es in seinen Augen aufflammte, aber auch in den ihren blitzte es: „Werft mich immerhin auch fort,“ sprach sie hastig weiter, „aber ich kann doch nicht anders, als Euch die Wahrheit sagen, gerade weil mein Herz an Euch hängt. Seht, ich hab' Euch neulich gesagt, Euer Kurfürst hätte das köstlichste Kleinod unserer Marken noch nicht entdeckt, ich will's Euch sagen, was es ist: unsere Treue, unser zähes Festhalten an Allem, was uns lieb und werth ist. Das müßt Ihr lernen von uns, Heinz, denn ohne das ist kein Heil weder hüben noch drüben!“

Sie schwieg hochaufathmend, Heinz aber er=widerte, nachdem er noch einige Minuten mit sich gekämpft hatte: „Ich danke Euch, Wilfriede, Ihr spracht keine sanften Worte, aber Ihr spracht auch nicht zu einem Knaben, der noch Süßes bedarf, Ihr spracht zu einem Manne und glaubt mir, Euch halte ich fest, Euch lasse ich nicht aus meiner Hand gleiten, Euch nicht und manches Andere nicht, meinen Herrn und Kurfürsten nicht, und auch meinen Herrn droben nicht. Viel=

leicht hätt' ich ihn verloren, wenn ich Agathe gewonnen hätte, vielleicht hab' ich ihn nun erst recht gefunden, da ich sie verloren habe!"

Weich und mild wurden Wilfriedens Züge. „Ihr seid doch auf dem rechten Wege," sagte sie, „und darum sage ich es Euch noch einmal, die Sonne bricht doch wieder durch."

Sie stand auf, holte ihren Rocken und begann eifrig zu spinnen, Heinz ging mit verschränkten Armen auf und ab.

„Wißt Ihr, was mein tiefster Schmerz ist bei der ganzen Sache?" fragte er auf einmal.

„Daß Euer Kleinod in Hände gefallen ist, die nicht damit umzugehen wissen und es verderben," sagte sie und blickte sinnend ins Herdfeuer.

„Ihr habt's errathen," erwiderte er, „seht, meiner Väter Erbe litt keinen Schaden dadurch, daß ich es hingab, und Gott bleibt ewig derselbe Schöpfer und Erlöser, ob ich ihn verleugne oder nicht; Agathe aber — mein süßes Lieb, die mir ans Herz geworfen ward, — was wird aus ihr werden in der Hand eines Marx Hayden!"

„Ja, mein armer Heinz," antwortete sie, „es könnte wohl am großen Gerichtstage manches arme Weib einen Mann fragen: Was hast Du

aus mir werden lassen? wenn nicht auch für sie der am Kreuz gestorben wäre, wenn sie nicht auch bei ihm Heilung finden könnte. Befiehl sie ihm, vielleicht gelingt es dem Prahlhans doch nicht, sie zu verderben, vielleicht macht sie einen rechtschaffenen Mann aus ihm, es ist das schon mancher Frau gelungen!“

Heinz Wildenreuth seufzte tief auf, dann sagte er plötzlich: „Wilfriede, ich glaube, ich hätte ebenso tief getrauert, wenn ich Euch verloren hätte, wie ich jetzt um Agathe trauere.“

Da lachte sie hell auf, daß es wie Musik durch den Raum klang und Wirich oben über seinen Büchern lauschend empor fuhr. Selbst Heinz mußte in all' seinem Leid lachen, seit langen Tagen zum ersten Mal.

„Ich will noch vor Nacht wieder nach Tangermünde zurück,“ nahm er nach einer längeren Pause das Wort, „zuvor aber noch eins: Habt Ihr Eurem Bruder gesagt, daß ich ihm gern die Hand reichte, als Einem, der auch in dem heiligen Buche forscht —“

„Und doch keinen Frieden findet,“ seufzte Wilfriede, „ich hab' ihm Alles gesagt, aber sein Haß gegen die Franken ist zu tief, ja es ist, als ob er gegen Euch einen besonderen Groll hätte,

als ob er Euch von allen Franken am wenigsten sehen wollte."

„Was weiß er von mir, nichts als daß ich mir einst den Zugang zu Eurem Hause etwas gewaltsam eröffnete," antwortete Heinz verwundert.

„Es schmerzt ihn, daß ich mir einen Franken so lieb werden ließ, wie der Sohn der Mutter lieb," entgegnete Wilfriede sinnend, „und doch ist's das nicht allein, aber meines armen Bruders Leben ist so voller Geheimnisse, daß ich sie weder lösen noch begreifen kann, es ist auch besser, wir lassen ihn in Frieden!"

„Wenn Ihr meint," erwiderte Heinz, „so mag's drum sein; ich wollte sein Freund werden nur weil er Euer Bruder ist!"

Wilfriede fühlte wohl, daß Wildenreuth gekränkt war, aber sie wußte auch, daß er ihr diese Kränkung nicht nachtragen würde. Darum schob sie auch die Eile, mit der Heinz heut fortzukommen strebte, nicht auf diese Kränkung, sondern fragte ganz unbefangen: „Was treibt Euch nur heut so eilig heim?"

„Eine thörichte Hoffnung," erwiderte er, „ich meine, vielleicht ist Agathe noch nicht fort und

wir können doch noch ohne Groll scheiden; soll ich sie mir künftig immer denken, wie ich sie zuletzt sah, auf der Flucht vor mir!“

„Das ist eine wunderliche Hoffnung,“ sagte Wilfriede und schüttelte den Kopf. „Meinet Ihr, sie wird um Euretwillen gezaudert haben abzureisen? Ich glaub's nicht und nehmt mir's nicht übel, Heinz, ich hätt's auch nicht gethan. Warum ließet Ihr sie denn vor Euch fliehen, war sie's nicht werth, daß Ihr den Arm nach ihr ausstrecktet?“

Da wandte sich Heinz ab und schwieg; der Abschied von Wilfriede war aber doch ein so herzlicher wie immer.

Den langen Weg bis Quetzborn legte der Knappe fast laufend zurück und obgleich er todtmüde war, ließ er sich doch nicht dort zurückhalten, sondern bestieg sein Pferd und jagte nach Tangermünde.

Vor der Stadt ließ ihn der Fährmann ungebührlich lange warten, und er schnob ihn deshalb ganz gewaltig an, worüber der die Augen weit aufriß, denn der Junker Wildenreuth war um seines freundlichen, leutseligen Wesens willen gerade bei den geringen Leuten sehr beliebt.

Endlich gelangte Heinz in die Burg, warf sich vom Pferde und eilte in die Halle. Sein Herz schlug laut und jetzt rief die Stimme der Fräulein Hofmeisterin, die immer an verdorbenen Essig gemahnte: „Ihr habt etwas versäumt, Knappe, das Stücklein Nürnberger Tand, das sich in den letzten Monden hier so breit machte, ist auf und davon mit seiner Sippe, hat sich aber erst noch von dem Manne mit der allzeit gefüllten Tasche den Brautring an den Finger stecken lassen."

„Ist's wahr?" fragte Heinz weiß bis in die Lippen, aber ganz ruhig, und von allen Seiten ward es ihm bestätigt.

„Nun, so wollen wir ihnen Glück wünschen," sprach er dann und setzte sich zu den anderen Knappen; erst nach einer ganzen Weile ging er auf seine Kammer.

„Mir scheint's, der Wildenreuther macht gute Miene zum bösen Spiel," sagten hinter ihm her, „oder er hat nie im Ernst an die Kleine gedacht."

Heinz aber saß auf seinem Lager in tiefes Sinnen verloren: „Mit einem Mal sagte er ganz laut: „Agathe Hayden," und das Wort schien einen Zauber gebrochen, ihn aus tiefem Schlafe

erweckt zu haben, denn er sah verwundert um sich. Agathe Hayden, das Wort hatte seinen Liebestraum zerstört, er war erwacht, die Zeit der Minne war vorüber, für immer — wenigstens glaubte es der Wildenreuther.

Sechszehntes Kapitel.

Der Ritter.

Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte hoch oben!
Märkische Volksweise.

Der junge Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard saß noch immer als Gefangener zu Tangermünde, wo er übrigens mit der größesten Milde behandelt wurde — wie hätte auch die schöne Else rauh sein können gegen einen Gefangenen — während seine Vormünder die Mecklenburgischen Herzöge mit Braunschweig, Sachsen, Lauenburg, Holstein und Pommern ein Bündniß zu seiner Befreiung schlossen. Da mochte der schönen Else das tapfere Herz doch manchmal ängstlich schlagen, besonders da Friedrich noch immer nicht kam. Aber sie war nicht verlassen, immer mehr lernten die Märker die

hochgemute Frau lieben und bewundern, die so tapfer ausharrte und die Wunden zu heilen suchte, welche die Fehden schlugen. Zerstörtes ward aufgebaut mit ihrer Hülfe, Mißbräuche wurden abgestellt, mildere Sitten brachen sich Bahn, ja, Frau Else konnte hie und da wirklich ihr Kochbüchlein hervorholen, das Heinz einst so sauber ausgemalt hatte, und einer märkischen Edelfrau ein Rezept daraus mittheilen. Vor allen Dingen aber verbanden gerade die Fehden mit den auswärtigen Feinden die Märker recht innig mit der Kurfürstin und den Franken. Die Pommern, die Mecklenburger, die Sachsen und wer sie alle waren, sie leisteten den Hohenzollern die besten Dienste; nun kämpften die Märker nicht mehr gegen ihn, sie kämpften unter seiner Fahne gegen die, so ihnen gemeinschaftlich feind waren.

Unter denen, die mit immer gleicher Tapferkeit für Friedrichs und Brandenburgs Ruhm fochten, war Heinz Wildenreuth einer der ersten, auf der Burg war er jetzt stiller als sonst, die Wunde, die ihm Agathe geschlagen, vernarbte nur langsam, in der Schlacht aber war er von einer Freudigkeit, die Alles mit sich fortriß,

dabei warf er aber nicht etwa leichtsinnig sein Leben in die Schanze, er dachte nicht daran, seinem Liebesgram durch den Tod in der Schlacht ein Ende zu machen, nein, es war die deutsche Mannesfreude am Schwerte, die aus seinen Augen geleuchtet hatte, schon damals als er an der Seite seines Herren zum ersten Male gefochten hatte. Und diese Freude ward immer von Neuem lebendig, sobald er den Kampfruf hörte, und immer größer, je mehr er ins feindliche Gedränge gerieth. Darum hießen sie ihn auch bald am Hofe nicht mehr den Ketzer-Heinz, sondern den Schwert-Heinz und mit diesem Namen rief ihn auch Wilfriede am Liebsten, wenn er von aller Schwertfreude an ihrem Herde rastete.

Immer mehr wurden seine Besuche die einzigen Lichtblicke in dem Leben des armen Weibes, denn Wirich wurde, wie sie ihm leise klagte, immermehr eine Beute finsterer Gewalten. „Ich fürchte, seine Krankheit raubt ihm noch den Verstand," seufzte sie und Heinz schauderte bei dem Gedanken, sie in dem Bereich eines Wahnsinnigen zu wissen.

„Sorget Euch deshalb nicht," redete sie ihm seine Angst aus, „nie wird Wirich seine Hand gegen mich erheben, nie werde ich die geringste

Gefahr in seiner Nähe leiden, er lebt und athmet ja nur für mich. Was meint Ihr denn, warum er in dem heiligen Buche forscht, nicht um seinetwillen, sondern nur um meinetwillen."

„Um Euretwillen?" fragte Heinz erstaunt.

Sie nickte. „Ich kann Euch die Räthsel nicht lösen, die mich umgeben, Heinz, nicht ehe ich nicht weiß, daß Einer zur Ruhe ging, um dessentwillen mein Name nicht genannt darf werden, was thut's auch, eins aber glaubt mir, der Arme da oben ist nicht gefährlich für mich."

Aber das Alles machte Heinz doch nicht ruhig über ihr Schicksal, und nur der Gedanke an die beiden rüstigen Menschen Hans und Anne, die ihr aufrichtig ergeben waren, tröstete ihn etwas.

Von Agathe erfuhr er nichts, sie war nun wohl längst Haydens Ehefrau und fühlte sich nicht versucht, der Kurfürstin eine Nachricht zu senden, da diese sie in offenbarer Ungnade entlassen hatte. Mit der Verlobung Agathes waren in der Seele des jungen Wildenreuths auch die Gedanken an ein Lehen, an die Gründung eines eigenen Hauses vollständig verschwunden. Er blieb der Knappe des Kurfürsten, der abenteuernde Edelmann, wie es so viele gab. Seine Armuth' um die sich Marx Hayden so viel den Mund

zerrissen hatte, konnte den einzelnen Mann nicht drücken; für seinen, eines Knechtes und eines Rosses Unterhalt, ja sogar für seine Kleidung sorgte der Kurfürst, dazu kam noch der Ertrag eines kleinen Weingutes in Franken, das einst seiner Mutter gehört hatte. Zwar kam ihm dieser ohnehin nicht bedeutende Ertrag nicht regelmäßig zu, — gewöhnlich durch einen fränkischen Edelmann oder Kaufmann, der in die Mark kam und dem er durch Philipp Wildenreuth anvertraut worden war, aber Heinz Wildenreuth hatte wenig Bedürfnisse. Er war kein Spieler und kein übermäßiger Trinker, wenn er auch den Becher nicht verschmähte, Almosen, Papier, Federn und Farben waren eigentlich die einzigen Dinge, die ihm Geld kosteten, aber ihn nicht zum Schulden machen verleiteten. So war Heinz Wildenreuth im Gefolge des Kurfürsten trotz seiner sogenannten Armuth vielleicht der freieste und sorgenloseste unter allen Rittern und Knappen, die meist unter einer schweren Schuldenlast seufzten. Selbst Kurfürst und Kurfürstin hatten oft mit Geldsorgen zu kämpfen und die Brust des jungen Knappen hob sich oft freudig in dem Gedanken, von solcher Plage nichts zu wissen.

Eine große Freude aber war es ihm, als Herr

Friedrich endlich, endlich in die Mark zurückkam, um selbst seinen Feinden gegenüber zu treten.

„Ich glaube, Heinz Wildenreuth und ich freuen uns am meisten Eurer Rückkehr," meinte die schöne Else und hatte vielleicht nicht Unrecht.

So konnte denn Heinz wieder an seines Herrn Seite streiten; aber er zog auch mit ihm nach Breslau, wo auf einem Fürstentage Friedrich nicht nur ein Bündniß mit den Braunschweigern schloß, sondern auch zwei seiner Töchter mit braunschweigischen Herzögen verlobte.

Ein tiefer Schmerz ergriff den Wildenreuther, als auf diesem Fürstentage ein Feldzug zur Vertilgung der hussitischen Ketzerei beschlossen wurde, er schlug sich mit bangen Zweifeln herum, ob er nicht offen seinem Kurfürsten erklären müsse: Ich bin auch ein hussitischer Ketzer, auch gegen mich muß sich der Feldzug richten, da drang ein Nothschrei aus der Mark so gellend, so verzweifelnd an Friedrichs Ohr, daß er ihm sofort nachgab, seine Gemahlin in Breslau ließ und seinen bedrängten Unterthanen zu Hülfe eilte.

Heinz war mit ihm und hatte fürs Erste keine Zeit, seinen Zweifeln weiter nachzuhängen; er mußte seinen Herrn Garlosen und Dömitz erobern helfen und lag nun mit ihm vor Anger-

münde, Ketzer- oder Neu-Angermünde, wie es zum Unterschied von Alt- oder Tangermünde a. d. Elbe genannt wurde.

Siebenzig lange Jahre hatten die Pommern Angermünde mit eisernen Fäusten festgehalten, stattlich genug lag es da vor den Augen der Belagerer in waldiger Gegend an der Münde, dem weiten See, von dem es seinen Namen hat; eine Mauer mit vier Thürmen umgab die Stadt; hart am See erhob sich eine befestigte Burg, die Johann von Briesen, der Hauptmann der Pommernherzöge, gegen Herrn Friedrich hielt.

Diesem war es zunächst darum zu thun, die Stadt zu gewinnen; und er befahl einen Sturm auf dieselbe zu wagen. Jauchzend willigten seine Brandenburger ein; seit Friedrich sie bei Gorlosen und Dömitz selbst zum Kampfe geführt hatte, hingegen sie mit ganz anderer Ehrfurcht an ihm, die Trotzigsten unter den Trotzigen führten ihm ihre Mannen zu; da flog die Gans von Putlitz auf, die Klaue der Schulenburg reckte sich ihm entgegen, aufblühten in seinem Garten die Rosen der Alvensleben und der grimme Bock der Bredows zeigte seine Hörner den Feinden der Hohenzollern. Eine wunderbare Freudigkeit kam über Friedrich, jetzt sah er, daß

er doch nicht umsonst nach Brandenburg gegangen war, und vor Angermünde sollte er's so recht sehen, was es heißt über märkische Junker zu gebieten. Nicht gegen sie, mit ihnen stritt er, wie er's so heiß gewünscht, mochten die Pommern ihre Sturmböcke vorschieben und ihre Steinbüchsen donnern, die Brandenburger wichen nicht, unaufhörlich drangen sie vorwärts — da ließen die Bürger von Angermünde selbst die Zugbrücke nieder und öffneten die Thore. Mit wehenden Bannern unter Pfeifen- und Trompetenschall zog Herr Friedrich ein, dicht hinter ihm Heinz Wildenreuth und danach sein ganzes Heer. Die Pommern warfen sich indessen in die Burg und hielten auch das Seethor noch besetzt, so daß Friedrich das Schloß nicht, wie er gern gethan hätte, ringsum einschließen konnte. Seine Krieger legten sich in die Häuser der Berliner-, Kloster-, Rosen- und Fischerstraße, Hans von Putlitz aber hielt draußen mit 400 Reitern die Wache. Auf dem Marktplatze, an dem das stattliche Rathhaus stand, ließ Herr Friedrich eine Wagenburg schlagen und seine Geschütze so aufrichten, daß sie die Straßen bestreichen konnten. Eine Anzahl der tapfersten Ritter, Knappen und Mannen blieben bei dieser Wagenburg zurück. Die mär-

kischen Junker betrachteten die Geschütze noch immer mit einem gewissen Mißtrauen, sie kämpften lieber nach alter Weise Mann gegen Mann und Heinz Wildenreuth dachte in diesem Punkte genau wie sie.

Da flammten die Wachtfeuer auf bei Pommern und Märkern, auf beiden Seiten war man auf der Hut, und die Pommern bekamen bald Hülfe. Herzog Casimir von Stettin, Bischof Magnus von Cammin und eine polnische Schar zogen heran, so daß es der Feinde gar viel waren, die Herrn Friedrich gegenüber waren. Staunend sahen die Märker, daß Herrn Friedrichs Angesicht immer heller wurde, je mehr der Feinde auftauchten, staunend sahen sie, wie er nicht nur mit gewaffneter Hand, sondern auch mit seinem klugen Kopf sie in Schach hielt, und Heinz Wildenreuth hörte mehr als einmal beim Wachtfeuer die Rede unter ihnen gehen: „Seit den Tagen des großen Waldemar sind wir nicht also wohlgeführt worden und berathen, denn jetzt unter Herrn Friedrich.“ Die Pommern aber gedachten ihn zu überrumpeln und späheten fleißig, um den geeigneten Augenblick nicht zu verpassen.

Eine wundervolle Frühlingsnacht lag auf der Erde, so mild und wonnig, wie sie Mark Branden-

burg im März sonst noch nicht kennt; die Bäume blühten bereits, wie es die Chronisten als eine schier wundersame Erscheinung aufgezeichnet haben, und leiser Blüthenduft wehte durch die Nacht. Herr Friedrich hatte in einem Hause am Markte Herberge genommen, er war entschlummert und zu seinen Füßen lag mit bloßem Schwert Heinz Wildenreuth. Er hatte die Augen weit offen und sein Ohr lauschte gespannt auf das leiseste Geräusch. Ein sonderbares Gemurmel hörte er und plötzlich sprang er auf.

„Gnädiger Herr," rief er mit lauter Stimme, „erwacht, es ist nicht richtig in der Stadt."

Der Kurfürst erwachte und horchte ebenfalls hinaus. „Du hast Recht," rief er schnell, hilf mir in die Rüstung!"

Er war noch nicht fertig damit, als an die Thür des Hauses gedonnert wurde. Ein Bote des Feldobersten Günzel von Bartensleben begehrte Einlaß. Als ihm geöffnet war, kam ihm der Kurfürst schon entgegen, von Heinz auf dem Fuße gefolgt.

„Die Feinde brechen aus dem Schloß in die Stadt," keuchte der Bote, es war ein Bredow, „und dringen zu den Thoren ein, in drei Gassen weht der rothe Greif."

„Wir wollen sie greifen, die drei Greifen," sprach Herr Friedrich mit freudigem Ernst, „der rothe Adler soll auffliegen, ich komme!" Er kam und das Adlerbanner ward entrollt, aber zugleich scholl es aus hundert Kehlen: „Stettin, Stettin!" Das war der Pommern Feldgeschrei und „Brandenburg, Brandenburg!" riefen die Märker.

Draußen aber war die Gans von Putlitz nicht umsonst auf Wache gewesen; Herr Caspar drang durch das Thor und fiel dem Herzog Casimir in die Flanke, sodaß er ihn zum Rückzug zwang. Vergebens wagte sein Hauptmann Detlev Schwerin einen Sturm auf die Wagenburg, er bezahlte seinen Todesmuth mit dem Leben. Zwei der Greifenbanner waren schon in die Hände der Märker gefallen, um das dritte rang Heinz Wildenreuth, fast unter den Augen des Kurfürsten mit einem riesigen breitschulterigen Pommern, der dem schlanken fränkischen Junker dreifach überlegen schien. Aber Heinz hatte Sehnen wie von Stahl, und wo der Pommer kräftiger war, da war er geschickter und das Geschick gewann's über die rohe Kraft. Nach hartnäckigem Widerstande unterlag der Pommer und das eroberte Banner stolz in der Linken schwenkend, ritt Heinz an den Kurfürsten heran.

„Gnädigster Herr," rief er freudig, „alle Ehren dieser Nacht konnte ich den Märkern nicht lassen, Franken ist auch noch da!"

Da zog es wie Sonnenschein über Friedrichs Antlitz, Heinz sah es wohl, im Licht der Wacht=feuer und im Schimmer des Mondes und mit heller Stimme sagte er: „Ich danke Dir, Heinz Wildenreuth, Du sollst das Pommern=Banner nach Berlin in die Kirche unserer lieben Frau tragen, dahin soll auch das zweite und das dritte sende ich zum heiligen Blut nach Wilsnack."

Und weiter führte der Hohenzollern seine Schaaren zum Siege, mit unwiderstehlicher Kraft brach er in die Burg und verjagte den Haupt=mann der Pommern, Putlitz rang mit den Polen und überall behauptete Brandenburg den Sieg. Dreihundert Pommern waren gefangen und fünf=hundert Pferde erbeutet, welche die Märker unter sich vertheilten.

Als Heinz Wildenreuth nach seiner Gewohn=heit sich vor dem Lager ausstreckte, das sein Herr zu kurzer Rast bestiegen hatte, sagte dieser ernst=freundlich zu ihm: „Wache noch einmal gut bei Deinem Herrn, Heinz," „es möchte leichtlich das letzte Mal sein!"

Einen Augenblick starrte Heinz den Kurfürsten

erschrocken an, dann dämmerte Verständniß für dessen Worte in seiner Seele auf; sein Herz begann rascher zu schlagen, Röthe und Bläße wechselten auf seinem Antlitz, „mein Herr und Kurfürst," stammelte er.

„Morgen, morgen," sagte dieser gütig, „es wird nicht schaden, wenn Du diese Nacht im Gebete zubringst, denn also muß es eigentlich sein, es wäre denn, der Kampf hätte Dich ermüdet. Gute Nacht, mein Heinz, hab' Dank, daß Franken auch noch da war!"

Ja, Herr Friedrich liebte seine Marken und wäre in den Tod gegangen für sie, aber seine sonnige Heimath konnte er doch nicht vergessen, konnte nicht vergessen, daß er ein Franke war.

Heinz Wildenreuth kam der Weisung seines Herrn nach und verbrachte den Rest der Nacht in brünstigem Gebet.

Als es Morgen ward, war Herr Friedrich bald auf und gab den Befehl, die Wagenburg zu zerstören, Markt und Straßen zu säubern; sein Heer aber ließ er allen kriegerischen Schmuck anthun, als wollte er's noch einmal zur Schlacht führen. An seiner Spitze zog er dann in die ehrwürdige hochgethürmte Marienkirche, wo eine

feierliche Messe gehalten und danach das Tedeum angestimmt wurde.

Der Hohenzoller hatte einen gewaltigen Sieg errungen, einen Sieg, der ihn zum Herrn der Ukermark machte, aber er gab Gott die Ehre! Das machte einen gewaltigen Eindruck auf die märkischen Junker.

Nach dem Gottesdienst aber versammelte der Kurfürst sein ganzes Heer auf dem Markte und trat, von den Feldobersten und Hauptleuten umgeben, in seine Mitte. Wuchtig klang seine Stimme hin über den Markt, als er seinen Schaaren dankte für ihren Muth und ihnen anzeigte, daß er gesonnen sei, Denen, die im Kampfe sich ausgezeichnet hätten und die goldenen Sporen noch nicht besäßen, die Ritterwürde verleihen zu lassen durch seinen Feldobersten den Ritter Günzel von Bartensleben und seien solche Tapfere besonders Hans und Jochen Bredow, Mathias Uchtenhagen, Ludolf Alvensleben, Bernd von der Schulenburg und Heinz Wildenreuth.

„Freilich," schloß der Kurfürst, fehlen die Hände schöner Frauen, Euch die Sporen anzuheften, auch sind solche güldene Sporen nicht zur Hand, Ihr werdet Ritter nicht nach dem Ceremoniell, sondern nach kurzem Kriegsgebrauch,

aber wir meinen, ritterliche Ehre so zu empfangen ehrt doppelt, wohlauf denn Ritter Bartensleben thut Eure Pflicht.

Da zog der grimme alte Bartensleben sein Schwert und hervor trat ein Herold im silbernen Wappenrock mit dem rothen Adler auf der Brust, der rief die Tapferen mit ihrem Namen, damit sie vorträten und den Ritterschlag empfingen.

Uchtenhagen, Alvensleben und Schulenburg waren schon gerufen worden, da schallte es wieder über den Markt: „Es wolle dem gestrengen Herrn Heinz von Wildenreuth belieben vorzutreten, um den Ritterschlag zu empfangen!“

Mit bloßem Haupt, ohne Schild und Lanze, einen weißen Waffenrock über dem Panzerhemd, umgürtet mit seinem guten Schwert, mit Arm=blech und Beinschienen ausgerüstet, trat Heinz Wildenreuth langsam vor. Das braune Gelock fiel ihm in die Stirn, die braunen Augen leuch=teten sieghaft, die schlanke, edle Gestalt bewegte sich mit fast fürstlicher Vornehmheit und die Mannen, die ihn hatten kämpfen sehen, jauchzten ihm zu. Unter solchem Jauchzen kniete er vor dem Feldobersten nieder und legte die Hände, die in den ungefügen Panzerhandschuhen steckten, be=tend aneinander.

Da hob Bartensleben sein Schwert mit der Rechten und ließ es langsam auf des Wildenreuthers Schulter fallen, indem er sprach: „Im Namen Gottes," wieder hob er das Schwert und wieder ließ er es fallen mit den Worten: „Des heiligen Michaels," und dann fiel der dritte Schlag, bei dem es hieß: „Und des heiligen Georg mache ich Dich zum Ritter, sei tapfer, unverzagt und treu!"

Sogleich nach diesen Worten erhob sich Heinz, ein junger Knappe reichte ihm den Helm, den Schild mit dem Eihorn und die Lanze und führte ihm ein Roß vor, auf das er sich ohne Steigbügel mit Blitzesschnelle hinaufschwang. Dann jagte er ein paar mal mit eingelegter Lanze im Kreise herum und warf den Reisigen eine Hand voll kleine Goldmünzen zu, worauf er unter ihrem Jubelruf wieder abstieg.

So ward Heinz Wildenreuth auf dem Markte zu Angermünde zum Ritter geschlagen und sein Kurfürst redete ihn von da ab mit Ihr an. Wie jetzt seine Augen auf die des Kurfürsten trafen, kam ihm eine Erinnerung, er seufzte tief auf und trat zu den Anderen.

Noch vor dem Schluß des für ihn so wichtigen Tages ward er zu Herrn Friedrich entboten und

beeilte sich diesem Rufe nachzukommen. Der Kurfürst hatte seine Rüstung abgelegt und saß in einem weiten faltigen Gewande vor einem mit Schreibgeräth bedeckten Tische; er hatte den Sieg von Angermünde nicht nur an Frau Else gemeldet, die damals zu Breslau weilte, sondern auch noch eine Reihe anderer Briefe geschrieben.

„Würdet Ihr ein Brieflein nach Berlin mitnehmen, Ritter," redete er Wildenreuth an, „wenn Ihr das von Euch eroberte Greifenbanner dorthin bringt?"

„Ich bin meines gnädigsten Herrn Mann, nach wie vor," erwiderte der junge Ritter.

„Ich danke Euch um solcher Gesinnung willen," sprach der Kurfürst, „aber, mein lieber Heinz, habt Ihr mich um nichts zu bitten; Ihr seid arm, macht nicht ein so zornig Gesicht, es ist keine Schande, ich bin auch nicht reich, aber Ihr habt eine Würde empfangen, die wie jede Würde ihre Bürde hat. Ich meine die goldenen Sporen kosten Geld, wovon wollt Ihr sie bezahlen, denn die Goldmünzen, die Ihr den Reisigen hinwarft, als ob Ihr der reichste Mann in den Marken wäret, waren sicher Euer einziges Besitzthum."

„Sie waren es, Herr," erwiderte Heinz ruhig, „aber ich habe mein Beutepferd an Matthias

Uchtenhagen verkauft, das langt für die goldenen Sporen."

„So soll ich Dich nicht zu meinem Lehnsmann in der Ukermark machen?" fragte Friedrich.

„Nein, mein Kurfürst, laßt mich Euch folgen von Sieg zu Sieg, mein Schwert nährt mich, ich gedenke keinen Herd zu gründen, was soll mir das Haus?"

Friedrich kannte des Wildenreuthers leidvolle Liebesgeschichte, darum verstand er seine Worte und drang nicht weiter in ihn.

„Dennoch hab' ich eine Bitte," nahm Heinz das Wort.

„Sprecht, sprecht," rief der Kurfürst, freudig überrascht.

„Denkt Ihr noch des Tages, mein gnädiger Herr," begann der Ritter, „da Ihr mir gelobtet, den Schleier von meines Vaters Tode zu ziehen, wenn ich ein Mann geworden sein und den Ritterschlag erlangt haben würde. Der Tag ist da, ich mahne Euch an Euer Versprechen, Herr!"

Unmuthig schüttelte der Kurfürst das Haupt. „Ich dachte, Ihr solltet anderen Sinnes werden bis dahin; besteht Ihr drauf, so muß ich mein Wort halten, aber Ihr solltet mich dessen entbinden."

„Ich kann nicht, Herr," seufzte Wildenreuth, „es ist stärker als ich."

Noch eins will ich Euch sagen, Ritter," fuhr der Kurfürst fort, „nicht alle Schleier kann ich heben von dem dunkeln Räthsel, das Eures Vaters Tod umgiebt, es ist möglich, daß es Euch nur noch dunkler scheint, wenn ich gesprochen habe, rechnet mir's dann nicht zu."

„Wie kann mein Herr solches von mir denken?" sprach Heinz verwundert.

„So sollt Ihr Euren Willen haben," schloß Friedrich, „aber zu dieser Stunde habe ich nicht Zeit. Laßt uns morgen hineinreiten in den Werbellin, wie sie den Wald da drüben nennen, will mir das künftige Jagdrevier des Kurfürsten von Brandenburg doch einmal in der Nähe ansehen. Dann will ich Euch melden, was ich vor acht Jahren in der Haide bei Tangermünde erlebt. Denkt zuvor nach, ob Ihr in Eures Vaters Leben etwa eine rasche That oder ein Unrecht findet, ich hab' mir manchmal mein Gehirn zermartert und doch nichts gefunden."

Der Ritter war zusammengefahren, er begriff nicht, was der Kurfürst mit seiner Andeutung wollte; er verneigte sich und sagte ernst: „Auf morgen!"

„Auf morgen," wiederholte der Kurfürst und pfiff nach seinem Knechte, der ihm die Rüstung wieder anlegen mußte. Dann nahm er den Helm und von Heinz gefolgt, begab er sich in den Schloßhof. Die Reisigen lagen um die Feuer, der Mond schien, die Sterne blinkten, ganz wie ein paar Nächte zuvor, und doch dünkte es dem Kurfürsten heut so anders, die Luft balsamischer, die Sterne heller. Ein paar märkische Ritter traten auf den Kurfürsten heran, er wollte sie eben anreden, da begann eine tiefe Stimme am Wachtfeuer zu singen:

Wir wollen singen einen neuen Rei,
Nach dem Winter kommt der Mai,
Das haben wir wohl vernommen,
Daß Ketzer=Angermünde gewonnen ward,
Das nahm des Markgrafs Frommen.
Die Gans von Putlitz lag hinter dem Graben,
Wie grimmig streckte sie ihren Kragen,
Ueber die Greifen alle.
Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte hoch oben!"

„Bartensleben," wandte sich der Kurfürst an seinen Feldobersten, „sagtet Ihr mir nicht, die Märker wüßten nicht zu singen, und bei Gott, ich hör's heut auch zum ersten Mal."

Da reckte und dehnte sich Bartensleben und

mit tiefer Stimme sagte er: „Herr, wenn die Märker siegen, singen sie auch!“

Unterdessen ging das Lied weiter:

Die Gans war des Muthes also voll,
Durch die Mauer brach sie sich eine Höhl'
Durch die harten Feldsteine.
Da sie auf dem Markt ankamen,
Da waren ihrer Zehne auf einen.

Sie singen Euren Ruhm, Putlitz,“ wandte sich Friedrich an Caspar Putlitz, den Landeshauptmann der Priegnitz, der aber schüttelte den Kopf: „Nein, Herr, Euer ist der Ruhm; einst unter den edlen Askaniern klang und sang es auch in Mark Brandenburg, dann verstummte sie, Ihr habt sie wieder singen gelehrt und das im ersten Lied, das Mark Brandenburg vom Hohenzollern-Adler singt, auch die Gans erwähnt wird, das soll der Putlitze Stolz bleiben für alle Zeit.“

Und der das neue Lied uns sang,

begann wieder eine einzelne Stimme:

Ein Schmiedeknecht ist er genannt,
Er heißt: Kuno Finken.
Er führt ein Hämmerchen auf seiner Hand,
Gut Bierchen mag er wohl trinken.

„So trink' gut Bierchen dafür,“ rief der

Kurfürst und warf dem Sänger ein Goldstück zu, Putlitz that dasselbe.

„Danke, Ihr Herren," rief Kuno Finken, „dafür mach' ich meinen Reim noch ein gut Theil länger."

„Sollst mein Hof- und Leibhufschmied werden, Kuno," rief der Kurfürst.

„Topp, gnädiger Herr, schallte es zurück. Lachend entfernten sich die Herren, hinter ihnen aber klang es:

Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte hoch oben!

Siebzehntes Kapitel.

Der Verfehmte.

Und hört aus meinem Munde
Von dem, was noch zu sagen bleibt, die Kunde.
Maaß für Maaß.

Der Werbellin! Wie ein heller Jagdruf klingt der Name, wie das Brausen des Eichwaldes und der Brunftschrei des Hirsches. Der Werbellin hieß das uralte Jagdrevier der Askanischen Markgrafen von Brandenburg in der Ukermark, das sich meilenlang im Halbkreise um den Werbellin- und Grimnitz-See zog. Ein lustiger Jagdgrund war's mit seinen Eichen und Buchen, seinen hellen Seen und seinem beinahe fabelhaften Wildreichthum, denn einen besseren Ort für Hirsche gab's nirgend im ganzen Lande Brandenburg. Ein Jagdschlößlein nach dem andern bauten die lieder- und schwertfrohen, die jagdfreudigen Askanier in

Werbellin, und im Werbellin sang Otto mit dem Pfeil seine süßen Minnelieder. Dann kamen die schlimmen Zeiten, in denen einer dem andern die Marken hinwarf wie eine werthlose Frucht und in denen doch immer wieder Einer die Hand danach ausstreckte in dunkler Ahnung, daß sie doch so werthlos nicht sei. Da fiel auch Schloß Werbellin in Trümmern, im Forst verstummte Jagdruf und Harfenklang, nur die Hirsche schrien weiter und hielten im Herbst ihre Versamm=lungen.

Einsam und verlassen lag Schloß Grimnitz, verlassen der Werbellin. Wohl suchten ihn die bairischen Kurfürsten hie und da auf, aber es ward ihnen nicht wohl darin, es klang im Wer=bellin zu deutlich von der Askanier Herrlichkeit und das hörten die stolzen Wittelsbacher nicht gern; es war wie eine Mahnung, die ihnen unbe=quem war. Ueberall fiel der Schatten der As=kanier in ihren Weg, bis sie es müde wurden, mit ihm zu kämpfen, und die Marken den Lützel=burgern überließen. Die ließen es vollends im Werbellin klingen und klagen, der große Karl bevorzugte die Lande an der Elbe und seine Nachfolger kümmerten sich überhaupt nicht mehr um die Marken, da kam jener wunderherrliche

Lenz des Jahres 1420, der die Rosen schon im April blühen ließ, und wieder ritt ein Kurfürst von Brandenburg durch den Werbellin dem Schlößlein Grimnitz zu. Herr Friedrich war's, in dessen Begleitung sich nur Heinz Wildenreuth befand. Stundenlang waren sie am See hin durch den Forst geritten, durch die Wipfel der Eichen und Buchen rauschte es in vollen Tönen, Herr Friedrich aber lauschte mit froher Brust dem Klange; er fürchtete den Schatten der Askanier nicht.

„Hört Ihr, Heinz," wandte er sich an den schweigend neben ihm Reitenden, „Waldemar, Otto und Johann ruft's aus allen Zweigen, ja wartet nur, einst soll es Friedrich, Friedrich klingen, Friedrich und Hohenzollern." Und weiter ritten sie, die Augen des Kurfürsten leuchteten. „Das ist ein Jagdgrund eines Kaisers würdig," rief er jauchzend, „und er ist mein!"

Selbst Heinz Wildenreuth riß sich aus seinen schweren Gedanken heraus und sah sich im Geiste mit seinem Herrn jagen.

„Rothwild habe ich auf unserem Ritt gesehen," fuhr Herr Friedrich fort, „wie ich es bis jetzt noch nicht erblickte, und in dem See soll's

zahllose Muränen geben, wie die Ukermärkischen mir sagen, den feinsten aller Fische!“

„Wer will's den Pommer-Herzögen verargen,“ meinte der Ritter Wildenreuth, „daß sie Euch dies Stück Erde nicht gutwillig überließen.“

„Ich nicht,“ lachte der Kurfürst, „denn nun ich's habe, gebe ich's auch nicht wieder her; ich glaube, die Hohenzollern werden im Werbellin eben so lustig jagen wie nur je die Askanier.“

Also jauchzend ritt Herr Friedrich durch den Werbellin und schien nicht zu sehen, daß die schönen braunen Augen des Ritters Wildenreuth fragend und bittend zu ihm hinsahen. Endlich merkte er's doch, und wie ein Schatten glitt es über seine Züge.

„Nun ja, Heinz,“ sagte er unmuthig, „ich hab's nicht vergessen; laß uns absteigen und einen stillen Fleck suchen zum Rasten, dann sollt Ihr hören, wonach Ihr so eigensinnig verlangt und was ich viel lieber verschwiege!“

Sie ritten noch etwa hundert Schritte weiter und stiegen dann ab; der Wald trat hier hart an den See heran, unter einer mächtigen Buche, die schon grün belaubt war, ließen sie sich nieder; still und blau lag die glänzende, spiegelhelle Fläche des Sees vor ihnen, das jenseitige Ufer

war flacher noch als dasjenige, auf dem sie sich befanden, hohes Schilf nickte herüber, über dem sich wieder Eichen- und Buchenkronen erhoben. Ganz blaß, kaum merklich schwamm die Mondsichel im Blau des Himmels, einen leisen feinen Duft verbreitete die Dämmerung über dies ganze Bild, aus den Eichen heraus aber schritt majestätisch ein Sechszehnender, stolz hob er den Kopf mit dem mächtigen Gehörn, dann beugte er ihn nieder, um in den Wassern des Sees seinen Durst zu löschen. Die beiden Männer drüben am anderen Ufer sahen dem Thiere mit angehaltenem Athem zu, als könne es sie hören, da wieherte eins der Rosse und im nächsten Augenblick war der Hirsch flüchtigen Laufs in den Wald hinein gejagt, wo er verschwand.

„Nun hilft nichts mehr, nirgends mehr ein Vorwand," seufzte Herr Friedrich, „jetzt muß ich sprechen!"

Heinz hatte sein Schwert zwischen die Kniee genommen, den Kopf auf den Griff desselben gelegt und sah mit einem Blick zu seinem Kurfürsten hinüber, der an den eines gehetzten Wildes erinnerte, so daß Friedrich die Augen von ihm abwandte und mehr zu sich selbst als zu dem Ritter zu sprechen schien. So aber lauteten seine Worte:

„Ihr wißt, wo wir Euren Vater fanden, Ihr habt oft genug an der Stelle gebetet, aber ich hab' Euch nicht gesagt, wie wir ihn fanden."

„Todt, unter dem Weidenbaume," sagte Heinz mit hohler Stimme.

„Nicht unter dem Weidenbaume, Wildenreuth," erwiderte der Kurfürst leise, „sondern an dem Weidenbaume, neben der Leiche aber steckte ein Messer im Baume."

Klirrend entglitt das Schwert den Händen des Ritters, ein furchtbarer Schrei entrang sich seiner Lippe, er sprang auf, sein Antlitz war todtenblaß, seine Augen rollten in ihren Höhlen.

„Verfehmt, verfehmt," stöhnte er, „und warum?"

„Warum?" rief der Kurfürst, „frage ich mich denn nicht seit jener Stunde danach, da ich in das bleiche entstellte Gesicht des Mannes sah, der mir ein Freund gewesen war, den ich treu und fleckenlos erfand, so weit ein Mensch fleckenlos sein kann. Darum hab' ich Euch gefragt, ob Ihr eine Ahnung hättet von einer dunkeln That im Leben Eures Vaters."

„Keine, keine," murmelte Heinz, „es ist nicht wahr," fuhr er plötzlich auf, „er ist nicht zu Recht verdammt, er ist gemordet!"

„Die heilige Vehme mordet nicht und irrt sich nicht," sprach der Kurfürst sehr ernst.

Ein bitteres Lachen war die einzige Antwort des Wildenreuthers, dann schauerte er zusammen wie im Fieber, er dachte jener unheimlichen Nacht, da er auf dem Wege nach Bennberg die Leiche des Verfehmten an der Weide gesehen hatte, er erinnerte sich des entsetzlichen Schreies, den er vernommen, und so hatte auch sein Vater geendet, sein edler, schuldloser Vater, was war das für eine entsetzliche Macht, die so hineingriff ins Leben der Völker, die richtete und verurtheilte im Dunklen und Geheimen? Das ganze trotzige Rechtsgefühl der Wildenreuthe bäumte sich mit einem Mal in der Seele des Ritters auf, „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für meinen gemordeten Vater," schrie er laut hinein in die Haide.

„Ihr dürft nicht von Mord sprechen, vor meinen Ohren, wo die heilige Vehme gerichtet hat," nahm der Kurfürst ernst das Wort, und seine blauen Augen bohrten sich förmlich in das Gesicht des Ritters, so scharf, so durchdringend ward ihr Blick. Heinz aber fuhr zusammen; „der Kurfürst ist selbst Mitglied der heiligen Vehme," das war der Gedanke, der ihm durch den Kopf schoß, „mein Oheim Philipp ist es

auch, sie haben erkannt, daß es keine Täuschung war, daß wirklich die heilige Vehme meinen Vater gerichtet hat."

„Wißt Ihr nun," fragte Herr Friedrich den Ritter, „warum Euer Ohm ein Recht auf Burg Wildenreuth hatte?"

Der Mann, der mit den starken Pommern gerungen und sie übermocht hatte, bebte wie im Fieber. „Ist ein Wildenreuth einer Todsünde überwiesen worden, ist er durch die Hand des Richters gefallen mit Recht, sei es durch Beil oder Strang, so sollen seine Kinder nicht sitzen als Erben auf seinen Burgen oder Gütern," sagte er mit klangloser Stimme, „so steht's in unserem Hausvertrag. Nein, ich hatte kein Recht an Burg Wildenreuth und hab' mir so lange Jahre Vorwürfe gemacht, daß ich dies Recht nicht gewahrt habe, hab' dem Ohm Philipp Bedingungen vorgeschrieben, wo er im Recht war — o — was ist aus der Justitia geworden, die wir so hoch hielten. Warum sprach mein Ohm nicht damals schon!"

„Weil ich sein Wort dafür hatte," entgegnete der Kurfürst, „ich habe nie an die Schuld Eures Vaters geglaubt, ich sagte mir, ein ungeheurer Irrthum müsse hier vorliegen, darum ließ ich

ihn, meinen frommen Wildenreuth, ehrlich zu Tangermünde begraben, aber ich hatte nicht Zeit, nicht Gelegenheit, danach zu forschen, warum sie ihn also heimlich gerichtet!“

„Oh, Herr, Herr,“ rief Heinz, „ich hätte ja kein anderes Lebensziel gehabt, hätte ich das geahnt, nun sind schon viele schöne Jahre dahingegangen, und verloren. Mein Oheim glaubte an des Vaters Schuld?“

„Daß Ihr dem armen Philipp doch immer Unrecht thun müßt,“ tadelte der Kurfürst, „er war anfänglich ebenso entsetzt als ich und gab mir sein Wort, zu schweigen, ja er wollte nachforschen, ob er Licht bringen könne in dies Dunkel. Er hätte mehr Muße dazu gehabt als ich, aber ich glaub's nicht, daß er es gethan hat, und das ist wahrscheinlich das einzige Unrecht, das er Euch angethan hat, denn stellte sich's heraus, daß Euer Vater nicht zu Recht gerichtet war, dann fiel die Burg wieder in Eure Hand!“

„Nicht doch, Herr,“ seufzte Heinz, „dagegen hat er sich gesichert, Burg Wildenreuth ist sein und seiner Erben, auch wenn meines Vaters Unschuld an den Tag kommt; das aber ist von nun an meines Lebens Zweck, zu forschen nach meines

Vaters Unschuld, es soll und muß ihm Gerechtigkeit werden!"

„Wenn das möglich wäre," rief der Kurfürst, „Heinz, dem Dom in Tangermünde und dem Kloster zu Heilsbronn, wo ich einst bei meinen Vätern zu ruhen hoffe, will ich reiche Zuwendungen machen an dem Tage, da es erwiesen wird, daß die heilige Vehme irrte und Dein Vater unschuldig war."

Es klang fast, als lege er ebenso viel Werth auf den Irrthum der heiligen Vehme, als auf die Unschuld des Wildenreuthers.

„Gern wäre ich Euer Mann geblieben," sprach Heinz ernst, „jetzt muß ich Euch verlassen, aber wenn Noth an Mann geht, dann komme ich doch wieder!"

„Dann werdet Ihr wiederkommen," sagte Friedrich ernst, „nie hat ein Fürst mehr Begehr nach Frieden gehabt, als ich und nie hat einer mehr kriegen müssen als wieder ich. Ruhe werd' ich nie finden auf Erden, sei's drum; ich bin Gottes Amtmann und muß thun, was er befiehlt. Bleibt mir nur seine Gnade, so ist's schon recht, hab' ich mein Fürstenthum doch nur von Gottes Gnaden."

Es war als ob die Eichen und Buchen, als

ob das Schilf am See sich neigen wollte vor dem Fürsten, der sich, so lange er regierte, immer nur von Gottes Gnaden schrieb, der in seiner Demuth und Frömmigkeit aufging wie ein Morgenstern an Deutschlands Himmel und gerade durch diese Eigenschaften auf die Besten so gewaltig wirkte. Das erfuhr auch Heinz wieder in dieser Stunde auf dem Werbellin; die mächtige Persönlichkeit des Kurfürsten zog ihn ab von dem eigenen Leid; sobald aber Friedrich schwieg, drängte sich ihm dieses wieder mit doppelter Schwere auf. Der Kurfürst sah es wohl; mitleidig fragte er: „Wie denkt Ihr aber Euren Zweck zu erreichen?“

„Zunächst ziehe ich nach Franken,“ erwiderte Heinz, „ich will meinem Ohm Philipp sagen, daß ich Alles weiß, will ihn fragen, ob er eine Spur gesucht und gefunden, warum man meinen Vater gerichtet hat. Lautet seine Antwort nein, so gehe ich zu denen, die es wissen müssen, ich gehe unter die Linde nach Dortmund und lasse mich wissend machen.“

Gespannt blickte ihn der Kurfürst an: „Wo wollt Ihr hinaus?“ fragte er.

„Ich will dieser dunkeln Macht ins Antlitz sehen,“ rief Heinz, „ich will sehen, ob sie mit

reinen Händen an ihr Werk geht, ich kann sie aber klar nur erkennen, wenn ich ihr selbst angehöre; besteht sie nicht vor meinen Augen, dann werfe ich ihr selbst den Handschuh hin und verklage die Vehme bei der Vehme!“

„Ihr seid stolz, Wildenreuth, haltet Ihr so hoch von Eurer eigenen Einsicht?“

„Gott wird meine Augen erleuchten,“ erwiderte der Ritter, „ich hab' schon manches raunen hören wider die Vehme.“

„Man raunt wider Alles in unseren Tagen,“ seufzte Herr Friedrich.

„Das Raunen thut's nicht, Herr,“ sprach Heinz mit Würde, „was Gottes ist, das schützt er, das kann nicht zu Grunde gehen, und wenn die ganze Welt sich dagegen setzte! Herr, es ist vieles morsch geworden im Lauf der Zeiten, vieles möchte aufblühen und kann noch nicht ans Licht; Vieles aber ist lieb und heilig, daß wir's nicht lassen werden und können; in eine schwere Zeit hat Gott uns hineingestellt, in eine Zeit des Harrens und Sehnens, ob wir die Tage der Entscheidung erleben, wir wissen's nicht, unruhig ist unsere Zeit, es gährt und tobt in ihr und doch möchte ich's keine schlechte Zeit nennen, denn

sie hat erkannt, wo es ihr fehlt, mag sie oft verkehrt und wüst sein, sie träumt doch nicht und schläft nicht, sie legt die Hand an den Pflug, das Weitere ist Gottes Sache —"

„Und seine Tage zählen anders als die unseren," sagte der Kurfürst, „Ihr habt Recht!"

Er reichte ihm die Hand, die Heinz ehrerbietig küßte. Dann bestiegen sie ihre Rosse und ritten schweigend dem Jagdschlosse Grimnitz zu, wo sie herbergen wollten. Aber geschlafen haben sie Beide nicht. Heinz ging die ganze Nacht in seiner Kammer auf und nieder; unruhig wälzten sich die Gedanken in seinem fiebernden Gehirn; immer zorniger ward er auf die heilige Vehme, denn nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke an eine Schuld seines Vaters. Wohl sagte er sich, daß auch ein Richter sich irren könne, aber er ließ doch eine Vertheidigung zu und noch wußte er nicht, ob die Vehme eine solche gestatte. Vor allen Dingen aber, es gab ja Richter, es gab ja Gerichte, mußte es diese nicht schwer schädigen, wenn neben ihnen her noch ein heimliches Gericht wirkte, Heinz erfuhr es wieder einmal, welche Kette von Gedanken sich an ein einzelnes Wort knüpft, wie Alles, was der Einzelne erfährt, mit dem Ganzen zusammenhängt und zu ihm führt.

Das eine Wort: „Verfehmt!“ hatte wahrscheinlich für lange Zeit sein Leben umgestaltet.

Auch der Kurfürst schlief nicht; er stand am Fenster und blickte hinaus in den Werbellin, aber seine Gedanken weilten jetzt nicht bei Jagdlust und Hörnerklang; sie zogen fast eine Bahn mit denen Wildenreuths.

„Wenn es gelänge, die Macht der Vehme zu brechen,“ murmelte er, „es wäre ein Segen; fester hielten wir Fürsten unsere Scepter in der Hand; aber mit Gewalt wird's nicht möglich sein. Ich wüßte ein anderes Mittel, man müßte sie unnöthig machen; wo Recht und Gerechtigkeit herrschen, da braucht's keine Vehme; sie ist dann nur noch eine Mörderin, die man offen bekämpfen darf, wenn sie es wagt, sich breit zu machen Herr Gott, verleihe deinem armen Amtmann die Gnade, daß in seinen Landen die Vehme unnöthig sei, daß Recht und Gerechtigkeit überall herrschen, wo der schwarz-weiße Zollernschild aufgerichtet wird, und Jedem das Seine werde!“

Hatte der Kurfürst sich nur getäuscht und nur das Echo seines eigenen Herzens vernommen oder hatte es ihm aus der Tiefe des Werbellin zugeflüstert in lauer Lenznacht: „Amen! Amen!“

Achtzehntes Kapitel.

Der Heimkehrende.

Und meine Kinderträume
Hangen an jedem Zweig.
Immermann.

An einem heißen Sommernachmittage des Jahres 1420 klopfte ein junger Ritter, dem manches hübsche Patrizierkind, manch zünftiges Mägdlein wohlgefällig nachgeschaut hatte, an die Pforte des Schottenklosters dicht an der Aegydienkirche zu Nürnberg. Auf die Frage des Pförtners, was sein Begehr sei, verlangte er zu dem Bruder Conrad geführt zu werden. Freundlich ward seinem Begehr gewillfahrt und nach wenigen Augenblicken trat er in die schmucklose Zelle, darin Bruder Conrad eifrig schreibend saß. Ein heller Freudenschein zog über das stille Antlitz, als er den Eintretenden erkannte, und hastig erhob er sich.

„Junker Wildenreuth," rief er und streckte ihm die Hand entgegen, da fiel sein Blick auf die goldenen Sporen, und rasch verbesserte er sich: „Nicht doch, Ritter Wildenreuth muß ich jetzt sagen. Willkommen, willkommen, das ist eine Freude, wie ich sie mir heut morgen nicht träumen ließ. So habt Ihr meiner nicht vergessen?"

„Mein erster Weg war zu Euch, Bruder Conrad," erwiderte Heinz Wildenreuth und drückte die Hand des Mönchs; „vor einer Stunde bin ich hier eingeritten, im rothen Rößlein abgestiegen und dann zu Euch gegangen, mein Herz zog mich gewaltig zu Euch, verdanke ich Euch doch gar viel."

„Ihr seid der Alte geblieben," sprach Bruder Conrad mit Freudenthränen im Auge.

„Das ist mir kein Lob," meinte der Ritter nachdenklich, „ich wollte, ich wär' ein Anderer und Besserer geworden; doch davon nachher, was treibt Ihr, Bruder Conrad?!"

„Ich zeichne eine Chronika dieser lieben Stadt Nürnberg auf," erwiderte Bruder Conrad, „und male Bildlein dazu. Treibt Ihr das Malen auch noch?"

„In letzter Zeit hab' ich wohl mehr das Schwert als den Pinsel in der Hand gehabt,"

erwiderte Heinz, „bei Krieg und Fehde gedeiht die Kunst nicht, da flüchtet sie sich zu Euch, in die Klöster zu den Männern des Friedens.“

Conrad nickte. „Ihr wißt,“ erwiderte er, „ich hab' viel gegen die Klöster, aber sie haben auch viel gutes geschaffen und eine spätere Zeit wird ihnen danken, daß sie die heiligen Kleinodien der Künste und Wissenschaften bewahrt haben, die ohne sie in dem wüsten Treiben vieler Jahrhunderte verloren gegangen wären.“

„Ihr habt Recht, Bruder Conrad,“ erwiderte der Ritter, „aber nicht über Kunst und Klöster möcht' ich mit Euch reden, sondern Euch fragen, wißt Ihr etwas von meinem Ohm Philipp?“

„Der gestrenge Junker war ehegestern hier mit seiner Gemahlin,“ meldete der Mönch, „und gelobte dem heiligen Florian in der Kapelle rechts vom Altare, Ihr kennt sie wohl noch, eine Wachskerze für die Genesung einer Kranken.“

Der Mönch hatte ganz langsam gesprochen und hielt die Augen fest auf den jungen Ritter geheftet. Der verfärbte sich leicht und fragte dann mit zitternder Lippe: „Florianskapelle? Kranke? Bruder Conrad, steht es so schlecht um meine Schwester?“

„Ja, Ritter,“ entgegnete der Mönch ehrlich,

„was soll ich Winkelzüge machen, Ihr seid ein Mann und werdet es tragen als ein Mann, Floriane Wildenreuths Tage auf Erden sind gezählt, wollt Ihr sie noch sehen, so müßt Ihr eilen."

Heinz barg das Gesicht in den Händen; er hatte Burg Wildenreuth eigentlich gar nicht betreten, die Schwester nur um eine Zusammenkunft in Nürnberg, wo ihnen ja noch mancher Befreundete lebte, bitten wollen. Auch mit dem Oheim wäre er am Liebsten am dritten Ort zusammengetroffen, das war nun nicht möglich, jetzt mußte er nach Burg Wildenreuth, die Schwester sollte nicht sterben ohne ihn.

Conrad störte den tief Ergriffenen nicht, er harrte ruhig, bis dieser von selbst wieder das Wort nahm und ihm von seinen Erlebnissen berichtete.

Aufmerksam hörte der stille Mönch zu; er that vielleicht nicht ungern einen Blick in das Treiben der Welt, dem er entsagt hatte; aber nicht nur von seinen äußeren Erlebnissen sprach Heinz, er redete mit dem Schottenmönch fast noch lieber von seinen inneren Erfahrungen. Gab's doch nur zwei Menschen, denen gegenüber er seine Lippen zu solchem Gespräch aufthat,

Wilfriede und Bruder Conrad; für Vieles aber hatte der Mönch doch noch besseres Verständniß als Jene, und es that dem Ritter gar wohl, seine milde Stimme wieder zu hören. Was er Wilfriede verschwiegen, die Todesart seines Vaters und seine Pläne gegen die heilige Vehme — dem Mönche sagte er's. Für Frauenohren dünkte ihm das keine Rede. Auch das hörte Conrad an und hatte kaum etwas dawider zu sagen; der Ritter gehörte der Welt an, er konnte nicht nur geistlichen Dingen nachhängen, und wenn die Macht der Vehme gebrochen wurde, so war es vielleicht ein Segen. Die Geistlichkeit war keine Freundin der Vehme, obgleich diese nie einen Cleriker vor ihren Richterstuhl lud; das war aber eine Freiheit, die der Clerus mit den Weibern, den Juden und Heiden theilte, alle diese wurden nie durch die Vehme verurtheilt.

„Wie nun Herr Friedrich meinen festen Entschluß sah, nach Franken zurückzukehren," endete Heinz seinen Bericht, „da bat er mich, dies zu thun im Gefolge seiner Gemahlin, damit ich ihr wie schon öfter mit meinem Schwerte Schutz verleihen könne wider ihre Feinde. Mein Markgraf ging nach seinen herrlichen Siegen in der Mark wieder zum Kaiser nach Böhmen, der, wie

es scheint, nicht ohne ihn fertig werden kann, aber doch gar viel von ihm verlangt; Mark Brandenburg und Franken dünkt mich haben auch ihre Rechte an ihn. Da muß denn nun Frau Else wieder ihres Gemahls Stelle vertreten und die Fehde mit den baierischen Vettern ausfechten —"

„Die als echte Mordbrenner in die fränkischen Lande eingefallen sind," unterbrach ihn der Mönch, „wie haben Euch die Trümmer der burggräflichen Burg angemuthet, die der alte Herzog Ludwig von Christoph Leiningen verbrennen ließ?"

Heinz seufzte tief auf, dann sagte er traurig: „Ach, Bruder Conrad, als ich noch in den Marken weilte, da dünkte es mich, als sei es gar unlieblich und rauh daselbst, als sei dagegen in Franken lauter Sonnenschein und Herrlichkeit. Nun ja, was unser Herrgott an meiner lieben Heimath gethan hat, das ist sonnig und schön wie immer, es mag auch in Wahrheit schöner sein in Franken als in Brandenburg, hab' ja ein gut Stück davon wiedergesehen, als ich die Markgräfin nach Cadolzburg brachte, was aber die Menschen hier thun — nun, Bruder Conrad, ich meine, wir haben kein Recht so stolz herabzusehen auf die Märker.

Wilder und wüster noch als bei ihnen geht es bei uns zu; sie wollen lernen von uns, sie steigen empor, wir vergessen und steigen hinab!“ —

Der Ritter schwieg traurig, dann raffte er sich auf und sagte: „Nur meinen alten Lehrer, den Meister Lodter, will ich noch aufsuchen,“ und reichte dem Mönch die Hand zum Abschied, „dann reite ich so schnell wie möglich nach Burg Wildenreuth; ehe ich aber Franken verlasse, spreche ich noch einmal im Schottenkloster vor.“

„Thut das Ritter,“ sagte der Mönch, „denn ich möchte gern wissen, ob Ihr zu Vater und Sohn auch den Geist gefunden hättet.“

Heinz schüttelte den Kopf, „Stunden gab's, heilig ernste, von denen mein Mund auch zu Euch nicht reden kann, da meint' ich, er wäre mir nah, aber ich bin doch zweifelhaft geworden.“

„Will Euch ein Reimsprüchel vom Vater Tauler sagen,“ erwiderte Bruder Conrad, „wenn das wahr an Euch geworden ist, dann ist der Tröster bei Euch! So lautet es:

Wem Leid wie Freud'
Und Freud' wie Leid,
Der danke Gott
Für solch' Gleichheit.

Langsam wiederholte Heinz die Worte, dann

sagte er wehmüthig: „Daran lerne ich noch!“

„Gott segne Euch solches Lernen,“ sprach Bruder Conrad und machte das Zeichen des Kreuzes über ihm, „und schenke Euch seinen Frieden!“

Es war dem Ritter, als habe der Segen des geistlichen Mannes seine Brust freier athmen gemacht, mit raschen Schritten wandte er sich dem Hause des Meisters Lodter zu, weder an dem des alten Groß, noch an dem der Haydens, das er auch recht gut kannte, wagte er vorüber zu gehen. Sollte er Agathe an der Seite ihres Gemahls als glückliche Frau erblicken? Er fühlte, daß er das nicht konnte, Leid war ihm noch nicht Freud'!

Im Hause Lodters erregte sein Erscheinen einen Jubelsturm; die alten Leute waren noch rüstig, die Töchter verheirathet, dafür aber schmucke Schwiegertöchter vorhanden. Malen und Singen blühte noch immer um die Wette in dem von außen so düsteren, von innen so freundlichen Hause. Meister Lodter war noch immer der alte Ketzer und ließ sich besonders gern von Constanz erzählen; er ballte die Fäuste, wenn Heinz der unheimlichen Stelle gedachte, da der Scheiterhaufen des böhmischen Märtyrers

gestanden, von der aus der Henker seine Asche in den Rhein gestreut hatte.

„Dabei fällt mir ein," warf er dann zwischen Wildenreuths Erzählung, „den alten Groß habt Ihr doch auch noch gekannt, der damals mit bei der Disputation war, die Huß hier hielt, ja, Ihr wohntet ja in seinem Hause, er war ein frommer Herr!"

„Er war?" fragte Heinz, dem das Herz höher schlug, als er den Namen Groß hörte.

„Nun ja, wißt Ihr denn nicht, daß der brave Mann wenige Wochen nach der Heimkehr seiner Tochter starb?"

„Da hat sie wohl mit der Hochzeit warten müssen?" erwiderte Heinz, den es jetzt doch mächtig antrieb, von dem Schicksal der verlorenen Geliebten zu hören.

„Sie hat überhaupt keine Hochzeit gemacht," meinte Meister Lodter.

„Keine Hochzeit!" stammelte Heinz; sein Herz begann auf einmal gewaltig zu schlagen, „wie ist das möglich?"

„Ja, Herr," antwortete der Briefmaler, „das ist eine seltsame Geschichte; es hieß immer, sie sei dem Junker Marx Hayden versprochen, obgleich sie zu dem paßte, wie Feuer zu Wasser.

Der alte Groß hat ihn auch zum Vormund über sein Kind gemacht und sein ganzes Besitzthum in seine Hand gelegt, aber das Kind selbst, das ist wie von der Welt verschwunden."

„Verschwunden!" rief der Wildenreuther, „Agathe Groß ist nicht Marx Haydens Weib geworden?"

„Nein, nein," wehrte der Briefmaler, „man möchte meinen, die Haydens hätten sie umgebracht, und es wär' ihnen nicht gut gegangen, wenn die Jungfrau nicht an den Bürgermeister selbst geschrieben hätte, daß sie freiwillig, ohne Vorwissen ihres Vormundes aus Nürnberg gegangen sei, nur wohin hat sie ihm nicht geschrieben. Der Bürgermeister aber kannte die Schrift der Jungfrau, eine Täuschung war nicht möglich. Der Hayden war wie vom Schlag gerührt über die Flucht Agathes und hat in der Junker-Trinkstube erzählt, daß er vorher schon auf ihr Verlangen den Verspruch mit ihr gelöst habe. Er verwaltet ihr Vermögen mit großer Treue und legt dem Rath Rechenschaft ab, nein da liegt kein Verbrechen vor, aber ich habe so meine Gedanken —"

„Was für Gedanken, Meister Lodter!" drängte der junge Ritter.

Der Briefmaler warf einen Blick auf das erregte Gesicht des Fragenden, dann that er einen langen Pfiff; es schienen ihm auch jetzt wieder Gedanken zu kommen, und während ein schlaues Lächeln seine dünnen Lippen umspielte, sagte er: „Die Jungfrau war ihres Vaters Tochter, das heißt, sie hatte von früh an den Lehren des Huß ein williges Ohr geliehen, und ich glaube, sie hat die aufgesucht, die mit ihr eines Glaubens sind.“

„Sie wäre nach Böhmen gegangen?“ rief Heinz.

„Warum nach Böhmen, der Ketzer giebt's allenthalben,“ meinte Lodter, „bin ich doch auch nicht weit entfernt davon, das aber glaube ich sicher, wer Agathe Groß suchen will, der darf sie nicht im Kloster, der muß sie unter Ketzern und Ausgestoßenen suchen.“

Der Alte hatte sie von Kind auf gekannt, sie war oft in sein Haus gekommen und hatte mit seinen Töchtern gespielt, er mochte mit seiner Ansicht nicht Unrecht haben.

Noch eine ganze Weile saß Heinz bei ihm, dann begab er sich in die Herberge, wo er Roß und Knecht untergebracht hatte. Dem Knecht, einem schweigsamen Märker, Zabel geheißen, be-

fahl er, bis zu seiner Rückkehr in Nürnberg zu verharren, und allein machte er sich auf den Weg nach Wildenreuth. Seltsame Gedanken stürmten ihm durch Kopf und Herz; jeder Baum am Wege grüßte ihn wie einen alten Bekannten und doch nahm er sich nicht die Zeit, für solchen Gruß zu danken. Agathe nicht die Frau des Hayden, Agathe verschwunden! — War sie wirklich nach Böhmen gegangen? Möglich war's schon, hatte sie nicht einst zu Tangermünde gerufen — und es war ihm als töne der Klang ihrer Stimme plötzlich an sein Ohr — „wenn Ihr ihn den Ketzer-Heinz nennt, so könnt Ihr mich die Ketzer-Agathe nennen!" Warum aber war sie nicht die Frau des Nürnberger Patriziers geworden? Hochauf wallte sein Herz — war's um seinet-, um des Ketzer-Heinz willen, war die erste Liebe doch mächtiger gewesen als die neue? Hatte sie Marx Hayden überhaupt geliebt? „Ich will Dich suchen, Mädchen," sprach der Ritter, „und nicht ablassen, bis ich Dich gefunden habe; dann will ich Dich fragen, warum Du der Vaterstadt den Rücken gekehrt hast und dann —"

Weiter kam der Ritter nicht in seinem Selbstgespräch, aber seine Augen leuchteten und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

Je weiter der Wildenreuther kam, desto vertrauter wurde ihm die Gegend, desto lauter rief ihn die Erinnerung an, sodaß er sie endlich nicht mehr zurückweisen konnte. Zuletzt aber ward sie ganz Herr über ihn und nun erwiderte er auch das Grüßen der Wälder, der Wiesen und der Dörfer. Je näher er der Burg kam, desto mehr traten die Gedanken an die Aufgaben, die er sich gestellt, zurück; er dachte nicht mehr an das Dunkel, welches er lichten wollte, nicht an das Suchen nach der Geliebten, nur an den alten Stammsitz seiner Väter dachte er, der nicht sein war, und eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich seiner.

Schon hatte er den Wald hinter sich, hügeliger ward der Boden, eine Wolke von Duft umfing den Ritter; feucht schimmerte es in seinen Augen, die Brust dehnte sich weit, das war der Duft der Heimath, der Hopfen blühte, und Heinz sog den Duft gierig ein, während er mit kundigem Auge die Blüthen betrachtete.

„Das wird ein gut Hopfenjahr," rief er den Männern zu, die bei den Stangen beschäftigt waren, „er schöpfet heuer reichlich."

„Gott segne es Herr," lautete die Antwort und der Ritter warf ihnen Silberstück hin.

Aus den Hopfengärten kam er in die Weinberge, die Weinstöcke hatten abgeblühet und wurden zum dritten Male gehackt; auch hier warf Heinz den Bauern ein Geldstück zu. Ein paar legten die Hand über die Augen, als wollten sie besser sehen, dann schrieen sie hell auf und fielen ihm in die Zügel.

„Junker Heinz, Junker Heinz," rief es um ihn herum, harte Hände streckten sich ihm entgegen, und er drückte sie mit feuchten Augen; so war er doch nicht vergessen in der Heimath.

„Wollt Ihr nun unser Herr sein?" fragten sie ihn treuherzig.

Da flog eine Wolke über seine Stirn. „Euer Herr ist mein Ohm," sagte er mit beinah harter Stimme, „ich habe kein Recht an Euch!"

Da schüttelten sie die Köpfe. „Nicht daß er ein harter Herr wär'," sagte Einer, der manchmal mit Heinz gespielt hatte in vergangenen Tagen, „wir haben's besser als alle andern ringsum, aber unser Herr seid Ihr, und wir wissens Alle: es kommt ein Tag, da sitzt Ihr dort oben als Herr!"

Er deutete hinauf zu der Anhöhe, auf der Burg Wildenreuth lag, im Abendsonnenglanz,

wie Heinz sie immer am liebsten geschaut hatte, und es erfaßte ihn eine so heftige Sehnsucht, sie nahe zu sehen, daß er sich losriß, seinem Thiere die Sporen gab und in rasender Eile der Burg zu sprengte.

„Und er wird doch unser Herr," sagte der lange Gangolph, „habt Ihr nicht sein Silber in der Hand, saht Ihr die goldnen Sporen an seinen Füßen, und kennt Ihr nicht den alten Spruch:

Das ist der Herr von Wildenreuth,
Der Euch das weiße Silber beut,
Mit goldnem Sporn und blankem Schild —

„Ist nichts damit, Gangolph," unterbrach ihn ein Anderer, „denn es heißt weiter: ‚Sein ist das schönste Frauenbild', hab aber kein Weib neben ihm gesehen.

Gangolph legte den Finger an die Nase. „Das wird er sich schon suchen," sagte er wichtig, „meint Ihr denn, das schönste Weibsbild liefe nur so herum in den Hopfengärten und Weinbergen? Nein, was ein echter Ritter ist, der muß seine Dame aus viel Gefahren und Verzauberungen erlösen, und weil er die Dame noch nicht hat, darum ist er auch noch nicht

unser Herr, wenn er sie erst hat, dann kommt er, und die goldne Zeit geht an!“

So schwatzen sie durcheinander; seltsam, daß keiner sich um das Schicksal Philipp Wildenreuths kümmerte, oder danach fragte, was aus Junker Arnulf werden sollte. Sie hatten keine Klage gegen ihren Herrn, aber er war und blieb ihnen ein Fremder, in dem sie höchstens einen getreuen Verwalter seines jungen Vetters sahen, obgleich der selbst ihnen gesagt hatte: „Ich habe kein Recht an Euch!“

Ritter Heinz war unterdeß bis an die Burg herangeritten und vom Pferde gesprungen; mit einem unterdrückten Schluchzen warf er sich vor dem Burgthor nieder und küßte die Erde, die sein nicht mehr war. Ein scharfer Schmerz faßte ihn, am liebsten hätte er sich, nun, da er die Burg wieder gesehen hatte, auf sein Roß geworfen und wäre davon gejagt auf Nimmerwiederkehr; er hatte sich ja immer vor diesem Wiedersehen gefürchtet, aber so peinvoll hatte er sich's doch nicht gedacht. Doch — da drinnen lag die sterbende Schwester, da drinnen hauste der Mann, der ihm vielleicht einen Fingerzeig in Bezug auf das Ende seines Vaters

geben konnte; er erhob sich und kämpfte muthig die Schwäche nieder.

Der Wächter auf dem Burgfried hatte ihn den Berg heraufjagen sehen und sich gewundert, wohin der Reiter auf einmal verschwunden sein mochte; jetzt sah er ihn neben seinem Pferde stehen und Einlaß begehrend, zu ihm hinauf=winken. Sofort gab er dem Pförtner mit seinem Horn ein Zeichen, derselbe rasselte gewaltig mit seinen Schlüsseln, endlich ging das Thor auf und mit lauter Stimme schrie der alte Gesell, wer hier Einlaß begehre.

„Ritter Heinz von Wildenreuth," schallte es zurück.

„Alle guten Geister loben Gott," murmelte der Pförtner und strengte seine Augen gewaltig an, um im Antlitz des Ritters, der sein Visir geöffnet hatte, die Züge des Jünglings zu erkennen, der vor sechs Jahren die Burg ver=lassen.

Da legte der Ritter beide Hände an den Mund und in dem nächsten Augenblick tönte der scharfe Pfiff eines Geyers an das Ohr des Pförtners, der jetzt den Mund zu einem breiten Grinsen verzog; kein Zweifel, es war Junker

Heinz, denn den Pfiff hatte er ihn selbst gelehrt; er rief einen Knecht, im nächsten Augenblick rasselte die Zugbrücke nieder, und sein Roß am Zügel führend betrat der Ritter Heinz von Wildenreuth als Gast die Burg, zu deren Herren er geboren war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a S.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, Ludovica,

Nürnberger Tand Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert

Bd.: 1

1888

P.o.germ. 617 htc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11670425-5